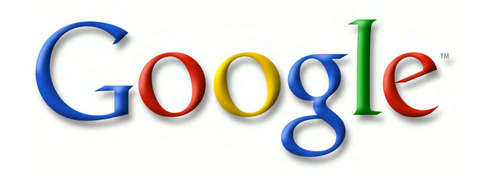



BUHR A
a39015 01809329 7b
Göll,
Kulturbilder

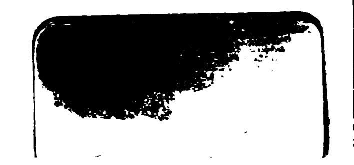
Elisha Jones
Leipsic, Dec. 4. 1823.





Elisha Jones
Leipsic, Dec. 4. 1823.





Kulturbilder

aus

Hellas und Rom.

Erster Band.



Kulturbilder

aus Hellas und Rom

von

Dr. **Hermann Göll,**
Professor und Prorektor am Gymnasium zu Schleiz.

Zweite berichtigte und vermehrte Auflage.

Erster Band.



Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1869.

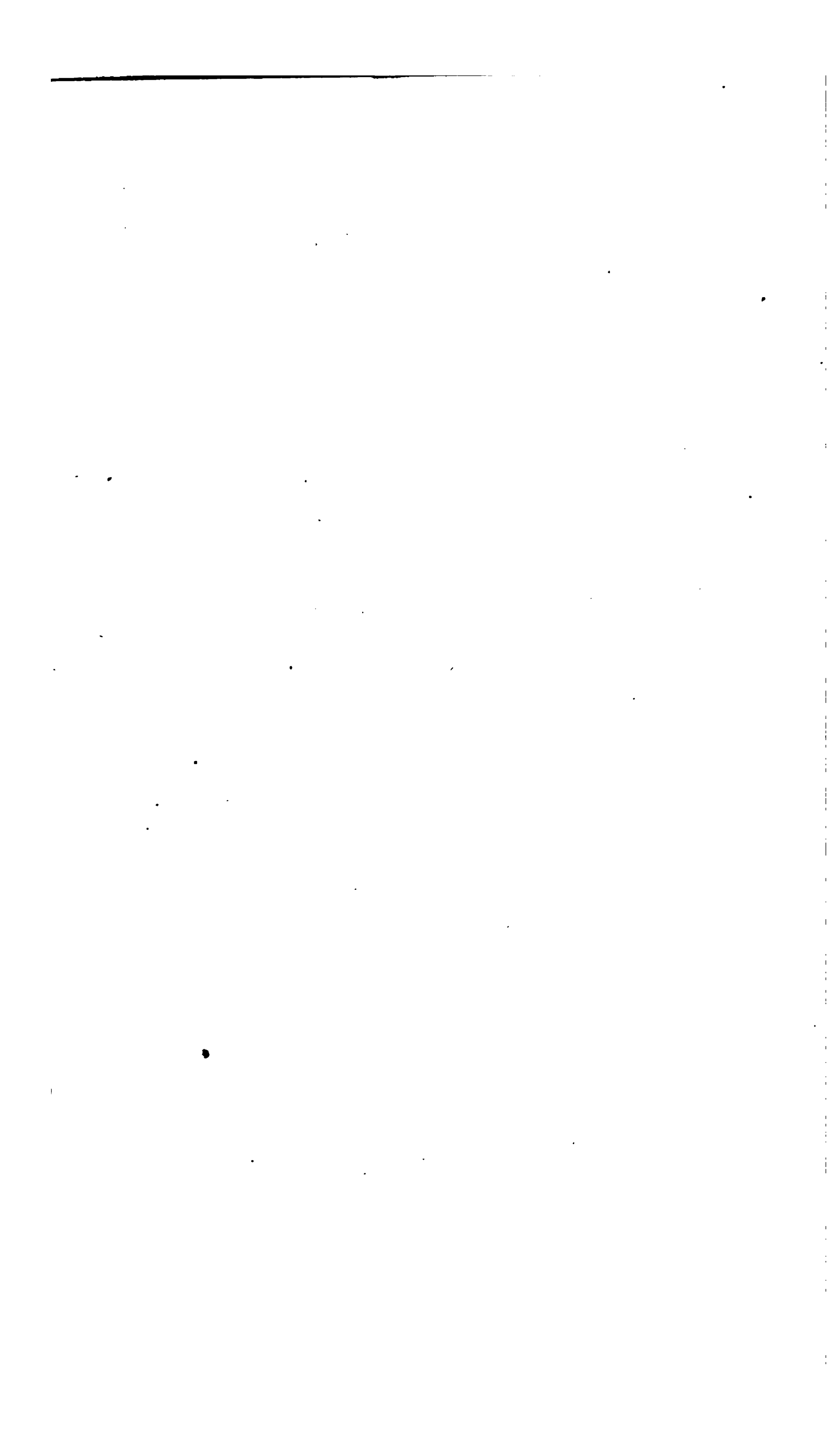
Und so möge es denn fortfahren, sich unter Denjenigen Freunde zu erwerben, denen es bei ihrer Lektüre eben nicht blos um Unterhaltung zu thun ist, die aber den schwerfälligen gelehrten Apparat nicht gern mit in Kauf nehmen.

Schleiz, im Mai 1869.

H. Göll.

Inhalt.

		Seite
I.	Der Volksunterricht	1
II.	Professoren und Studenten der römischen Kaiserzeit	26
III.	Der Musikdilettantismus der römischen Kaiserzeit	42
IV.	Das Reisen im Alterthume	51
V.	Die geselligen Spiele der Griechen und Römer	84
VI.	Die Parasiten und Hofnarren	115
VII.	Die Gaukler	126
VIII.	Die Pantomimik	143
IX.	Die Astrologie in der römischen Kaiserzeit	157
X.	Aktiengesellschaften im Alterthume	172
XI.	Banquiers, Banken und Geldkrisen	187
XII.	Die Aerzte	196
XIII.	Die Armenpflege	210
XIV.	Die Handwerker, Fabrikanten und Zünfte	226
XV.	Der Neujahrstag in Rom	244
XVI.	Die griechischen Milizen und Lanzknechte	261
XVII.	Die Leibeigenen und Sklaven	281
XVIII.	Die Polizei	328



I.

Der Volksunterricht.

Die Bildung der hellenischen Jugend im heroischen Zeitalter erstreckte sich mehr auf den Körper, als auf die geistigen Kräfte. Mit Kunst und Anstand die gymnischen Uebungen des Wettlaufs, Ringens, Diskuswerfens und Faustkampfs auszuführen wurden die reiferen Knaben und Jünglinge gelehrt, oder sie lernten es durch eigene Uebung unter Anweisung älterer und kundigerer Genossen. Die Ausbildung des Geistes beschränkte sich auf einen kleinen Kreis praktischer Kenntnisse, durch welche theils die Sittlichkeit geweckt und gestärkt, theils das Auffassungs- und Urtheilsvermögen geschärft werden sollte. Dahin gehört das Einprägen nützlicher Sentenzen und Lebensregeln, der wichtigsten Notizen aus der Kräuter- und Heilkunde und der einen Einblick in die einfachen Rechtsverhältnisse jener Zeit bedingenden Vorkenntnisse, vielleicht auch schon der Unterricht im Lesen und Schreiben der hieroglyphenartigen Schriftzeichen, auf deren Vorhandensein, wenigstens im homerischen Zeitalter, einige Spuren hinweisen. Ausdrücklich erwähnt wird ferner die Unterweisung im Saitenspiel und Gesang, welche der Sage

nach Herakles von Linos, Achill von Chiron genossen haben sollen. Aber ein Gemeingut der Nation waren diese Kenntnisse nicht und nur die Söhne der Vornehmen und Edeln wurden in dieselben eingeweiht.

Die Gesetzgeber der historischen Zeit erkannten recht wohl den Einfluß der Erziehung und des Unterrichts auf das Wohl der Staaten, und wenn auch der Athener Solon die Pädagogik nicht so eng mit dem Staatsorganismus verband, als der Dorier Lykurg, so suchte er doch durch Gebote mancherlei Art die sittliche Reinheit der zu seiner Zeit bereits bestehenden Schulen zu erhalten oder wiederherzustellen. Wir lesen z. B., daß er anordnete, die Schulen sollten nicht vor Sonnenaufgang geöffnet, aber vor Sonnenuntergang geschlossen werden; kein Erwachsener sollte bei Todesstrafe die Schulstuben während des Unterrichts betreten*) und gewisse Beamte sollten die Anstalten beaufsichtigen. Vielleicht rührte auch das von Platon erwähnte allgemeine Gesetz, daß Jeder seinen Sohn in den Musenkünsten und der Gymnastik unterrichten lassen sollte, von Solon her. Aber wenn es auch vorgekommen sein mag, daß der Areopag in seiner ethisch-pädagogischen Befugniß gegen Aeltern, welche diese Pflicht versäumten, eingeschritten ist, so darf man sich freilich deshalb nicht denken, daß die Staatsgewalt eine strenge Kontrole ausgeübt habe. Im Gegentheil blieb die Sorge für den Unterricht der Kinder ganz dem älterlichen Pflichtgefühl überlassen und der Staat kümmerte sich weder um die Schulpflichtigkeit der Kinder, noch um die Anstellung und Honorirung der Lehrer. So sind denn alle griechischen Schulen (denn hier macht auch Sparta keine Ausnahme) als Privatanstalten zu betrachten, und umsonst sprach Platon in seiner idealen Gesetz-

*) Mit dieser Bestimmung scheint man es später nicht mehr so genau genommen zu haben. Wenigstens giebt Theophrast als charakteristisches Merkmal des Schwätzers an, daß derselbe auch zu den Lehrern eindringe und den Unterricht störe.

gebung den Gedanken aus, der Staat müsse öffentliche Lehrer mit festem Gehalte anstellen und den Aeltern die Wahl der Lehrer und Unterrichtsgegenstände entziehen. Privatunternehmen blieb es auch, wenn, wie behauptet wird, einzelne Volksabtheilungen und sonstige Genossenschaften ihre Söhne zusammen zu bestimmten Lehrern schickten. Dennoch wirkte Sitte und Nothwendigkeit wohlthätig auf den Schulbesuch ein und überall scheinen Schulen bestanden zu haben. Der ums Jahr 300 v. Chr. lebende Philosoph Theophrast behauptet in seinen Charakterschilderungen, daß alle Hellenen auf ähnliche Weise gebildet würden. Als die Athener im zweiten Perserkriege auf Themistokles' Rath ihre Weiber und Kinder nach Trözen in Argolis gebracht hatten, bewiesen sich die Trözenier so freundlich, daß sie nicht nur die Flüchtlinge auf öffentliche Kosten verpflegten, sondern auch für die Kinder das Schulgeld bezahlten. Von den Mytilenäern auf Lesbos erzählt der freilich nicht zuverlässige Kompilator Aelian, daß sie zur Strafe für Abfall ihren Bundesgenossen verboten hätten, ihre Kinder unterrichten zu lassen, indem sie es für die schwerste Züchtigung hielten, ohne Bildung und in Unwissenheit dahin zu leben. Auch auf der Insel Chios wurden die Kinder fleißig zur Schule angehalten; denn nach Herodot stürzte kurz vor der Seeschlacht bei Lade (494 v. Chr.) das Dach eines Schulgebäudes dort ein und erschlug von 120 Schülern 119. Daß es auch Dorfschulen gab, beweist das frühere Leben des Sophisten Protagoras, der nach Athenäus seine Lehrerlaufbahn auf dem Lande begann. Selbst in Sparta, wo die wissenschaftliche Bildung überhaupt Nebensache war, wurde von der Jugend wenigstens das Lesen und Schreiben erlernt und der Unterricht in der Musik gehörte als sittliches Bildungsmittel mit zu den Gegenständen der vorschriftsmäßigen Unterweisung. Wenn deshalb der Redner Isokrates den Spartanern vorwirft, sie wären so weit in der allgemeinen Bildung zurück, daß sie nicht einmal die Kenntniß der Buchstaben besäßen, so ist dies eine starke Uebertreibung. Ließen doch sogar

die verbauerten Böotier, an denen man allgemeinen Mangel an Empfänglichkeit für geistige Anregung tadelte, ihre Söhne in den Elementen unterrichten. Im peloponnesischen Kriege überfielen thrakische Landsknechte, die von Athen zum Krieg gegen Syrakus gedungen worden waren, die kleine böotische Stadt Mykalessos, metzelten die Einwohner nieder und darunter auch die Kinder der von Thukydides als groß bezeichneten Schule. Bei der Unvollkommenheit ihrer Anstalten schickten aber die Wohlhabenderen und Verständigeren aus Böotien und Aetolien ihre Söhne lieber nach Athen. Natürlich war aber auch hier die Stufe der Schulbildung je nach dem Stande verschieden, da die Söhne der Handwerker, wie bei uns, weniger Zeit auf ihre Ausbildung verwenden konnten und dazu nur die schlechteren und wohlfeileren Anstalten benutzten. Daher sagt auch der Wursthändler in den „Rittern" des Aristophanes: „Auch von Musenkünsten weiß ich nichts, bis auf das Lesen; aber dies auch schlecht genug!" Natürlich gab es auch Manchen, der nicht lesen und schreiben konnte, wie der Idiot, welcher bei der Verbannung des Aristides denselben bat, ihm den Namen Aristides auf seine Stimmtafel zu schreiben! Wie allgemein aber die Kenntniß des Lesens war, zeigt auch das Sprichwort: „Er versteht weder die Buchstaben, noch das Schwimmen."

Alles bisher Erwähnte gilt nun aber blos vom männlichen Geschlechte; denn von Töchterschulen ist bei den Griechen keine Rede. Das weibliche Geschlecht war auf das Haus beschränkt und der Besuch einer Unterrichtsanstalt würde jedem freigeborenen Mädchen Schande gebracht haben. Zwar schlägt Platon auch getrennte Schulen für beide Geschlechter vor; allein diese humanere Ansicht drang eben so wenig durch, als seine harte Forderung, daß die Lehrer selbst nicht unter vierzig Jahre alt sein sollten! Auch von häuslichem Unterrichte durch Privatlehrer findet sich nicht die geringste Spur und nur von Müttern und Wärterinnen lernten die Mädchen nothdürftig lesen und schreiben.

Die Lehrer theilten sich nach den Unterrichtsgegenständen in Elementarlehrer oder Grammatisten, Musiklehrer und Turnlehrer oder Pädotriben. Da sich der Staat um ihre wissenschaftliche Befähigung nicht kümmerte, so waren freilich die Aeltern hinsichtlich der Auswahl übel daran. Denn an untauglichen Subjekten mag früher eben so wenig Mangel gewesen sein, wie in späterer Zeit, wo Plutarch schreibt: „Jetzt möchte man sich über solche Väter ärgern, die, ohne diejenigen, welche sich anbieten, zu prüfen, unbewährten und übelberüchtigten Menschen ihre Kinder anvertrauen; zuweilen kennen sie sogar die Unwissenheit und Verdorbenheit der Zöglinge von solchen Lehrern und geben doch ihre Söhne hin, theils durch Schmeicheleien bestochen, theils aus Gefälligkeit gegen fürsprechende Freunde." Die Bezahlung des Unterrichts stellte ferner den Lehrerstand nach der aristokratischen Anschauungsweise der Zeit auf gleiche Stufe mit anderen Lohnarbeitern und Leute aus besseren Familien griffen wol stets nur durch die Noth gedrängt zu diesem Erwerbszweig. Plutarch räth verarmten Bürgern: „Werdet Lehrer, Pädagogen, Thürhüter oder nehmt Dienste auf den Schiffen!" Den geringsten Grad der Achtung genossen natürlich die Elementarlehrer. Deshalb läßt Lukian in einer scherzhaften Beschreibung der Unterwelt die Könige und Satrapen dieser Welt im Jenseits Bettler, Verkäufer gesalzener Fische oder Schulmeister werden. Die ärmeren Lehrer unterrichteten auf den Straßen und Kreuzwegen, während die Schüler wohlrenommirter Anstalten auch geräumige und anständige Lokale hatten. Demosthenes rühmt sich, die seinem Stande angemessenen Schulen besucht zu haben und wirft seinem Gegner Aeschines vor, derselbe habe als Knabe in einer Schule niedrige Dienste geleistet, die Dinte gerieben, die Bänke gescheuert, die Klasse ausgefegt.

Die Einkünfte der Lehrer richteten sich natürlich nach Stand und Menge der Schüler. Ueber die Höhe des Schulgelds besitzen wir keine Notiz, doch scheint es, als habe man

blos für die wirkliche Schulzeit Honorar entrichtet, weil bei Theophrast ein Geizhals, um das Schulgeld zu sparen, angeblich aber der Feste und Schauspiele wegen, seine Kinder den ganzen Monat Anthesterion (Februar) zu Hause behält; auch verweigert derselbe bei Versäumnissen, die durch Krankheiten herbeigeführt werden, die Zahlung. Daß die Lehrer oft Noth hatten, ihr Geld zu bekommen, sieht man aus dem Beispiel des Demosthenes, dessen unredliche Vormünder sein Schulgeld während seiner ganzen Minderjährigkeit schuldig geblieben sind. Uebrigens scheint bereits ein Solonisches Gesetz das Maximum der Schülerzahl für die einzelnen Lehrer festgestellt zu haben, ohne daß wir jedoch dessen Höhe und Geltungszeit kennen. In der Schule zu Astypaläa befanden sich, als ein Wahnsinniger, wie der blinde Simson, durch Wegreißen einer Tragsäule den Einsturz des Gebäudes herbeiführte, gegen 60 Knaben. Dagegen wird es auch manchem Grammatisten so gegangen sein, wie dem witzigen Musiklehrer Stratonikos, der in seinem Unterrichtszimmer die Bildsäulen der neun Musen und Apollons aufgestellt hatte und auf die Frage, wieviel er Schüler habe, antwortete: „Mit den Göttern zwölf!" Es erinnert dies an Martials Epigramm: „Munna, gewöhnt, immer zwei Schüler zu lehren, bittet vom Kaiser die Rechte dreier Scholaren" (mit Anspielung auf die für drei eheliche Kinder gewährten Privilegien!). Schulferien gab es, die vielen Festtage ausgenommen, wol nicht. Ein besonderes Schulfest, das den Musen zu Ehren gefeiert wurde, existirte aber bereits zu Solons Zeit.

Platon sagt ausdrücklich, daß die zum Handwerkerstande bestimmten Knaben auch später angefangen hätten, als die Kinder wohlhabender Aeltern, sich die nöthigen Schulkenntnisse anzueignen. Wenn nun aber derselbe Schriftsteller verlangt, daß der Unterricht erst im zehnten Jahre beginnen sollte, so steht auch diese Ansicht in Widerspruch mit der Sitte der Zeit, da man im Durchschnitte annehmen muß, daß der Eintritt in die Schule im siebenten Jahre erfolgte. Manche Aeltern schickten die Knaben noch zeitiger zu

den Lehrern, nur um sie zu Hause los zu werden. „Die Ammen", sagt Lukian, „pflegen von ihren Schutzbefohlenen zu sagen: Sie müssen nun in die Schule gehen; denn wenn sie auch noch nicht im Stande sind, dort etwas Gutes zu lernen, so werden sie doch wenigstens während dieser Zeit nichts Schlechtes thun."

Sobald das Regiment der Ammen aufhörte und der Schulbesuch begann, trat nun aber der Pädagog sein Amt an, der seit den Perserkriegen in den Häusern der Wohlhabenderen überall anzutreffen war. Es war dies gewöhnlich ein Sklave und er sollte den Knaben überall hin begleiten, beaufsichtigen und vor unsittlichen Einflüssen bewahren. Außerdem brachte er ihm die nothwendigsten Regeln des Anstandes bei; denn der junge Hellene mußte auf der Straße gesenkten Hauptes einhergehen, älteren Personen ausweichen, die Gewänder regelrecht tragen, bei Tische mit der rechten Hand die Speisen anfassen und zwar mit zwei Fingern Fische, Fleisch und Brod, mit einem alles Gepökelte. Wenn nun auch an die Pädagogen nicht die Anforderung höherer Bildung gestellt wurde, so versteht es sich doch von selbst, daß eigentlich der würdigste und verständigste unter den Sklaven dazu gewählt werden mußte. Allein theils trafen auch hierin die Aeltern leichtsinnige Wahlen, theils täuschten die Erwählten durch den angenommenen Schein des Ernstes und die sprichwörtlich gewordene Pädagogenmiene. Plutarch sagt: „Man macht die brauchbarsten Sklaven zu Ackerbauern, Schiffskapitänen, Kaufleuten, Hausverwaltern, Geldverleihern; wenn man aber einen trunksüchtigen, naschhaften, zu jedem Geschäfte unbrauchbaren findet, dem anvertraut man die Söhne." So soll selbst Perikles seinem Mündel Alkibiades einen wegen seines Alters ganz unnützen Sklaven zum Pädagogen gegeben haben. Diogenes von Sinope reichte einst einem fahrlässigen Hofmeister, dessen Zögling Näschereien verzehrte, eine tüchtige Ohrfeige. Dieselbe Behandlung verdiente gewiß jener würdige Mentor zu Sybaris, der, wie Aelian erzählt, seinen Zögling

heftig strafte, weil derselbe eine Feige von der Straße aufgehoben hatte, aber dann den konfiscirten Fund selbst kaute. Das Amt der Pädagogen wurde schwieriger, als mit der wachsenden Demoralisation die Kinderzucht sich lockerte. So seufzt in einem Plautinischen Stücke der Erzieher Lydus: „Sonst durfte sich der Schüler nicht einen Zoll weit vom Pädagogen entfernen, ja er erlangte eher ein Ehrenamt, als er dessen Worten zu gehorchen aufhörte. Jetzt aber, bevor er sieben Jahre alt ist, wenn er nur mit der Hand berührt wird, zerschlägt der Knabe sofort mit seiner Tafel den Kopf des Hofmeisters; und führt man beim Vater Beschwerde, so spricht dieser zum Jungen: So ist's recht! Nur sich immer gegen Beleidigungen gewehrt! und zum Pädagogen: Höre Du, nichtswürdiger Alter, daß Du dem Knaben wegen dieser Sache nichts zu Leide thust! Er hat brav gehandelt! Wenn dann des Hofmeisters Schädel, wie eine Laterne, mit geölter Leinwand geflickt worden ist, dann gehen die Parteien auseinander."

Wie aus den erwähnten Solonischen Gesetzen erhellt, begann der Unterricht in den Elementarschulen mit Sonnenaufgang. So will es auch Platon und der Ueberfall vom böotischen Mykalessos geschah nach Thukydides mit Tagesanbruch, „als die Schule sich kaum erst gefüllt hatte". Daß auch nach der leichten Mittagsmahlzeit Unterricht ertheilt wurde, zeigt die Solonische Bestimmung, die Schulen mit Sonnenuntergang zu schließen. Auch bei Lukian heißt es in einem Gespräche: „Ich werde, wie die Kinder, früh und Nachmittags zu Dir kommen, um Deine Kunst zu erlernen." In dem Schulzimmer saßen die Knaben auf stufenartig ansteigenden hölzernen Bänken. Der Unterricht begann mit dem Erlernen der Buchstaben, dem das Buchstabiren folgte. Man hat die Erfindung der Lautirmethode nach einer falsch verstandenen Stelle den Griechen zuschreiben wollen; allein in den Fragmenten, die uns Athenäus von der „grammatischen Komödie" des Kallias (410 v. Chr.) erhalten hat, buchstabirt der Chor der Weiber ganz nach der noch vor-

wenigen Jahrzehnten bei uns herrschenden Weise. Das Lesenlernen ging gewöhnlich langsam und mühselig von Statten; aber man gewöhnte auch dabei die Knaben an eine deutliche Artikulation und sah auf melodischen Klang und Rhythmus des Vortrags. Beim Schreiben zog der Lehrer, wie Platon erwähnt, den Anfängern Linien und schrieb ihnen wol auch die Buchstaben vor. Die Knaben benutzten dabei wahrscheinlich, wie die Erwachsenen zu thun pflegten, das herangezogene Knie als Stützpunkt für den Schreibapparat. Uebrigens verlangt Platon, der nur drei Jahre auf den Elementarunterricht verwendet wissen will, gerade keine Fertigkeit im Schön- und Schnellschreiben, wenn dieselbe nicht während dieser Zeit gewonnen werden könnte. Hinsichtlich des arithmetischen Unterrichts schlägt derselbe vor, durch die sinnliche Anschauung, durch Vertheilen und Zusammenordnen von Aepfeln, Kränzen oder metallenen Gefäßen die Zahlbegriffe spielend den Kindern beizubringen. In den Schulen wird man aber wol, wie im gewöhnlichen Leben, sich hierzu theils der Finger, theils der Rechensteine bedient haben. Während nämlich schon die einzelnen Finger ihre bestimmte und, jenachdem sie der rechten oder linken Hand angehörten, verschiedene Geltung hatten, drückten die durch Zusammenhalten und Biegen derselben entstehenden Figuren die mannigfaltigsten Zahlverhältnisse aus. Zu den Rechensteinen gehörte auch das Rechenbrett, auf dem runde Steine oder Knöpfe sich an Stiften auf parallel laufenden Einschnitten bewegten, durch welche die Decimalstellen bezeichnet wurden. Jeder Einschnitt enthielt aber nicht 9 Steine, sondern nur 5, von denen allemal einer, der sich in einem getrennten kürzeren Theile des Einschnittes befand, allein die Fünf repräsentirte. Es hatte also das antike Rechenbrett große Aehnlichkeit mit dem heutigen russischen, das vielleicht zugleich mit der griechischen Buchstabenschrift von den Oströmern nach Rußland gewandert ist. Auf diesem sind die runden Steinchen zu je neun an parallel von links nach rechts laufende Drähte ge-

reiht und ihre Geltung wächst mit jedem Drahte von oben nach unten um eine Decimalstelle. Der Maler Apelles verglich die Rechensteine nicht ohne Witz mit den Günstlingen der Fürsten, weil sie nach dem Willen des Rechnenden jetzt einen Obolos und gleich darauf ein Talent gälten! —

Auf die Elemente folgten bei den Knaben, die besser erzogen wurden, Uebungen im Auswendiglernen und Deklamiren poetischer Stücke (in alter Zeit auch der Gesetze). „Wenn die Knaben die Buchstaben kennen,“ läßt Platon den Protagoras sagen, „und dann bereits anfangen, das Geschriebene zu verstehen, so geben ihnen die Lehrer auf, die Gesänge guter Dichter vorzulesen, und zwingen sie, dieselben auswendig zu lernen. Es finden sich darin viele Ermahnungen, aber auch viele Erzählungen zum Preis und Ruhm trefflicher Männer der alten Zeit und der Knabe soll dadurch zum Wetteifer und zur Nachahmung angespornt werden.“ Außer den Dichtungen Hesiods und der Cykliker waren es vorzüglich die großen nationalen Epopöen Homers, welche als Mittel zur Weckung des Nationalgefühls, der Vaterlandsliebe, der Religiosität und des ästhetischen Sinnes in den Schulen benutzt wurden. So wird denn nicht selten vorgekommen sein, was Nikratos in Xenophons Gastmahl von sich rühmt: „Mein Vater, besorgt darum, daß ich ein braver Mann würde, hat mich gezwungen, alle Gesänge Homers zu lernen und nun kann ich die ganze Ilias und Odyssee auswendig hersagen.“ Aber bereits im Alterthume fanden Homer und Hesiod als Lehrmeister der Jugend ihre Gegner, und zwar unter den philosophischen Denkern. Xenophanes aus Kolophon (530 v. Chr.) bekämpfte die vermenschlichenden Volksvorstellungen des Polytheismus als Pantheist und drang auf Abschaffung Homers und Hesiods, weil beide ihren Göttern Diebstahl, Betrug und Ehebruch beilegten. Der streng sittliche Heraklit aus Ephesos (500 v. Chr.) behauptete sogar, man müsse Homer und den schmähsüchtigen Archilochos aus den Schulen mit Ruthen hinauspeitschen. — Grammatische und sprachwissen=

schaftliche Belehrungen an das Lesen der Klassiker zu knüpfen, begann man sicher erst seit dem Zeitalter der Sophisten. Gelehrsamkeit in unserem Sinne war ja überhaupt den Hellenen der besseren Zeit tödtende Einseitigkeit, des Freien unwürdig und nur die Arbeit von Sklaven.

Im vierten Jahrhundert v. Chr. trat zu den gewöhnlichen Bildungsmitteln der Jugend auch das Zeichnen hinzu. Gegen Geometrie, Geographie, Astronomie und andere derartige Wissenschaften herrschte aber immer noch ein Vorurtheil unter dem Volke und noch der Redner Isokrates schreibt hierüber: „Ich glaube, daß diejenigen, welche sich mit Geometrie, Astrologie und dergleichen Wissenschaften befassen, ihren Schülern nicht schaden, sondern nützen, und wenn auch weniger als sie versprechen, doch mehr, als die Andern annehmen. Denn die Mehrzahl unter den Leuten halten solche Kenntnisse für Wortmacherei und Kleinigkeitskrämerei; denn man habe ja keinen Nutzen davon, sagen sie, weder im Privatleben, noch für den Staat; ja jene Dinge hafteten nicht einmal im Gedächtnisse der Lernenden, weil sie ihnen weder im Leben zur Seite blieben noch sie praktisch unterstützten, sondern rein überflüssig wären."

Der musikalische Unterricht ging zuweilen neben dem Elementarunterricht her; gewöhnlich aber begann er später. Ueber die Zulässigkeit der Tonkunst als Unterrichtsgegenstand stimmen Aristoteles und Platon überein. Jener sagt, der Zweck ihres Erlernens sei nicht blos das Vergnügen, sondern auch die würdige Ausfüllung der Mußestunden, und wenn die Musik auch nicht ein so nothwendiges Bildungsmittel sei, als die Disciplinen des Grammatisten, so müsse sie doch für ein schönes und dem Freien geziemendes gelten. Dieser aber schreibt im Protagoras: „Wenn die Knaben das Zitherspiel erlernen, werden sie zugleich mit den Liedern guter lyrischer Dichter bekannt, müssen ihre Stimme dem Saitenspiel anpassen und die Melodien sich einprägen. Dadurch gewöhnen sie sich an rechtes Maaß und schöne Ordnung und werden geschickter in Worten und Werken;

denn das ganze Leben des Menschen bedarf des Gleichmaaßes und der harmonischen Stimmung.“ Diesen Grundsätzen gemäß war auch das Instrument, das die Knaben spielen lernten, die nur zur Begleitung des Gesanges geeignete Lyra oder die kunstreicher konstruirte Kithara. Nach den Perserkriegen wurde in Athen auch die Flöte beliebt; aber schon zu Aristoteles' Zeit hatte man sich derselben wieder entwöhnt. Plutarch schreibt diese Geschmacksänderung dem Alkibiades zu, der als Knabe den Ton unter seinen Altersgenossen angegeben und die Flöte verabscheut haben soll, weil aufgeblasene Wangen das Gesicht entstellten. „Wir wollen daher,“ sagte er zu seinen Kameraden, „die Flöte den Kindern der Thebaner überlassen, welche nicht reden können, besonders da wir Athener Athena und Apollon zu Schutzgöttern haben, von denen jene die Flöte weggeworfen, dieser aber den Flötenspieler Marsyas geschunden hat.“ Wenn es nun aber auch von jedem Gebildeten verlangt wurde, daß er sich einige musikalische Bildung aneignete, wenn es dem Themistokles sogar vorgeworfen werden konnte, daß er weder die Lyra noch die Kithara zu spielen verstand, so durfte man auf der andern Seite die Grenzen des Dilettantismus nicht überschreiten; denn der Virtuose von Profession ist ein Lohnarbeiter und steht dem niedrigsten Handwerker gleich. „Schämst Du Dich nicht, so schön zu spielen!“ sprach Philipp der Makedonier zu seinem Sohn, als dieser nach allen Regeln der Kunst die Zither schlug.

Die systematische körperliche Ausbildung der Knaben hatte Förderung der Gesundheit, Rüstigkeit und Schönheit zum Endzwecke und fußte auf der richtigen Ansicht, daß der Leib nicht geringeren Anspruch auf Vervollkommung habe als der bei uns auf Kosten desselben einseitig gebildete Geist, und daß auch die Seele in einem vernachlässigten Körper nicht leicht zu voller Gesundheit gedeihe. Diese Harmonie der physischen und psychischen Natur, diese Entfaltung des ganzen Menschen suchte man nun von zarter Jugend an zu erstreben, und während in den

dorischen Staaten die Abhärtung des Körpers, als Vorbereitung auf den Krieg, im Vordergrunde stand, war es vorzüglich Athen, wo sich die Gymnastik mit Ebenmaaß und Grazie verband und zur höchsten Blüthe entwickelte. Ueber das Jahr der Aufnahme in den ersten Kursus des Turnunterrichts bestand wol ebenfalls keine bestimmte Regel. Platon und Aristoteles verlangen nur, daß der Knabe bis zum zehnten Jahre gymnastisch unterrichtet und dann erst dem Grammatisten übergeben werde. Allein, sowie diese Forderung hinsichtlich der Elementarschule unerfüllt blieb, wird auch der Turnunterricht je nach der körperlichen Entwickelung früher oder später begonnen haben und größtentheils neben den Lese= und Schreibestunden hergegangen sein. Natürlich nahm man zuerst die leichtesten Uebungsarten vor, wie das Ballspiel, den einfachen Wettlauf, das Schwimmen. Aristoteles räth überhaupt, die den Körper anstrengenden Leistungen bis auf das beginnende Jünglingsalter zu verschieben, damit der Körper nicht im Wachsthum gehindert werde.

Der Turnunterricht wurde in besonderen Anlagen, den Palästren und den Gymnasien, ertheilt. Athen besaß in der Zeit seiner Blüthe drei Gymnasien, in deren weit umfassenden, lichten Säulenräumen, Sälen und freien Plätzen die Jünglinge und Männer sich übten und unterhielten, und viele Palästren, die größtentheils Privatbauten und ausschließlich für den Knabenunterricht bestimmt waren, aber nebenbei von den Athleten, den Virtuosen der Gymnastik, benutzt wurden. Da nun mit den Gymnasien auch Palästren verbunden waren und da man sich in kleineren Städten oft mit einem einzigen Lokale für beide Zwecke behelfen mußte und überhaupt die Scheidung keine streng geregelte war, so werden von den Autoren die Namen verwechselt und es herrscht noch Streit über die Begriffe unter den Gelehrten. Sicher ist, daß die Knaben zuerst unter die Leitung der sogenannten Pädotriben kamen, die ebenfalls Privatlehrer waren und schulgerechte Anweisung zu Erlangung der einzelnen Körperfertigkeiten ertheilten. Neben diesen prak=

tischen Turnlehrern werden noch die Gymnasten genannt, denen in der älteren Zeit eine höhere theoretische Bildung und eine genauere Einsicht in die Natur und Wirkung der einzelnen gymnastischen Bildungsmittel beigelegt wurde, während später der Unterschied verschwand und nur der Name einen vornehmeren Klang behalten zu haben scheint. Auf attischen Inschriften kommen auch Hypopädotriben vor, die also, wie die Assistenten der Grammatisten, die Turnlehrer unterstützten. Als öffentliche Beamte der Turnplätze fungirten zehn Sophronisten, deren Amt es war, das sittliche Verhalten der Jugend zu beaufsichtigen, wofür sie täglich eine Drachme Sold erhielten.

Was endlich Disciplin und Schulstrafen in den griechischen Schulen betrifft, so scheint allerdings, wenigstens in der älteren Zeit, der Stock nicht gespart worden zu sein. Bei Plautus sagt der erwähnte unglückliche Pädagog von der früheren Zeit: „Wenn Du darauf nach Hause kamst, in dem Jäckchen auf dem Schemel saßest Du neben dem Lehrer, und wenn Du dann beim Lesen eine Silbe verfehlt, färbte er Dir Deinen Rücken bunt wie einen Kinderlatz.“ Selbst die Musiklehrer verschafften ihren Anweisungen durch Schläge Eingang. Schon in der mythischen Periode sollte ja der Sänger Linos den Herakles wegen seiner Hartköpfigkeit beim Unterricht mit Schlägen bestraft, der Schüler aber den Lehrer mit der Kithar erschlagen haben! So erzählt auch Aelian: „Als ein Schüler des Flötenspielers Hippomachos falsch blies, aber doch von den Zuhörern Lob einärntete, schlug ihn dieser mit dem Stocke, indem er sagte: „Wenn Du nicht schlecht geblasen hättest, würden Dich diese Leute nicht gelobt haben!“ Auch in den „Wolken“ des Aristophanes heißt es:

„Wenn Einer einmal sich in Sprüngen vermaß, in gekünstelten Trillern und Schnörkeln,
Dem lohnte der Stock im üppigsten Maaß, weil Musengesang er entheiligt.“

Die römischen Familienverhältnisse waren durch die ernstere, ethischere Richtung des Mannes auch auf das häus-

liche Leben und besonders durch die würdigere, einflußreichere Stellung der Hausfrau wesentlich von den hellenischen verschieden. Die Erziehung in der Familie unter der Leitung sorgsamer Mütter und unter den wachsamen Augen der Väter hatte vielleicht schon bei den Etruskern und Sabinern stattgefunden. Auch den ersten Unterricht ertheilten die Väter oft selbst. Der ältere Kato, der die Sitte der Vorfahren mit Affektation festhielt und sie überall wieder hervorsuchte, wo sie verschwunden war, unterrichtete seinen Sohn theilweise, obgleich er einen geschickten Hauslehrer hatte, und schrieb für denselben einen Leitfaden der Geschichte und andere Bücher pädagogischen Inhalts. Auf ähnliche Weise machte sich Cicero um Sohn und Neffen verdient. Dessenungeachtet gab es in Rom schon in sehr früher Zeit Elementarschulen. Denn wenn man auch auf die Notiz Plutarchs, daß die Zwillingsstifter Roms zu Gabii Unterricht erhalten hätten, kein Gewicht legen darf, so findet man aus dem Jahre 449 v. Chr. bei Livius und Dionys von Halikarnaß die bestimmte Erwähnung einer wahrscheinlich von Mädchen und Knaben besuchten Schule unter den Krambuden am Forum, und zwar in der Geschichte der Virginia. Daß diese vom Decemvir Appius Klaudius verfolgte Jungfrau noch lesen und schreiben lernte, thut der Wahrheit der Erzählung keinen Eintrag, wenn man die schon mit dem zwölften Jahre eintretende Reife der Südländerinnen bedenkt. Sechzig Jahre später lebte der vielberufene Schulmeister von Falerii, der die ihm anvertrauten, vornehmen Kinder unter dem Vorwande körperlicher Uebungen vor die Stadt führte und verrätherischer Weise dem Feldherrn Kamillus in die Hände spielte. Aus der Erzählung dieses Vorfalls bei Livius geht übrigens hervor, daß der Verräther die Schule nicht auf eigene Rechnung unterhielt, sondern als Lehrer und Hofmeister von den Aeltern gemeinschaftlich angestellt worden war. Drei Jahre später, als die Römer als Sieger im nahen Tibur einzogen, ließen sich die Bewohner in ihren Geschäften keineswegs stören, ja „die Schu-

len hallten von den Stimmen der Lernenden wieder". Auf das frühe Vorhandensein von Unterrichtsanstalten in Rom weist auch ein im Jahre 93 v. Chr. gegen die lateinischen Rhetoren erlassenes Edikt hin, in welchem sich die Worte finden: „Unsere Vorfahren haben Anordnungen darüber getroffen, was ihre Kinder lernen und in welche Schulen sie gehen sollten." Einen Aufschwung aber scheint das römische Schulwesen durch Spurius Karvilius, einen Freigelassenen, ums Jahr 225 v. Chr. bekommen zu haben und Plutarch nennt ihn deshalb wol irriger Weise den Gründer der ersten Schule in Rom. Interessant ist es, daß unter ihm sich die homerischen Gedichte, wenigstens die Odyssee, in der rohen lateinischen Uebersetzung des Livius Andronikus in den römischen Schulen einbürgerten. Noch zur Zeit des Horaz pflegten manche Lehrer die saturnischen Verse derselben ihren Schülern zu diktiren. Sonst wurde in der älteren Zeit neben der Uebung in den allgemeinen Elementen noch Auswendiglernen der Zwölftafelgesetze verlangt. Noch Cicero hat diese in seiner Jugend memorirt, bemerkt aber ausdrücklich, daß es zu seiner Zeit Niemand mehr thue. Uebrigens besuchte auch Cicero eine Elementarschule; denn Plutarch berichtet, daß die Aeltern seiner Mitschüler theils diese Schule aus Neugierde besucht hätten, um sich von seinen gerühmten Fähigkeiten zu überzeugen, theils ihren Söhnen gezürnt, weil dieselben den jungen Cicero auf dem Schulwege stets ehrend in ihre Mitte nahmen.

Der eigentliche grammatische Unterricht soll erst zwischen dem zweiten und dritten punischen Krieg durch Krates von Mallos, einen Gesandten des pergamenischen Königs Attalus, der in Rom durch einen Beinbruch aufgehalten worden war, dahin verpflanzt worden sein. Aber das Unterrichtswesen blieb immer noch mangelhaft, bis endlich das politisch unterjochte Hellas seinen geistigen Eroberungszug gegen Westen begann. Da wuchs auch schnell die Zahl der Anstalten und nach Suetons Zeugniß soll es zuweilen damals über zwanzig renommirte Schulen in Rom

gegeben haben. Auch der griechische Pädagog erscheint nun und zwar zuerst, wie bei den Griechen, als Führer und Beschützer. Außer ihm begleiteten aber auch ein oder mehrere Sklaven den vornehmeren Schüler auf der Straße, die Schulutensilien tragend, während die ärmeren Jungen, wie die Söhne wichtig thuender Centurionen zu Venusia, dem Geburtsorte des Horaz, dahin trollten, „links am Arme die Kapseln gehängt und die ziffernden Täflein". Augustus räumte bei öffentlichen Schauspielen den Knaben eine besondere Reihe von Sitzen ein und überließ die dahinter befindliche den Pädagogen. Die begleitenden Sklaven blieben, wie es scheint, auch während des Unterrichts in der Nähe ihrer Zöglinge; denn wie hätte es sonst zugehen sollen, daß der eingebildete Grammatiker Rhemmius Palämon in Vicenza als Sklave und Kapselträger mehr lernen konnte als sein kleiner bornirter Herr? Obgleich aber Cicero die Pädagogen auf gleiche Stufe mit den Ammen stellt, so gab es doch manche, die genug wissenschaftliche Befähigung hatten, um selbst zu unterrichten. Besonders nahm man gern griechische Sklaven zu Pädagogen, um den Kindern durch griechische Konversation die fremde Sprache noch vor der Muttersprache beibringen zu lassen, was Quintilian heftig tadelt. Mit Recht empfiehlt derselbe die größte Vorsicht diesen Halbwissern und Proletariern der Wissenschaft gegenüber. „Hinsichtlich der Pädagogen", sagt er, „möchte ich noch bemerken, daß sie entweder vollkommen gebildet sein, oder wenigstens wissen müssen, daß sie nicht gelehrt sind. Denn es giebt nichts Schlimmeres, als Leute, die ein wenig über die Elementarkenntnisse hinaus sind und nun eine falsche Meinung von ihrem Wissen angenommen haben. Sie halten es dann unter ihrer Würde, erfahrenen Lehrern nachzustehen und durch das Recht zu befehlen, das diese Menschen stolz macht, tyrannisch und jähzornig werdend, lehren sie ihre Albernheit fort und fort." Auf diese Sorte von Lehrern bezieht sich auch folgendes Epigramm der griechischen Anthologie:

„Einen Grammatiker warf, wie es heißt, ein Esel zur Erde,
So daß ihm beim Fall auch die Grammatik entfiel.
Still nun lebt er seitdem, sowie Andere, ohne Gelehrtheit,
Sonder Erinnern an das, was er so lange gelehrt.
Glykon aber erprobte das Gegentheil. Selbst der gemeinsten
Sprach' unkundig und nicht blos der Grammatik allein,
Trabt er auf libyschen Eseln einher; oft fiel er herunter;
Aber sogleich und im Nu stand der Grammatiker da."

Eine andere Gefahr lag natürlich in dem unlauteren, sklavischen Sinne der meisten Subjekte dieser Klasse. Ein Beispiel dazu lieferte Theodoros, der Pädagog des jungen Antonius, der denselben nach des Triumvirs Tode an Oktavian verrieth. Im Ganzen wurde jedoch die Sitte, seine Kinder einem Hauslehrer zu übergeben, nicht allgemein. Denn wenn sich auch Quintilian die Mühe nimmt, den Vorzug der öffentlichen Schulen vor dem häuslichen Unterrichte nachzuweisen, so schickt er doch die Bemerkung voraus: „Man kann nicht leugnen, daß es Einige giebt, die von der beinahe allgemeinen Sitte (des Gebrauchs öffentlicher Schulen) aus Ueberzeugung abweichen." Zu diesen Wenigen kamen wol aber noch Viele, die auf Geburt und Geld stolz, ihre Kinder vom Umgange mit dem Pöbel fern halten wollten.

Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. markte sich ferner ein genauer Unterschied zwischen den Elementarschulen und den Schulen der Grammatiker ab. Nur die ersten Anfangsgründe blieben dem Grammatisten oder literator, während der grammatische Unterricht, das Interpretiren und die kritische Behandlung der Schriftsteller dem grammaticus oder literatus überlassen wurde. Elementarschulen scheint es in allen Distrikten der Hauptstadt, selbst in den entferntesten Winkeln gegeben zu haben. Auf dem Lande war natürlich weniger gesorgt in dieser Beziehung, da die Anlegung von Schulen dort nicht lohnte. Deshalb mußte der Knabe aus dem Bajanischen, welchen nach Plinius ein Delphin täglich über den Meerbusen trug, den später Kaligula mit seiner Riesenbrücke überspannte,

die Schule von Puteoli besuchen. Deshalb ging Virgil, dessen Aeltern im Dorfe Andes lebten, nach Kremona in die Schule. Noch schlimmer sah es wol in den meisten Provinzen aus und der Militärschriftsteller Vegetius, der unter Gratian lebte, giebt deshalb den Werbeoffizieren den Rath, auch darauf zu sehen, daß wenigstens immer einige unter den Rekruten zu schreiben und rechnen verständen, um die verschiedenen Bücher und Listen bei der Armee führen zu können.

Das schulpflichtige Alter war, wie in Griechenland, durch kein Gesetz bestimmt. Die Meisten nahmen aber an, daß vor dem siebenten Jahre kein Anfang mit dem Unterrichte gemacht werden dürfte. Quintilian, der dies berichtet, will dagegen schon früher, wenn auch nur spielend, den Grund gelegt wissen. Auch über die Zahl der Schüler war vom Staate nichts festgesetzt. „Ein guter Lehrer", sagt Quintilian, „wird sich nicht mit einem größeren Schwarme belasten, als er bewältigen kann." Auch erzählt er aus seiner Schulzeit, daß es in den Schulen seiner Lehrer nicht nur verschiedene Klassen gegeben, sondern auch alle Monate ein Certiren über die Plätze stattgefunden habe. Unterlehrer zur Unterstützung werden häufig erwähnt und aus ihnen ergänzte sich wohl auch gewöhnlich die Zahl der Schulinhaber (ludimagistri). Der Unterricht begann, wie das ganze tägliche Leben, noch früher am Morgen, als in Athen. Martial rechnet die Schulmeister zu den schlafraubenden Störenfrieden der Nacht:

„Was wol haben mit Dir wir gemein, verruchter Magister,
Haupt, nicht Knaben allein, sondern auch Mädchen verhaßt?
Noch nicht störte die Ruh' der behelmten Hähne Gekrähe,
Und schon donnerst du los, brüllend und prügelnd im Zorn!"

und sagt an einer anderen Stelle

„Stehet nun auf! Der Bäcker verkauft schon den Knaben ihr Frühstück."

Auch Juvenal klagt, der Grammatiker sitze von Mitternacht an, wo weder ein Schmied noch ein Wollspinner seine Arbeit

beginne, und müsse eben so viele Lampen riechen als Knaben zugegen seien, so daß sein Horaz sich färbe und sein Virgil voll schwarzen Rußes hänge.

Was die einzelnen Lehrgegenstände anlangt, so läßt es sich aus den zerstreuten Andeutungen nicht verkennen, daß sowol im Vergleich mit den Griechen, als auch mit der früheren römischen Zeit, unter den Kaisern bedeutende Fortschritte gemacht worden sind, besonders in der Methodik. Beim Leseunterrichte ließ man zuvörderst die Namen der Buchstaben nach ihrer Reihenfolge lernen. Quintilian tadelt dies und will, daß zuerst die Form der Schriftzeichen den Kindern bekannt würde; hierzu empfiehlt er die schon vor ihm gebrauchten elfenbeinernen oder metallenen Buchstaben als Spielzeug. Die Syllabirmethode scheint zu seiner Zeit üblich gewesen zu sein und die geübteren Schüler unterstützten den Lehrer, indem sie die Sylben und Wörter einzeln und deutlich vorsprachen, worauf das Nachsprechen im Chor erfolgte. Beim Schreiben führte der Lehrer anfänglich die Hände; um aber die Kinder eher an die Züge zu gewöhnen, schlägt Quintilian Tafeln vor, auf denen die Buchstaben vertieft waren, so daß die Hand den Gestalten folgen mußte. Die sonst übliche Schreibtafel war mit Wachs überzogen, und wenn später anstatt des Griffels das Schreibrohr in die Hand genommen wurde, so pflegte man den Schülern kein neues Papier zu geben, sondern bereits gebrauchtes und, wie gewöhnlich, blos auf der einen Seite beschriebenes. Zu den Vorschriften wählte man lehrreiche Sprüche und Sentenzen, die zugleich auswendig gelernt wurden. Es gab auch besondere Schreiblehrer (notarii), die aber mehr in der Stenographie Unterricht ertheilt zu haben scheinen, ebenso wie besondere Rechenlehrer (calculatores) den höheren Unterricht übernahmen, die vier Species den Ludimagistern überlassend. Wie schon aus der Beschreibung hervorgeht, die Horaz von den Schulknaben zu Venusia macht, waren auch in Italien die Fingerrechnung und die Rechentafel üblich. Da die Römer



überhaupt gute Finanzleute waren, so legten die Väter auf die Erlernung der Rechenkunst einen ganz besonderen Werth und Horaz und Juvenal spotten über diese auf das Materielle gerichtete Betriebsamkeit. „Die römischen Knaben", sagt der Erstere, „lernen den Aß (hier die gewöhnlichen monatlichen Zinsen von 1%) durch lange Exempel in hundert Theile zerlegen." „Es mag mir einmal (spricht der Lehrer) der Sohn des Albinus sagen: Wenn von fünf Zwölfteln ein Zwölftel genommen wird, was bleibt übrig? Du hättest es schon längst sagen können! — Ein Drittel. — Gut, Du wirst einmal Dein Vermögen zusammenhalten können! Aber ein Zwölftel hinzugelegt; was kommt heraus? — Ein halber Aß!" — Zur Arithmetik kam dann noch etwas Geometrie hinzu, auf die man viel gab, weil man bereits einsah, wie groß deren formaler Einfluß auf Schärfung der Denkkraft ist. Nach dem ersten Leseunterrichte wurden die Kinder stufenweise zur Lektüre der populärsten Dichter geführt, wobei freilich richtige Aussprache und Deklamation die Hauptsache blieb. Homer und Virgil nahmen hier die erste Stelle ein und wie man aus der vorher berührten Stelle Juvenals sieht, täuschte sich auch Horaz nicht, wenn er zu seinem Buche sagte: „Auch dies steht Dir bevor, daß Dich das stammelnde Alter überrascht, während Du in entlegener Winkelschule den Kindern die Elemente beibringst;" obgleich er an einem anderen Orte das Lob weniger Kenner dem Ruhme der Schulklassicität vorzieht. Uebrigens verband man später mit der Lektüre mythologische, geographische und geschichtliche Notizen und noch besitzen wir von den dazu gebrauchten Hülfsmitteln eine mythologische Bilderfibel in Relief und einen griechisch geschriebenen Geschichtsleitfaden aus der Zeit des Kaisers Tiberius.

Die Musik war in Rom als Bildungsmittel nicht so hoch geachtet als in Athen, wenn sie auch in den Kreis der Unterrichtsgegenstände gezogen wurde, die für den Freigebornen anständig waren. Noch Kornelius Nepos meint ja, daß das Singen eines Staatsmannes unwürdig sei, und Horaz spottet

über die Meisterschaft vieler Zeitgenossen im Citherspiel. Bei dem weiblichen Geschlecht freilich galt musikalische Bildung bald für unerläßliche Mitgift. Deshalb giebt auch Martial einem Vater, der ihn über die Erziehung seines Sohnes befragt hatte, den Rath, er solle denselben Musiklehrer werden lassen, und schließt die Anrede an das von Oberitalien aus geschriebene dritte Buch der Epigramme mit den Worten:

„Fragen sie: Wann wird er kommen? so sag': Als Dichter gegangen
Ist er; wann wieder er kehrt, treibt er zur Laute Gesang."

Auch die gymnastischen Uebungen haben nie bei den Römern die Geltung erreicht, welche sie bei den Hellenen genossen. In älterer Zeit suchte man Abhärtung und Ausdauer im Kriegsdienste zu erzielen. Später vernachlässigte man zwar die körperliche Ausbildung keineswegs und übte sich im Ballwerfen, Ballschlagen, Springen und Laufen selbst im Mannesalter; allein von einem regelmäßigen Turnunterricht ist keine Rede. Erst in der Kaiserzeit fand die Agonistik der Hellenen Eingang und es entstanden Palästren und Gymnasien nach griechischem Muster.

Die Schulzucht war streng und der Stock wurde häufig gebraucht. Auf einem zu Herkulanum entdeckten Gemälde, welches das Innere einer Schulstube darstellt, erblickt man eine mittelst der Aalhaut vollzogene Strafexekution, wobei ein Schüler dem Delinquenten die Füße zusammenhält, während ihn ein anderer an beiden Armen gefaßt auf seinen Schultern liegen hat! Martial beklagt sich nicht nur über die Prügelsucht seines Nachbars, sondern spricht auch anderswo von den „traurigen Gerten, den Sceptern der Pädagogen". Der bekannte Orbilius Pupillus, der die straffe Disciplin, die er als Soldat kennen gelernt hatte, mit in sein Schulamt hinübernahm, wird von seinem Schüler Horaz „der Prügelreiche" genannt. Auch der heilige Augustin erhielt nach eigenem Geständniß wegen seiner Trägheit oft körperliche Züchtigungen in

der Schule, ohne daß sich die Aeltern seiner erbarmten. Quintilian spricht sich aus trefflichen Gründen gegen den Stock aus und Verrius Flakkus, ein Freigelassener, machte den letzteren dadurch überflüssig, daß er Belohnungen für die besten Schüler aussetzte. Deshalb wählte ihn auch Augustus zum Lehrer seiner Enkel und versetzte seine Schule auf den Palatin. Auch Sarpedon, der Lehrer des jüngeren Kato, „suchte", wie Plutarch sagt, „seine Schüler mehr durch Gründe, als mit der Ruthe zu überzeugen". Daß übrigens, wie bei uns, die kleinen Anfänger, um ihnen Lust zu machen, von den Lehrern mit Zuckerwerk beschenkt wurden, bezeugt Horaz. Ueber die Ferien der römischen Schuljugend weiß man nur soviel, daß an den Saturnalien und an den fünf Tagen des zu Ehren Minervas gefeierten Quinquatrienfestes (vom 19. März an) der Unterricht ausgesetzt wurde. Außerdem wollen Viele vier volle Ferienmonate von Mitte Juni bis Mitte Oktober annehmen und wirklich scheinen wenigstens die Schulknaben auf dem Lande und in kleineren Städten nur für 8 Monate das Schulgeld bezahlt zu haben.

Wirft man endlich noch einen Blick auf die Stellung der römischen Lehrer in Bezug auf ihr Einkommen und ihr Verhältniß zum Staat und zu den Aeltern, so war dieselbe gerade keine beneidenswerthe. Der gebräuchliche Termin zur Aufnahme neuer Schüler und zum Beginn des Kursus scheint das erwähnte Minervenfest gewesen zu sein. Die neuen Schüler zahlten dann eine kleine Summe als Receptionsgeld (minerval) und der Lehrer weihte die zuerst eingehende der Göttin selbst, eine Sitte, die noch in der christlichen Zeit zu Tertullians größtem Aerger fortbestand. In der älteren Zeit honorirten vielleicht Aeltern und Vormünder die Lehrer nach Belieben und Spurius Karvilius scheint zuerst eine bestimmte Summe verlangt zu haben. Doch kam das Erstere auch noch später vor; denn Sueton erzählt, daß der Grammatiker M. Antonius Gnipho niemals mit den Aeltern über ein bestimmtes Honorar überein=

gekommen sei und sich dabei viel besser als Andere gestanden habe. Die Höhe des gewöhnlichen Betrags kennt man nicht genau. Wenn Juvenal vom Grammatiker sagt, daß er nach Ablauf des Jahres soviel bekomme, als das Volk einem Sieger im Wettkampfe bestimme, so weiß man nicht, ob er den Wagenlenker im Cirkus, oder den Gladiator im Amphitheater oder den Schauspieler im Sinne hat; im letzten Falle wären es fünf Goldstücke gewesen. Juvenal klagt auch im Namen der Lehrer über Lässigkeit im Bezahlen; ja er sagt sogar, daß oft zu gerichtlicher Klage geschritten werden müsse. Auch sei der Lehrer genöthigt, mit sich handeln zu lassen, wie ein Hausirer, und doch kürze endlich noch die Summe der herrschaftliche Rentmeister und der Pädagog! So war denn Armuth das gewöhnliche Loos der niederen Lehrer, und Ovid nennt darum den großen Haufen derselben „vermögenslos". Und daß die Dichter nicht übertreiben, erhellt auch aus den wenigen Biographien berühmter Grammatiker, die Sueton hinterlassen hat. Pompilius Andronikus war so arm, daß er sein Hauptwerk für 16,000 Sesterzen verkaufen mußte. Der gelehrte Valerius Kato, ein sehr geschickter Lehrer, mußte sein Landgütchen bei Tuskulum den Gläubigern überlassen und lebte zuletzt in größter Noth in einer entlegenen Bretterhütte. Julius Hyginus, Vorsteher der Palatinischen Bibliothek und einer sehr besuchten Schule, lebte in seinem Alter von der Gnade des Geschichtschreibers Kajus Licinius, und Orbilius selbst hauste als Greis von beinahe 100 Jahren in einem Dachstübchen und schrieb ein Buch über die Kränkungen, welche den Lehrern durch Vernachlässigung und durch die Eitelkeit der Aeltern bereitet werden, ein Buch, das vielleicht unzählige Auflagen und Nachträge erlebt hätte, wenn es nicht verloren gegangen wäre! Zuweilen freilich benutzten auch Einige den starken Zulauf, stellten höhere Preise und wurden sogar reich. Dem schon erwähnten Rhemmius Palämon brachte seine Schule 400,000 Sesterzen ein. Außerdem war er Kleiderfabrikant und Weinbergsbesitzer und

übrigens einer der anmaßendsten und lasterhaftesten Menschen der ersten Kaiserzeit, von dem die Kaiser Tiberius und Klaudius erklärten, daß eigentlich keinem Menschen weniger als ihm die Erziehung der Kinder anvertraut werden sollte! Doch Niemand kehrte sich daran; man ließ sich durch seine glänzenden Talente bestechen und berücksichtigte nicht seinen entsittlichenden Einfluß. Entsprach er doch den Anforderungen, die man an den Lehrer stellte und die Juvenal ungefähr in folgende Worte faßt: „Alle grammatische Regeln müssen ihm bekannt sein; er muß die Weltgeschichte kennen, alle Schriftsteller, wie seine Nägel und Finger auswendig wissen. Wenn er zufällig in ein Bad kommt und gefragt wird, muß er den Namen der Amme des Anchises angeben und der von Virgil erwähnten Stiefmutter des Königs Anchemolus, muß sagen können, wie alt der sicilische Acestes geworden sei und wie viel Faß Wein er dem Aeneas geschenkt habe." Wenn auch die übrigen Kaiser nicht so unsinnig handelten wie Elagabal, der nach Herodian einem gewesenen Schauspieler das Portefeuille des Kultusministers anvertraute, so fühlte sich doch die Staatsgewalt nie berufen, verhütend in das Erziehungs- und Unterrichtswesen einzugreifen; sogar fördernd that sie — man kann es dreist sagen — hinsichtlich des niederen Unterrichts so gut wie nichts. Denn obgleich die Lehrer der freien Künste das Bürgerrecht in Cäsars Todesjahre erhielten, obgleich man die hohen Schulen begünstigte und auch den Grammatikern neben den Philosophen und Rhetoren Zuschüsse aus Gemeindemitteln und der Staatskasse gewährte, so war dies doch ein Bauen von oben herab; der Elementarunterricht behielt seinen privaten Charakter und es geschah nichts, um den wegen seiner Kümmerlichkeit verachteten Stand der Volksschullehrer zu heben.

II.

Professoren und Studenten der römischen Kaiserzeit.

Der höhere Unterricht nahm erst von Vespasians Zeit an einen öffentlichen Charakter an. Der berühmte Lehrer der Beredtsamkeit Quintilian soll der erste gewesen sein, welcher mit einem festen Gehalte vom Staat angestellt wurde. Vespasian zeigte sich überhaupt freigebig gegen die Lehrer der Grammatik und Rhetorik, die man damals bereits anfing mit dem Namen „Professoren" zu bezeichnen, und soll nach Sueton mehreren die Summe von 100,000 Sesterzen jährlich haben zufließen lassen. Der tyrannische Domitian trieb bald darauf aus instinktiver Scheu vor Licht und Freiheit im Unterrichten und Denken die Rhetoren und Philosophen auf kurze Zeit aus Italien. Desto günstiger gestalteten sich aber dann die Verhältnisse der Gelehrten unter Hadrian, der nicht nur selbst gern mit seiner sophistischen Bildung prunkte, sondern die Gelehrsamkeit auch an Anderen schätzte. Er bereicherte besonders sein Vaterland Spanien mit Unterrichtsanstalten und Bibliotheken, setzte den Professoren ebenfalls feste Gehalte aus und bedachte die untauglich Gewordenen mit Pensionen. Auf seinen Reisen im Orient, vielleicht gerade während seines Aufenthalts in Athen und Alexandria, den beiden Hauptsitzen der wissenschaft=

lichen Bildung, reifte in ihm der Plan, auch zu Rom eine hohe Schule zu gründen. Leider fehlen uns die genaueren Nachrichten über das Athenäum, die erste kaiserliche Universität, und erst die Gesetze späterer Kaiser und die Zustände der Akademie zu Konstantinopel erlauben uns, einige Rückschlüsse zu machen. Selbst der Ort, wo die Anstalt stand, ist unsicher; doch scheint der Umstand, daß die hohen Schulen an einigen anderen Orten und zu Konstantinopel den Namen „Kapitolium" führten, auf den kapitolinischen Berg hinzuweisen. Vielleicht wurde auch in Rom der ursprüngliche Name der Hadrianischen Stiftung, der zuletzt im dritten Jahrhundert erwähnt wird, durch diesen dem Orte entnommenen später verdrängt. Nur soviel ist außerdem sicher, daß außer dem Unterrichte in den Hörsälen des Athenäums die seit Anfang der Kaiserzeit gewöhnlichen öffentlichen Vorlesungen von Gedichten und Uebungsreden gehalten wurden, welche die Kaiser oft mit ihrer Anwesenheit beehrten.

Gleichen Eifer für die Wissenschaften zeigte Antoninus, der Philosoph. Er ordnete und erweiterte die Stiftungen seines Vorgängers und wendete seine Sorgfalt besonders der Akademie von Athen zu. Für alle Wissenschaften wurden nun dort Lehrer mit festem Gehalt angestellt und insbesondere acht Lehrstühle der Philosophie errichtet, so daß jede der vier Schulen (Akademiker, Peripatetiker, Stoiker und Epikuräer) zwei Vertreter hatte. Die Gehalte der athenischen Professoren scheinen zwischen 1500 und 2000 Thalern geschwankt zu haben. Lukian, der Zeitgenosse Antonins, hat uns einen Dialog unter dem Titel „der Eunuch" hinterlassen, der den lächerlichen Wettstreit zweier Peripatetiker zu Athen um eine Professur mit 10,000 Drachmen (1700 Thlr.) Gehalt schildert. Aus demselben kann man entnehmen, daß die Konkurrenten auf dem Markte vor einer aus den besten, ältesten und weisesten Männern bestehenden Prüfungskommission um den Preis rangen, indem sie ihre Fachkenntnisse, wahrscheinlich in einer Disputation an den Tag legten und an

ihrem Lebenswandel zu beweisen suchten, daß sie die Lehren der Weisheit nicht als bloßes Blendwerk im Munde führten. Konnten die Richter, wie im erwähnten Falle, sich nicht vereinigen, so wurde die Entscheidung dem Kaiser anheimgestellt. Zuweilen übertrugen auch die Kaiser das Examen besonderen Vertrauensmännern, wie Markus Antoninus dem Sophisten Herodes Attikus. Manchmal geschah es ferner, daß der Kaiser aus eigner Entschließung Lehrer berief, die sich dann nicht weigern konnten. Auch Urlaub auf längere Zeit wurde in späterer Zeit nur von der Regirung ertheilt. Uebrigens wechselten die Lehrer sehr häufig in den Städten und selten kam es vor, daß gerade Einheimische in ihrer Vaterstadt Anstellung fanden. Hinsichtlich der Lehrer in den Provinzen, wo es nach einer Andeutung des jüngeren Plinius bei Besetzung der Stellen nicht immer redlich und gewissenhaft zuging, traf Antoninus Pius die Anordnung, daß die Zahl der von allen Steuern und Staatslasten freien Lehrer sich nach der Größe der Ortschaften richten sollte, und zwar bestimmte er für kleinere Städte drei Sophisten oder Rhetoren und eben so viele Grammatiker, für größere vier von beiden Klassen, für die größten fünf. Die Philosophen waren dabei nicht mit genannt und vielleicht wollte der Kaiser gerade bei dieser Fakultät mit besonderer Vorsicht verfahren, weil nicht nur zu seiner Zeit, sondern auch vor und nach ihm eine Menge ganz unnützer Subjekte sich unter ihre Fahne drängten. Lukian hat diese traurigen Nachahmer eines Diogenes in unvergänglichen Farben abkonterfeit. Mit dem unvermeidlichen, langen Barte, ihrem Hauptkennzeichen, im kurzen spartanischen Mantel, einen mächtigen Knittel und einen unergründlichen Ranzen führend, zogen sie in der Welt herum, predigten, bettelten und faullenzten. Durch Habsucht und Schlemmerei straften sie ihre vorgebliche Genügsamkeit und Einfachheit Lügen und machten oft später von ihren gesammelten Bettelpfennigen ein großes Haus.

So ist es denn auch nicht auffällig, daß im Jahre 369

folgendes Gesetz der Kaiser Valentinian und Valens diesem Unwesen zu steuern suchte: „Es soll ein Jeder in seine Heimath gewiesen werden, der sich erwiesener Maßen frech und wider Verdienst die Philosophentracht angeeignet hat, mit Ausnahme derjenigen, die von bewährten Männern geprüft worden sind und von dieser Hefe gesondert werden müssen. Denn es ist schändlich, wenn Jemand die Obliegenheiten gegen das Vaterland nicht erfüllen kann, der sich rühmt, selbst die Schläge des Schicksals ertragen zu können." Von Kommodus an bis auf Alexander Severus wurden die Vertreter der Wissenschaft eher zurückgesetzt als begünstigt. Kommodus, der nur am niedrigsten Umgang Geschmack fand, verweigerte selbst zuweilen die Immunität und antwortete dem Sophisten Philiskus, der bereits sieben Jahre Professor in Athen gewesen war und jenes Vorrechts beraubt werden sollte: Weder er noch die anderen Docenten wären steuerfrei; denn der Kaiser könnte nicht wegen einiger kurzen und elenden Reden die Gemeinden der Steuerpflichtigen berauben. Noch schlimmer stand es unter Elagabal, der selbst die Lehrer seines Adoptivsohns Alexander Severus, darunter Männer von ausgezeichnetem Rufe, theils tödtete, theils verbannte. Dennoch gelang es den Bemühungen der Mutter und Großmutter des Kronprinzen, den Charakter desselben vor Verderbniß zu bewahren, und zur Regirung gelangt, suchte er die heillose Vernachlässigung des Unterrichtswesens wieder gut zu machen. Er ließ den Lehrern der Rhetorik, Grammatik, Arzneikunde, Astrologie, Mechanik und Baukunst Honorare zahlen und stiftete für arme Studenten Getreidestipendien. In den Provinzialstädten bezogen die Lehrer ihren Gehalt größtentheils aus den Gemeindekassen und so wies noch Konstantins des Großen Vater dem Rhetor Eumenius seinen Gehalt, von 60,000 Sesterzen (von denen freilich damals das Stück nur $^1/_3$ Sgr. werth war) aus den Mitteln der gallischen Stadt Augustodunum (Autun) an. Diese Zuschüsse von Seiten der Kommunen blieben aber oft aus, besonders als das Christenthum immer weitere

Fortschritte machte und man die Lehrstühle der Rhetorik, Grammatik und Philosophie als unnütze, ja schädliche Ueberbleibsel und Stützen des Heidenthums anzusehen anfing. Konstantin sah sich daher genöthigt, durch eine Verordnung jene Zahlungen den Städten einzuschärfen. Außerdem bestätigte er die Privilegien der Professoren hinsichtlich der städtischen Aemter, des Kriegsdienstes und der Einquartirung und schützte sie gegen Prozesse und Kränkungen, indem er jedem Freigeborenen, der ihre Ruhe störte, eine Strafe von 100,000 Sesterzen, jedem Sklaven eine tüchtige Tracht Prügel androhte. Doch scheint es unter ihm mit der Prüfung der Kandidaten ziemlich leicht genommen worden zu sein; denn Julian erneuerte die alten Bestimmungen. Wie sehr übrigens der kaiserliche Romantiker die hohe Aufgabe des Unterrichts begriff und die Würde des Lehrerstandes zu heben bemüht war, leuchtet klar aus den Worten seines Gesetzes hervor: „Die Lehrer der Wissenschaften müssen sich zuerst durch ihre Sitten auszeichnen; dann durch Beredtsamkeit. Aber weil ich in den einzelnen Gemeinden nicht zugegen sein kann, so mag Jeder, der Lehrer werden will, nicht plötzlich und willkürlich sich zu diesem Amte drängen, sondern sich zuvor nach dem Urtheile des Senats mit Zustimmung der Besten aus der Gemeinde ein Diplom verdienen. Das Wahldekret soll aber jederzeit mir selbst zur Bestätigung vorgelegt werden." Es ist freilich möglich, daß die letzte Bestimmung mit der Ausschließung der Christen von den Lehrstühlen der Grammatik und Rhetorik zusammenhing, durch welche Maßregel Julian dem Christenthum den aus der Benutzung der heidnischen Literatur fließenden Gewinn zu entziehen trachtete. Die Lehrfreiheit beschränkte er außerdem dadurch, daß er das Studium des epikuräischen und skeptischen Systems verbot. „Haben doch bereits," sagte er, „auch die Götter, woran sie sehr wohl thaten, diese Schulen vertilgt, so daß auch die meisten ihrer Schriften verschwunden sind."

Bald nach seinem Tode hob Valentinian, der Erste, die

Beschränkungen Julians den Christen gegenüber auf, indem er die Zulassung zum Lehramte blos an Lebenswandel und Kenntnisse knüpfte. Demselben Kaiser, der überhaupt neben einer Wildheit und Grausamkeit, die kaum durch sein cholerisches Temperament und durch die verzweifelte Lage des Reichs entschuldigt werden kann, eine edle Weisheit als Gesetzgeber entwickelte, verdanken wir eine Reihe interessanter akademischer Gesetze, in denen bereits die Grundlinien aller späteren Regulative über die studentische Disciplin enthalten sind. Sie datiren vom Jahre 370 n. Chr. und beziehen sich zunächst auf die Studirenden zu Rom, wohin eine Menge Jünglinge aus den Provinzen kamen, vorzüglich um der in ihrer Heimath nicht gelehrten und doch am besten zum Staatsdienst befähigenden Rechtswissenschaft obzuliegen (schon unter Nero schickte nach Philostrat ein Arkadier seinen Sohn in dieser Absicht nach Rom). Als zur Inskription erforderlich wird erstlich eine Art Abiturientenzeugniß verlangt: eine obrigkeitliche Bescheinigung über Heimath, Aeltern und Würdigkeit der Aufzunehmenden; sie mußte beim Vorsteher des Steuerkatasterbureaus vorgezeigt werden, wobei die jungen Leute sogleich anzugeben hatten, welchem Fakultätsstudium sie sich widmen wollten. Die Schreiber und Archivare der genannten Kanzlei (censuales) wurden zugleich angewiesen, die Stelle der Pedelle zu versehen. Denn sie sollten genau die Wohnungen der Studenten kennen, um zu sehen, „ob dieselben sich auch der Dinge befleißigten, die sie zu erstreben vorgäben". Ebenso sollten die Censualen darauf sehen, daß Jeder bei Zusammenkünften sich so aufführte, „wie es sich für Jünglinge schickt, die einen schimpflichen und entehrenden Ruf und Verbindungen, die Wir dem Verbrechen für zunächst stehend erachten, vermeiden zu müssen glauben." Dann werden verboten nächtliche Gelage, die nach dem Berichte des unter Konstantin lebenden Sophisten Libanius besonders häufig auch unter den Studirenden zu Athen vorkamen, und der zu häufige Besuch der Schauspiele, für welche der Römer

so unsinnig schwärmte. Der heilige Augustin zeigt an dem Beispiel eines jungen Mannes, für den er sich, als einen Landsmann, besonders interessirt hatte, das Verführerische und Verderbliche der circensischen Spiele und der Gladiatorengefechte. In Karthago, wo er zuerst Rhetorik lehrte, war es ihm noch mit Mühe gelungen, jenen Schüler von der Liebe zum Cirkus zu heilen. Mit den besten Vorsätzen bezog derselbe später die Universität Rom und enthielt sich lange des Schauspielbesuches. Auch als er einst von anderen Studenten mit Gewalt in das Amphitheater geführt worden war, versuchte er mit geschlossenen Augen noch die Neugier und Schaulust zu bekämpfen; aber ein plötzliches Geschrei und Beifallklatschen der Menge regte ihn so auf, daß er die Augen öffnete: er sah die Blutarbeit der Gladiatoren und wurde fortan der tollste Zuschauer und der Verführer Anderer. — Wer wider diese oder ähnliche Bestimmungen der Gesetze handelte und sich anders betrüge, als es die Würde der Wissenschaften verlangte, dem drohte Valentinian, daß er öffentlich gegeißelt, sogleich auf ein Schiff gesetzt und nach Hause geschickt werden sollte. Ferner erlaubte der Kaiser auch den fleißigen Studenten nur bis zum zwanzigsten Lebensjahre den Aufenthalt zu Rom und verfügte, daß der Stadtpräfekt, als Oberpolizeimeister, nach Ablauf dieser Frist für unfreiwillige Rückkehr der Betreffenden ohne ehrenvolle Entlassung Sorge zu tragen hätte. Da nämlich die Vorbereitung zur Akademie im Verhältniß zu unserer Zeit wenige Jahre erforderte und von den Schülern innerhalb des zwölften und fünfzehnten Jahres beendigt werden konnte, blieb für das Fachstudium ein fünfjähriger Zeitraum, nach dessen Ablauf die persönlichen Leistungen der Bürger für den Staat beginnen mußten. Doch hatte schon hundert Jahre früher der Kaiser Diokletian den auf der berühmten Rechtsschule zu Berytus (Beirut) befindlichen Studirenden arabischer Nation auf ein von deren Senior, einem gewissen Severinus, verfaßtes Gesuch nachgelassen, bis zum fünfundzwanzigsten Jahre studiren zu dürfen,

und es scheint überhaupt öfter Dispensation von dieser für langsame Köpfe allerdings harten Bestimmung ertheilt worden zu sein. Oft besuchten freilich auch erwachsene Männer die Hörsäle, wie der Kaiser Julian im 24., Basilius, der Große, im 25., Gregor von Nazianz im 30. Jahre. Endlich wurden die Censualen noch angewiesen, eine genaue Matrikel der neu Ankommenden monatlich anzufertigen und jährlich das Verzeichniß an den Kaiser einzusenden, „damit Wir," schließt das Gesetz, „nachdem Wir die Verdienste und den Studiengang der Einzelnen erfahren haben, ermessen, ob und wann Wir sie im Staatsdienste brauchen können." Die Liste enthielt also zugleich das testimonium morum et studiorum! —

Nach Augustins Zeugniß führten sich die römischen Studenten musterhaft auf, während Bruder Studio in Karthago, dem wissenschaftlichen Sammelplatze Afrikas, wegen seiner Ausschweifungen und seiner Zügellosigkeit übel berüchtigt war. Der Kirchenvater erwähnt besonders einer Klasse älterer Studenten (eversores), deren teuflische Freude es war, Neuangekommene zu verführen, und beklagt sich über die Unsitte, in fremde Auditorien ohne Erlaubniß der Docenten einzudringen und die Vorlesungen und Redeübungen in frecher Weise zu stören. Da er im Jahre 354 geboren war und also nach der Zeit Valentinians, des Ersten, nach Rom übersiedelte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die von ihm gerühmte Disciplin der römischen Studirenden eine Frucht der akademischen Gesetze des Jahres 370 war. — Noch haben wir endlich von einem anderen Zeitgenossen, dem berühmten Dogmatiker und Redner Gregor von Nazianz, interessante Notizen über das Treiben der Studenten in Athen, besonders über den Empfang der sogenannten Füchse von den bemoosten Häuptern. Hiernach postirten sich die älteren Studenten bei Beginn des Kursus (nach einer Andeutung Augustins war der Schluß der Weinleseferien ein solcher Zeitpunkt, während die früheren Sophisten in Athen nach Athenäus an den Anthesterien im Frühling den Ehrensold und Geschenke

erhielten und dann ihre Bekannten zu einem fröhlichen Fest bei sich einzuladen pflegten) auf die Berge und an die Häfen, um die Novizen in Empfang zu nehmen und für bestimmte Lehrer, bei denen sie sich in Gunst setzen wollten, wegzukapern. Sie nahmen die Angekommenen mit sich auf ihre Quartiere und suchten dort durch Neckereien und Stichelreden aller Art ihre Charaktere zu ergründen und sie durch imponirendes Auftreten einzuschüchtern und sich willig zu machen. Dann führten sie ihre Rekruten behufs der Anmeldung den einzelnen Professoren zu und nun erst folgte die eigentliche Weihe und Aufnahmezeremonie in folgender Weise. Paarweise zogen sie in langer Reihe, die Aelteren voran, die Neulinge hinterdrein, durch die Straßen und über den Markt nach dem Bade. Hier angekommen rief man den Jüngeren Halt zu, pochte an die Thüren und suchte ihnen Furcht und Schrecken einzujagen. Endlich wurde ihnen der Eintritt gestattet und die Weihe wahrscheinlich mit einer tüchtigen Wassertaufe vorgenommen. Zuweilen kam es aber auch zwischen den verschiedenen Parteien zu ernsthaften Schlägereien, wobei man von Steinen, Keulen und Schwertern Gebrauch machte und so gefährliche Verletzungen mit unterliefen, daß die Klagen bis zum römischen Prokonsul in Korinth drangen. Konnte doch sogar ein Rhetor selbst seinen Schülern vorwerfen, daß sie für ihn keine Schlacht geliefert und keine Narben davon getragen hätten, wie ihre Väter aufzuweisen vermöchten!

Jene Fopperei war aber nicht nur in Athen, sondern auch auf den übrigen Universitäten gewöhnlich; denn ein Gesetz Justinians verbot die Quälereien der Novizen auf den hohen Schulen zu Konstantinopel und Berytus. Die erst im vorigen Jahrhunderte abgeschaffte Deposition der Beanen, welche sogar eine gesetzlich autorisirte Zeremonie gewesen war, ist sicher nur als eine weitere Ausbildung jener alten Possen anzusehen.

Was die Zahl und die sonstigen Verhältnisse der späteren Professoren anlangt, so bestimmt wenigstens ein Gesetz des

Kaisers Theodosius des Zweiten (425 n. Chr.) die Zahl der öffentlichen Professoren zu Konstantinopel, wobei man vielleicht das Muster der älteren Universität in Rom vor Augen hatte. Darnach sollten im Ganzen 31 Professoren sein, und zwar drei römische und fünf griechische Rhetoren, zehn Grammatiker für jede der beiden Sprachen, ein Philosoph und zwei Juristen. Jedem akademischen Lehrer wurde ein besonderes Auditorium angewiesen und zwar bestand das Universitätsgebäude aus einer großen Portikus (im achten Distrikte der Stadt), in deren schattigen Säulengängen halbmondförmige Ausbiegungen mit amphitheatralisch ansteigenden, hölzernen Sitzreihen in solchen Zwischenräumen angebracht waren, daß die Vortragenden sich gegenseitig nicht stören konnten. Außerdem gab es auch verandaähnliche Vorbaue oder nach der Straße zu offene Mansarden (pergulae), die zum Unterrichten benutzt wurden. Die nicht öffentlichen Lehrer oder Privatdocenten, die zum Aerger der ordentlichen Professoren zuweilen mit der größeren Zahl ihrer Zuhörer prahlend die öffentlichen Unterrichtslokale benutzten, wies das Gesetz bei Strafe der Ausweisung in die Schranken der Privatwohnungen zurück. Die wirklichen Professoren sollten dagegen nie Privatunterricht ertheilen; sonst verloren sie ihre Privilegien und den Anspruch auf die nach zwanzigjähriger, tadelloser Dienstzeit seit Konstantin ihnen ertheilten Insignien und Titel der ersten Verdienstklasse. Es setzt diese Beschränkung der im Staatsdienste stehenden Universitätslehrer einen ausreichenden Gehalt voraus. Leider können wir aber kaum einem der Herren genau nachrechnen.

Die Besoldung aus dem Fiskus bestand größtentheils aus Getreidelieferungen und kann wol nach ihrem Werthe ermittelt werden. Das Deputat wurde nämlich nach den Getreiderationen (annonae) berechnet, welche die ärmeren Bewohner Roms seit alter Zeit theils unentgeltlich, theils zu geringem Preise aus den öffentlichen Magazinen bezogen. Gewöhnlich rechnete man auf den Kopf monatlich fünf römische Scheffel, also jährlich

60 = 9½ preußische Scheffel. Nun dotirte der Kaiser Gratian (367) die Rhetoren in Gallien mit 24 Annonen (= 228 preuß. Scheffeln), die Grammatiker mit der Hälfte (sie standen sich stets schlechter als die Lehrer der Beredtsamkeit); nur unter den Professoren zu Trier, dem reichen Moselathen, wurde der Rhetor mit 30 Annonen (285 Scheffeln), der lateinische Grammatiker mit 20, der griechische, „wenn ein würdiger aufgetrieben werden könnte," mit 12 bedacht. Setzt man aber bei dem Schwanken der Weizenpreise als recht hohen Durchschnittspreis für den preußischen Scheffel 1½ Thlr. an, so sieht man klar, daß die Lehrer mit diesen Getreidelieferungen wol schwerlich auskommen konnten, und wenn man auch anzunehmen geneigt wäre, daß die Professoren zu Rom und Konstantinopel besser gestellt waren, so widerspricht dem schlagend das Beispiel des berühmten Redners Themistius, der von sich selbst offen gesteht, daß er 200 Medimnen = 1200 römische Scheffel = 20 Annonen = 190 preuß. Scheffel aus den kaiserlichen Getreidemagazinen zu Konstantinopel bezog. Zwar erhielt derselbe Gelehrte noch 200 Krüge Oel geliefert; aber seinen Weizen theilte er haufenweise an arme Studenten aus, und wenn er also nicht außer dem Getreide vom Staate noch klingendes Honorar und von seinen Zuhörern Kollegiengelder bezogen hätte, so wäre er wol dem Neide seiner Widersacher entgangen und hätte vielleicht mit Juvenal geklagt: „Viele schon reute die Wahl des gewinnlosen, eiteln Katheders!" So aber sagt er selbst, daß er von einigen Schülern mit einer Mine (25 Thlr.), von anderen mit dem Doppelten, wieder von anderen mit einem Talente, wahrscheinlich für den ganzen Kursus, honorirt wurde. Das Edikt Diokletian's setzte als Maximum für den Rhetor 3000 Denare fest (vielleicht 50 Thlr.). Während die Privatlehrer in ihren Forderungen unbeschränkt waren und vor dem Unterricht jedenfalls stets ein Uebereinkommen mit ihren Zuhörern trafen, läßt es sich kaum anders denken, als daß die wirklichen Professoren, die ihre Vorlesungen öffentlich halten mußten, ihre Kollegiengelder

in bestimmter Minimalhöhe ansetzten und dann je nach dem Vermögen auch reichlicher bezahlt wurden. Denn daß man überhaupt das Honorar mehr als wirklichen Ehrensold betrachtete, ergiebt sich auch aus der Meinung des Rechtsgelehrten Ulpian über die juristische Geltung der Honorarforderungen. Die Provinzialstatthalter sollten nach ihm nur den Rhetoren, Grammatikern und Mathematikern wegen des Kollegiengeldes Recht sprechen; die Philosophen nimmt er aus, weil sie — vor allen Anderen zeigen müßten, daß sie jede Lohnarbeit verachteten! Aber auch die Professoren des Rechts sollten nicht klagen, weil die richterliche Weisheit eine zu heilige sei, als daß sie nach Geldeswerth abgeschätzt und dadurch entehrt werden dürfte. Denn man könnte gewisse Dinge anständiger Weise annehmen, ohne sie mit Anstand fordern zu dürfen. Man sieht, daß das altrömische, aristokratische Vorurtheil gegen jeden Lohndienst auch hierin noch fortwirkte. Weniger zart verfuhr jener Lehrer, der, wie Lukian erzählt, einen Schüler, welcher nicht zu rechter Zeit sein Stundengeld entrichtet hatte, beim Gewand am Halse packte, vor Gericht schleppte und vor Aerger und Zorn so außer sich kam, daß er ihm die Nase abgebissen hätte, wenn der Jüngling nicht von einigen Kameraden seinen Händen entrissen worden wäre! Freilich suchten auch Manche die Honorarzahlungen zuweilen zu umgehen und besonders in Rom machte Augustin die unangenehme Erfahrung, daß viele seiner Zuhörer sich förmlich verschworen und plötzlich gegen Ende des Kursus aus Scheu vor der Zahlung zu anderen Professoren überliefen. Auch Libanius klagt, daß nur Wenige bezahlten und daß man unmöglich durch das Honorar ein reicher Mann werden könne. Auf der andern Seite weiß er aber recht wohl, daß das Erlassen des Kollegiengeldes den Studirenden selbst Schaden bringt; „denn was man umsonst erhält, nimmt man nicht genau und auf das, was man nicht bezahlt, legt man keinen Werth." Er schildert übrigens die Lage der akademischen Lehrer in Antiochia als eine gegen frühere Zeiten äußerst heruntergekommene. „Jetzt

besitzen sie," heißt es bei ihm, „nicht ein Häuschen. Wie die Schuhflicker wohnen sie in fremden Häusern. Hat sich aber einer ein Häuschen gekauft, so hat er das Darlehn noch nicht bezahlt, so daß die Besitzenden in größerer Sorge sind, als die, welche nicht gekauft haben. Der Eine hat drei Sklaven, der Andere zwei, ein Dritter nicht einmal so viele, und diese Sklaven sind gegen ihre Herren übermüthig, weil sie nicht mit vielen zusammen Dienste thun. Der eine Rhetor preist sich glücklich, weil er nur eines Kindes Vater ist, dem Anderen gilt die große Zahl seiner Kinder für ein Unglück; derjenige scheint verständig zu sein, welcher die Ehe meidet. Früher gingen sie in die Werkstätten der Silberarbeiter und bestellten Gefäße. Jetzt haben sie mit den Bäckern nur zu verhandeln, denen sie das Geld für das Brot schuldig geblieben sind. Sie sagen immer, daß sie es bezahlen wollen, müssen aber immer noch um mehr Brot bitten. Zuletzt müssen sie das Ohrgehänge oder den Halsschmuck ihrer Frauen zu den Bäckern tragen. Sie können nicht daran denken, was sie den Frauen wieder schenken möchten, nein, nur daran, was die Frauen etwa noch zum Verkaufen besitzen. Ist ihre Vorlesung zu Ende, so mögen sie nicht nach Hause gehen, wo sie nur an ihr Elend erinnert werden, sondern sie verweilen noch länger im Hörsaale. Hier treffen sie mit ihren Amtsgenossen zusammen und beklagen gemeinsam ihre Lage, hören auch wol zu ihrem Erstaunen, daß es den Anderen noch schlechter ergeht."

Was endlich das Verhältniß zwischen Lehrern und Lernenden betrifft, so war es ein näheres und persönlicheres als auf den Akademien unserer Zeit. Nur die heutigen Examinatoria und Disputatoria erinnern noch an die Gesprächform der alten griechischen Lehrweise, die sich auf die Hochschulen des römischen Reichs vererbte. Am wenigsten beschränkten sich die Lehrer der Rhetorik auf Kathedervorträge, sondern wendeten allen Fleiß auf die mündlichen und schriftlichen Uebungen ihrer Schüler, indem sie ihnen zuerst selbstgefertigte Musterreden zum

Auswendiglernen und Deklamiren vorlegten und sie später erst eigene Arbeiten machen und vortragen ließen. Die Gegenstände dieser Anfängerreden waren meist der Geschichte entlehnt, wie z. B. ob Hannibal nach der Schlacht bei Kannä hätte nach Rom ziehen, ob Alexander, der Große, den Ocean beschiffen, ob Sulla die Diktatur hätte niederlegen sollen? Und die ewige Wiederkehr derselben Themata, die unaufhörliche Repetition derselben Machwerke mochten Ueberdruß und Langeweile in reichem Maaße bei den Professoren hervorrufen! „Der immer wieder aufgewärmte Kohl bringt die unglücklichen Lehrer um," sagt Juvenal und läßt den Lehrer eines bornirten Schülers ausrufen: „Ich zahlte gern jeden Preis, wenn man es mir ermöglichen könnte, daß der Vater so oft als ich den schrecklichen Hannibal seines Sohnes anhören müßte!" Allein das Deklamiren gehörte einmal zu den Modethorheiten jener Zeit, zu den nothwendigsten Disciplinen der höheren Erziehung, und wenn die Beredtsamkeit ihren Einfluß im öffentlichen Leben gänzlich verloren hatte, so übte man sich desto mehr in der Lob- und Schmeichelredekunst und impfte der Jugend Eitelkeit und Unbescheidenheit planmäßig ein, indem man sie die in den Rhetorenschulen mühsam eingepaukten oratorischen Produkte zu Hause vor einem glänzenden Kreise besonders dazu geladener Zuhörer vorzutragen gewöhnte. Dagegen verschmähten es auch die Docenten nicht, sich von ihren Schülern beklatschen und durch Zuruf preisen zu lassen. Schon Seneka schreibt über diese Unsitte: „Wie groß ist die Narrheit desjenigen, den das Beifallsgeschrei Unwissender in heiterer Stimmung aus seinem Auditorium schreiten läßt! Warum freuest Du Dich, von Menschen gelobt zu werden, die Du nicht selbst loben kannst? Lobt wol der Kranke den ihn schneidenden Arzt?" Dennoch will der Philosoph den lauten Ausbruch der Bewunderung nicht tadeln, wenn er der Sache gilt und nicht der Darstellung, und fordert nur einen Unterschied zwischen Schule und Theater!

Neben den eigenen Uebungen im Redehalten wurde es

den Schülern von den Rhetoren auch zur Pflicht gemacht, die Vorträge der Meister im Fache bei feierlichen Gelegenheiten nicht zu versäumen und es pflegten auch die jungen Leute spezielle Einladungen zu öffentlichen Reden zu erhalten. Ein Rhetor aus dem vierten Jahrhundert klagt über das Verhalten der Studirenden bei solchen Gelegenheiten in folgender Weise: „Sind die Schüler zu einem öffentlichen Vortrage eingeladen worden, so sind sie weit davon entfernt, so schnell, wie der einladende Sklave, sich zu beeilen, geschweige denn, ihn in der Eile zu übertreffen. Sie kommen heran, als ob sie auf Seilen gingen und ehe sie hereintreten, erregen sie noch durch ihr Zögern den Unwillen der schon Versammelten. Hat der Vortrag begonnen, so unterhalten sie sich mit Winken über Wagenlenker, Mimen, Pferde und Tänzer, über ein geliefertes oder noch bevorstehendes Gladiatorengefecht. Dann stehen die Einen da, steinernen Bildsäulen gleich, ohne die Hände zu rühren, oder auch indem sie mit beiden Händen in den Nasen stöbern. Die Anderen bleiben sitzen, obwol so Vieles sie zum Aufstehen anreizen sollte, und nöthigen den, der da aufsteht, zum Sitzen. Andere zählen die später Hereintretenden, noch Andere begnügen sich damit, die Blätter anzusehen; sie schwatzen lieber, als daß sie dem Redner Aufmerksamkeit zollen. Ja, noch Kindischeres thun sie: durch falsches Klatschen stören sie das ächte, auch hindern sie das Beifallrufen und ziehen oft durch erdichtete Nachrichten oder durch Aufforderung zum Baden so Viele als möglich vom Vortrage ab. Früher war dies anders. Damals hatte doch der Eine dieses, der Andere jenes behalten; dann suchten sie, wenn sie den Hörsaal verlassen hatten, die Rede wieder zusammenzustellen und waren recht traurig, wenn ihnen Einiges entgangen war. Drei oder vier Tage beschäftigte sie das Gehörte im Hause und noch länger hier bei uns."

Die Professoren standen ihren Schülern aber auch insofern näher, als sie sich zugleich um deren Erziehung kümmerten. Freilich hatten die jungen Leute ihre Pädagogen noch bei sich,

„die," wie Libanius sagt, „für Alles sorgen, was das Leben erfordert, und für noch Wichtigeres, für die Keuschheit, indem sie die Beschützer und Wächter, eine Mauer des blühenden Alters sind und, wie bellende Hunde die Wölfe, so die bösen Verführer zurückscheuchen;" allein die Autorität des Hofmeisters, der ja nur ein Sklave war, reichte nicht aus und so fiel ein guter Theil der Aufsicht den Lehrern anheim, die deshalb auch „Hirten" genannt wurden und sich bei ihren Besserungsmitteln selbst bis zu Schlägen versteigen durften! Manche Docenten hüteten sich wol vor großer Strenge, um ihre Schüler nicht zu verlieren und stellten ihnen aus demselben Grunde gute Zeugnisse für die Aeltern aus. Sonst war es Sitte, daß sie ihre Zuhörer auch zu gemeinschaftlichen Spazirgängen einluden und dieselben besuchten, so oft sie krank waren. Für arme Schüler verwendeten sie sich auch bei reichen Leuten, ja sie schrieben auch nach Libanius zuweilen an den Herrn Vater, wenn der ersehnte Wechsel des Sohnes zu lange auf sich warten ließ! Der Dank, den sie für so vielfältige Mühe ernteten, war nicht immer groß. Sie hatten viel Verdruß mit den Aeltern und Pädagogen und die Scholaren ihrer Rivalen ärgerten sie oft durch beißende Spottgedichte.

Den abgehenden Studenten pflegte vom Rhetor, bei dem sie gehört hatten, eine feierliche Abschiedsrede gehalten zu werden und die Kommilitonen geleiteten sie zur Stadt hinaus, bis endlich unter Klagen und Thränen der Abschied erfolgte.

III.

Der Musikdilettantismus der römischen Kaiserzeit.

Unbestritten giebt es in keiner Kunst soviel Dilettanten, wie in der Musik. Die ausübenden Liebhabereien in den übrigen Künsten verschwinden dagegen; nur die Poesie kann sich in annähernbem Maaßstabe eines solchen Zubranges zu ihren Geheimnissen rühmen. Musikalische Vereine aller Art bestehen überall bis in die kleinsten Marktflecken herab; der Unterricht in der Kunst wird als integrirender Zweig der besseren Erziehung betrachtet; jeder Theezirkel, jedes Kränzchen wird durch Musik gewürzt; besonders ein Instrument, das vielfach vervollkommnete Klavier, hat im Siegeszuge die halbe Welt erobert und, wenn auch oft nur als unentbehrliches Möbel, sich eingebürgert in den Palästen, wie in den bescheidenen Häusern der Vorstädte, ja der Dörfer. Dem Musikfeinde mag es schwer fallen, jetzt einen ruhigen Winkel zu finden, dessen Echo nicht geweckt wird von der Kehle einer Sängerin oder von den rauschenden Klängen eines angehenden Klaviervirtuosen oder von den qualvollen Versuchen eines zukünftigen Paganini, obligater Blechtöne, heiserer Guitarrenklänge und dudelnder Harmonikazüge nicht zu gedenken. Kurz, wenn es wahr bleibt, was schon die alten Griechen erkannt haben, daß die Musik veredelnd und mildernd auf Gefühl, Geschmack und Sitten einwirkt und daß auch der Musikdilettantismus Kunstsinn verbrei=

tet und Kennerschaft begründet, so scheint unsere Zeit unübertrefflich dazustehen.

Bei dem römischen Volke erwachte der Sinn für Musik sehr spät; er wurde ihm von außen eingeimpft und erschien als Begleiter der überhandnehmenden griechischen Bildung. Denn während bei den Griechen schon zu Themistokles Zeit Unbekanntschaft mit Gesang und Saitenspiel als Mangel an Bildung galt, wenn auch die Kunst, als Profession, eines freien Mannes unwürdig war, blieb bei den Römern lange die Ausübung der Musik einer Art von Dorfmusikantenzunft überlassen und auf religiöse Zeremonien beschränkt. Selbst als der musikalische Dilettantismus, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, längst Fuß gefaßt hatte, mahnten tadelnde Stimmen an die ernst praktische, jeder tändelnden Liebhaberei abholde Vergangenheit. Ich erinnere hier nur an die treffliche Charakterschilderung der Sempronia, einer Mitwisserin bei der katilinarischen Verschwörung, in welcher Sallust unter anderem sagt: „Sie verstand eleganter die Zither zu spielen und zu tanzen, als es eine sittsame Frau nöthig hat;“ und an Quintilians Empfehlung der ernsten Musik für den Redner, an deren Schlusse es heißt: „Ich meine ferner nicht Psalter und andere Saiteninstrumente, welche auch von der sittsamen Jungfrau verschmäht werden müssen.“ Als aber der musikalische Enthusiasmus die vornehmere Klasse ohne Ausnahme ergriff, als in jedem reichen Hause eine Kapelle und ein Sängerchor existirte, die bei Tafel, im Bade, und sonst die Ohren der Gebieter kitzelten, emanzipirte sich auch das weibliche Geschlecht früh genug von diesen Vorurtheilen. Schon der leichtfertige Ovid giebt den jungen Damen folgenden Rath:

„Schmeichelnd wirkt der Gesang; wol lerne zu singen die Jungfrau;
Mancher anstatt der Gestalt half der Gesang zum Gemahl.
Mögen entströmen der Lipp' Melodien, gehört im Theater,
Oder des schilfigen Nils fremde Musik und Gesäng'!
Ferner verstehe die Frau, nach meinem Geschmacke gebildet,
Zither und Plektron zugleich führen in kundiger Hand.“

Diese Wünsche wurden allgemein erfüllt und bald galt musikalische Bildung als unerläßliche Mitgift der vornehmen jungen Römerin. So hofft denn auch der Dichter Statius, als zärtlich besorgter Vater, seiner Tochter bald einen Gemahl zu verschaffen, da sie in diesem Zweige der Bildung allen Ansprüchen genüge:

„Sicherlich ist sie es werth durch geistige Güter und Schönheit,
Mag sie, die Lyra im Arm, ihr liebliche Töne entlocken,
Und an die Musen gewandt des Vaters Lied moduliren,
Oder im zierlichen Tanz die blendenden Arme entbreiten.“

Daß freilich nun, als die Musik einmal Modesache geworden war, sie meist nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zu anderen Zwecken getrieben wurde und ihren sittlichen Einfluß verlor, liegt auf der Hand. Dürfen wir jedoch deshalb einen Stein auf den Dilettantismus der Römerinnen werfen? Kommt es nicht auch bei uns unzählige Male vor, daß die Musik die ganze Jugendzeit hindurch ohne ein inneres Verständniß der Kunst, ohne den inneren Trieb zu deren Ausübung, ohne dauernde Neigung zur Kunst getrieben wird? Vielleicht nur der häusliche Zwang von Seiten der Aeltern, der eigene Ehrgeiz, oder die noch niedrigere Eitelkeit, die in der zierlichen Bewegung der Glieder, in der Belebung des Auges und der leisen Röthung der Wangen ein willkommenes Mittel findet, die Augen auf sich zu ziehen, haben die Triebfedern des aufgewendeten Fleißes abgegeben und nach der Verheirathung wird die edle Kunst vernachlässigt, wie ein unnöthiges Hausgeräthe bei Seite gesetzt. Wie es jedoch eine große Zahl unter unseren Zeitgenossinnen giebt, die von der erlernten Kunst einen edleren Gebrauch machen, indem sie den Familienkreis damit gemüthlich beleben und nicht laute Bewunderung, sondern stille Dankbarkeit erstreben, so mag auch manche Römerin von besseren Motiven und wirklicher Liebe zur Musik beseelt gewesen sein. Ein Zeugniß dafür giebt der jüngere Plinius, wenn er von seiner Frau rühmt: „Sie komponirt

und singt meine Verse zur Zither, ohne von einem anderen Künstler Unterricht erhalten zu haben, als von Amor, welcher der beste Lehrmeister ist." Am bittersten geißelt aber den in Manie ausartenden weiblichen Musikdilettantismus Juvenal:

„Liebt sie Gesang, so thut es ihr gleich kein dicker Kastrate,
Welcher die Stimme dem Prätor verkauft; in der Hand unermüdlich
Hält sie die Laut', dicht strahlet das Brett von funkelnden Steinen,
Zitternd durchhüpfet im Takt das Plektron die rauschenden Saiten;
Hedymeles einst hat es gebraucht, ein blühender Knabe,
Darum ist es ihr Trost und sie weihet ihm zärtliche Küsse."

Daß unter solchen Umständen die Virtuosen als Musiklehrer in vornehmen Familien sehr anständig honorirt wurden, versteht sich von selbst. Die Lehrer der Wissenschaften wurden viel schlechter bezahlt und darum giebt Martial einem Vater, der ihn über die Erziehung seines Sohnes befragt hatte, den Rath, er solle denselben weder zu den Grammatikern noch Rhetoren in die Schule senden; von den Schriften Ciceros und Virgils brauche er nichts zu wissen und wenn er vielleicht Verse mache, möge er ihn lieber verstoßen. Solle der Sohn eine brotreiche Kunst lernen, so müsse er Zitherspieler oder Flötist werden! Der Dichter selbst schließt die Anrede an das dritte Buch seiner Epigramme, das er von Oberitalien aus nach Rom schickte, mit den Worten:

„Fragen sie: Wann wird er kommen? so sag': Als Dichter gegangen
Ist er; wann wieder er kehrt, treibt er zur Laute Gesang."

Werfen wir noch einen Blick auf die Männer, so tritt uns ein gleichzeitiges Wachsen der musikalischen Liebhabereien, aber zugleich auch öfteres und lautes Klagen über die damit verbundene Verweichlichung und Entartung entgegen. Wenn noch Kornelius Nepos meinte, daß das Singen eines römischen Staatsmannes unwürdig sei, so hatte sich bereits Sulla, der überhaupt das Sittenrichteramt mehr liebte als die Sittlichkeit selbst, herabgelassen, Sänger und Tänzer in seinen Umgang zu

ziehen und selbst den Ruf eines guten Sängers zu erringen. Ovid giebt bald darauf auch den Liebenden den Rath:

„Hast du Stimme, so sing'; wenn zierliche Arme, so tanze!"

und Horaz macht die spöttische Bemerkung:

„Stehen wir nicht am Gipfel des Glücks? Sind Maler geworden, Zitherspieler zugleich und suchen im Ringen den Meister!"

Der junge Britannikus sang als dreizehnjähriger Prinz vortrefflich und schärfte durch ein rührendes Lied einst den tödtlichen Haß Neros. Die wahnsinnige Leidenschaft dieses Kaisers ist bekannt. Vielleicht wäre, wenn er noch zehn Jahre regirt hätte, seinen Unterthanen der musikalische Sinn förmlich ausgetrieben worden! Kam es doch schon bei seinen öffentlichen Konzerten in Neapel soweit, daß von den auf kaiserlichen Befehl eingeschlossenen Einwohnern einige von den Mauerzinnen an Seilen herabrutschten, andere sich als Todte im Sarge hinaustragen ließen, um dem kaiserlichen Virtuosen zu entgehen! Was wäre erst geworden, wenn ihm das Schicksal vergönnt hätte, ein Gelübde zu erfüllen, das er bei der herannahenden Gefahr ausgesprochen hatte: in den Spielen zur Feier des Sieges als Wasserorgelspieler, Chorflötist und Sackpfeifer auftreten zu wollen? An musikalischer Vielseitigkeit wetteiferte mit diesem Vorbilde der unsinnige Elagabal, von dem ein Biograph sagt: „Er sang, tanzte, rezitirte mit Flötenbegleitung, blies die Trompete, spielte die (dreisaitige) Pandura und die Orgel." Uebrigens fanden die Blechinstrumente, wie bei uns, weniger Liebhaber und besonders die langgestreckte, ungebogene und deshalb auch rauh klingende Trompete (tuba) blieb nur musikalischen Sonderlingen überlassen. So blies wol der Kaiser Alexander Severus die Tuba, ließ sich aber nie vor Zeugen hören. Eine ergötzliche Anekdote aber über einen Trompeter früherer Zeit erzählt Dio Kassius. Unter Tiberius, am Neujahrstage des Jahres 19 n. Chr., sollte der Konsul Norbanus sein Amt antreten. Am frühesten Morgen fanden sich schon

Gratulanten vor seinem Hause ein, um zum Lever zugelassen zu werden. Allein Norbanus, welcher immer dem Tubablasen oblag und vielleicht den Aberglauben seiner Landsleute theilte, daß man am ersten Tage des Jahres, um die böse Vorbedeutung zu vermeiden, seine Berufsgeschäfte und Liebhabereien nicht gänzlich ruhen lassen dürfe, griff nach dem Aufstehen zuerst nach seinem lieben Instrumente und entlockte demselben schmetternde Baßtöne. Die Zuhörer aber erschracken, weil bei den Leichenbegängnissen erster Klasse auch Tubabläser verwendet wurden und bezogen auch später das unglückverheißende Signal auf den Tod des Germanikus.

Uebrigens stieg der Hang zu Musik und Tanz immer höher, jemehr das öffentliche, politische Leben unter den Kaisern schwand, jemehr dadurch der Müßiggang privilegirt wurde. „Siehe, der Geist der müßigen Jugend ist gelähmt und rüttelt sich nicht wach durch irgend welche ehrenwerthe Anstrengung. Schlaf und Mattigkeit und schimpflicher als beides: Fleiß im Betriebe schlechter Künste, hat die Gemüther erfaßt. Unsittlichem Gesang und Tanz widmen die Verweichlichten ihre Zeit; das Haar kräuseln, weibische Schmeichelworte lispeln, in Verzärtelung des Körpers mit den Weibern wetteifern, das ist unserer Jünglinge Ideal." So schreibt der Rhetor Seneka zur Zeit der ersten Kaiser. Weit spezieller auf die Musik hinweisend ist die Beschwerde Ammians im vierten Jahrhunderte! „Die wenigen Häuser, die sich früher noch durch Betrieb ernster Studien auszeichneten, sind jetzt voll von den Spielereien lässiger Trägheit und hallen wieder von den Tönen des Gesangs und vom säuselnden Schwirren der Saiten. Anstatt des Philosophen läßt man einen Sänger kommen, anstatt des Redners einen Musiklehrer; die Bibliotheken hat man wie Todtengrüfte auf ewig geschlossen; aber Wasserorgeln und Leyern werden gebaut, so groß, daß man sie für Karossen halten könnte" u. s. w. Solche Extravaganz im Musikdilettantismus haben wir im Allgemeinen an unserer Zeit nicht zu rügen und höch=

stens ist es die Oberflächlichkeit, das ungründliche Streben nach Vielseitigkeit bei der Beschäftigung mit den schönen Künsten, das Viele mit jenen Römern gemein haben. Der witzige Martial schildert einen solchen Geschäftigen, Alles Treibenden also:

„Zierlich trägst Du vor, führst, Attalus, zierlich Prozesse;
Zierlich bewegest Du Dich in der Novelle, dem Lied.
Zierlich gelingen Dir auch die Possen und Stachelgedichte;
Zierlich Sylben Du stichst, zierlich die Sterne Du fragst.
Zierlich, Attalus, singst und schwingst im Tanze den Fuß Du,
Zierlich die Laute Du schlägst, zierlich den Ball Du bewegst.
Edel zeigst Du Dich nie, doch was Du beginnest, ist zierlich.
Höre denn, was Du bist! Groß im geschäftigen Nichts."

Ersieht man also aus dieser Zusammenstellung, daß der Dilettantismus in der Musik zur Zeit der ersten römischen Kaiser sich reißend schnell ausbreitete und mit dem Sinken des Reichs seinen Höhepunkt erreichte, so ließe sich vielleicht auch in Hinsicht des musikalischen Geschmacks eine ähnliche Ausartung nachweisen, die sogar einen Vergleich mit der Richtung und Aenderung des modernen zulassen dürfte.

Der Klagen über den Verfall des jetzigen musikalischen Geschmacks giebt es sehr viele. Die Meisterwerke der klassischen Zeit, an denen es noch soviel zu zehren und zu studiren gäbe, sind sehr in den Hintergrund getreten und das allgemein waltende Haschen nach dem Neuesten, Brillantesten, Lärmendsten oder Schwärmendsten, zeigt eben, daß man Musik treibt, um sich zu zerstreuen, nicht um durch kühneres Eindringen in ein Kunstwerk sich einen höheren Genuß zu verschaffen. Die meisten Komponisten kommen bereitwillig huldigend diesem Geschmacke der Dilettanten entgegen und die Spreu des musikalischen Büchermarktes übersteigt beinahe die des literarischen. Die Ideenarmuth bestrebt man sich mit glänzenden Arabesken zu überdecken und bei der Jagd nach neuen, Nerven reizenden Effekten bleiben nicht nur die Ansprüche des Gemüthes unberücksichtigt, sondern dasselbe wird abgestumpft und betäubt. Und

die Rückkehr zum Einfachschönen mag noch in weiter Ferne liegen; die Musik der Zukunft scheint sie wenigstens nicht bewerkstelligen zu wollen. —

Nachdem schon die Griechen zu Aristophanes' Zeit über eine Entartung der Musik geklagt hatten, die durch Emanzipation der begleitenden Instrumentalmusik vom Gesange entstanden war und sich durch Unklarheit und Verworrenheit geäußert hatte, kommen auch bei den Römern derartige Beschwerden über die Verderbniß des Geschmackes vor. Die Uebertreibung der Effektmittel, die wachsende Liebe zum Rauschenden und Lärmenden berührt Seneka besonders in Bezug auf das Theater mit folgenden Worten: „Siehst Du nicht, aus wie vielen Stimmen der Chor besteht? Und doch entsteht aus allen blos ein Ton. Einige sind hoch, andere tief, andere halten die Mitte. Zu den männlichen Stimmen kommen auch weibliche, Flötenklänge werden dazwischen geschoben; da verschwinden die Stimmen der Einzelnen, die Aller sind hörbar. Ich spreche von dem alten Chore. Bei unseren Aufführungen giebt es mehr Sänger, als ehemals in den Theatern Zuschauer. Wenn die Reihe der Sänger alle Gänge angefüllt hat, der ganze Schauplatz von Blechmusik umkränzt ist und von der Bühne herab Flöten und Instrumente aller Art zugleich erschallen, dann wird Einklang aus Mißtönen." Ein anderes Beispiel vom Geschmacke an starker Instrumentirung liefern die Spiele des Kaisers Karinus, wobei 100 Trompeter, 100 Flötisten, 100 Klarinettisten konzertirten. Eingehender noch als die Klage Senekas ist die des Athenäus im 3. Jahrhundert: „Jetzt treibt man die Musik ohne Sinn und Verstand. Sonst war es ein Beweis von schlechter Kunst, bei der Menge Beifall zu finden. Deshalb sagte auch Asopodoros aus Phlius, als ein Flötist zu seinem Spiele mit Kastagnetten klapperte: Was soll das heißen? Offenbar ist es ein großes Unglück, daß er auf keine andere Weise der Menge gefallen kann! Unsere Zeitgenossen machen den glücklichen Erfolg auf dem Theater zum Zwecke der Kunst. Darum sagt Aristo-

xenos: „Wir machen es den Posidoniern gleich, welche am tyrrhenischen Busen wohnen. Diese waren früher Helenen, entarteten aber zu Barbaren und wurden Tyrrhener. Sie änderten ihre Sprache und ihre ganze Lebensweise; sie feiern aber heute noch eines der hellenischen Feste, an welchem sie zusammenkommen und sich unter Weinen und Wehklagen jener alten Namen und Gebräuche erinnern. So, sagt er, thuen auch wir. Nachdem das Theater verwildert und diese Allerweltsmusik in große Verderbniß verfallen ist, entsinnen wir wenige uns unter einander, was einst die Musik war.“ Auch bei Plutarch findet sich die Klage: „Das krank gewordene Gehör hat die Musik verderbt, in Folge dessen das Gezierte und Verweichlichte nur weibischen Sinnenkitzel hervorbringt.“ Auch dort also war es das Kokettiren mit dem Geschmacke der, der Balletmusik ergebenen Menge, das geflissentliche Abweichen von den alten Meistern, das Suchen nach klingelndem und klapperndem Nebenwerke, was das Steigen des Dilettantismus als Zeichen der Zeit begleitete.

IV.

Das Reisen im Alterthume.

Die vielfachen Erleichterungsmittel des Verkehres, besonders die Eisenbahnen, haben in unserer Zeit die Reiselust in solchem Grade gesteigert, die Zahl der Touristen in solchem Umfange vermehrt, daß unbestritten niemals früher die Menschheit eine solche Beweglichkeit und Rührigkeit im Reisen gezeigt hat. Wir bemitleiden schon unsere Großväter und Väter, die ihre Sehnsucht nach der Ferne so selten zu befriedigen im Stande waren, denen so viele herrliche Genüsse im Gebiete der Natur, Kunst und Menschenkenntniß versagt geblieben sind. Wir fragen aber auch billigerweise, wie weit andere Völker in früherer Zeit in diesem Punkte der Kultur vorgeschritten waren, und vergleichen besonders nicht ohne Interesse in dieser Beziehung die Sitten der Hellenen und Römer mit den unsrigen.

Die sagenhafte Periode, welche dem von Homer geschilderten heroischen Zeitalter kurz voranging, scheint dem Verkehr der Völker keineswegs günstig gewesen zu sein. Es herrschte allenthalben Rohheit, Unsicherheit, Uebermuth. Mythische Unholde und Räuber lauerten an den Straßen auf die Fremden und übten ein rücksichtsloses Faustrecht; nur daß sie nicht, wie weiland deutsche Raubritter, des schnöden Gewinnes wegen

harmlose Krämer plünderten, sondern in muthwilliger Selbst-überhebung und Götterverachtung ihr Vergnügen daran fanden, die Fremden mit ausgesuchten Martern zu tödten. Nachdem aber die Ungeheuer Sinnis, Skiron, Prokrustes, Antäos, Diomedes, den Streichen eines Herakles und Theseus erlegen waren, kehrte der Sinn für Ordnung und Recht zurück, und nach einer wahrscheinlich langen Zwischenzeit reicher und mannigfacher Kulturentwickelung stehen plötzlich die ganz anderen Verhältnisse eines durch jugendlich heitere Weltlichkeit, ritterlichen Sinn und Frömmigkeit gleicherweise ausgezeichneten Geschlechtes vor uns. Obgleich noch der Krieg die Hauptsache und der Friede eigentlich nur Waffenstillstand war, obgleich jedermann bewaffnet einherging und Seeräuberei gerade nicht sehr entehrte, so wurde doch durch das allgemein herrschende Gastfreundschaftsrecht, als eine durch den Willen der Gottheit geheiligte Sitte, das kriegerische Treiben gemildert und ein sicheres Fortkommen für Fremde und Reisende ermöglicht. Zeus, der Vater der Götter und Menschen selbst, ist der Beschützer der Herbergesuchenden, und wie im Mittelalter von den Klöstern im Namen der Religion den Pilgern und Reisenden Unterkommen und Verpflegung zu Theil wurde, so achtete sich der Hellene durch den Willen der Gottheit zu gastlicher Aufnahme der Reisenden verpflichtet, die bei dem damaligen Mangel aller öffentlichen Gasthäuser auch übel genug daran gewesen wären. Wilde, unkultivirte Völker werden deshalb von Homer „gastfreundlichen, denen gottesfürchtiger Sinn inwohnt“, entgegengestellt, und nur Kyklopen und Lästrygonen, auf denen der Zorn der Götter lastet, legen Hand an die Fremdlinge. Wenn er letzteres thäte, sagt der treue Eumäos zu seinem Herrn Odysseus, würde er wol nicht mehr froh zu Zeus beten können. Ja, der Phäakenkönig Alkinoos spricht in Bezug auf den ihm unbekannten Odysseus die edeln Worte: „An Bruders Statt ist der schutzsuchende Fremdling einem jeden Mann, der nur ein wenig verständigen Sinnes theilhaftig ist.“

Alle Stände traten durch diese Sitte näher zu einander, und selbst der Bettler fand in derselben eine Garantie seiner persönlichen Sicherheit, da die Götter die den Armen zugefügten Beleidigungen rächten und jeder zerlumpte Ankömmling ja auch ein verkleideter Gott sein konnte. Und nicht nur der im Ueberfluß lebende Mann, wie der in der Iliade erwähnte Axylos aus Arisbe, der an der Landstraße wohnte, nahm bereitwillig Gäste in sein Haus; auch der Aermere, ja der Sklave, wie der Schweinehirt Eumäos, bewirthete mit seinem einfachen Vorrathe gern den Fremden. Telemach und Pisistratos, des greisen Nestors Sohn, fahren vor dem Palast des spartanischen Königs Menelaos vor, als dieser gerade eine Doppelhochzeit ausrichtet und das Haus voll Gäste hat. Als aber der emsige Diener Eteoneus den König fragt, ob er die neuen Ankömmlinge vielleicht einem anderen Hause zur Verpflegung zuweisen solle, erhält er eine scharfe Zurechtweisung und wird von Menelaos an die eigene reiche Erfahrung auf der Heimfahrt von Ilium erinnert. Nur wenn man, wie Telemach dem Seher Theoklymenos gegenüber, durch Abwesenheit verhindert war, die Pflichten des Wirthes zu erfüllen, konnte man es wagen, den Gast einem guten Bekannten zuzuschicken. Die Beobachtung der Regeln der Artigkeit und Rücksichtsnahme gegen die Gäste gereichte zu nicht geringem Lobe, und Penelope selbst rühmt die Kunst ihres Gemahls im Empfangen und Entlassen der Fremden. Telemach gerieth in Zorn, als er die in Gestalt eines Fremden erscheinende Athene zu lange an der Thüre stehen sah; er tritt auf sie zu, reicht ihr die Rechte, nimmt ihr die Lanze ab und spricht: „Sei willkommen, Fremdling! Du wirst Dich bei uns pflegen; und dann, wann Du Dich an Speise gesättigt, wirst Du uns erzählen, wessen Du bedürftig bist.“ In diesen Worten liegt zugleich das allgemein beobachtete Bestreben, alle Zudringlichkeit gegen den Gast zu vermeiden. Erst wenn derselbe ein Bad genommen hatte, und reichlich mit Speise und Trank versorgt worden war, erst dann wagte man

es, nach Herkunft, Reisezweck u. s. w. zu fragen, wobei im Homer zuweilen die naive und charakteristische Frage mitunterläuft, ob die Gäste vielleicht Seeräuber wären, „welche ihr Leben auf's Spiel setzend umherschweifen und Anderen Uebles zufügen". Ja, der lykische König Jobates bewirthet den Bezähmer des Pegasus, Bellerophon, neun Tage lang, bevor er den vom Argiver Proitos demselben mitgegebenen Uriasbrief entgegen nimmt! Die richtige Mitte zwischen Vernachlässigung und Zudringlichkeit bezeichnet der König Menelaos, indem er zu dem Abschied nehmenden Telemach sagt: „Ich will Dich nicht länger zurückhalten, wenn Du der Rückkehr begehrst. Ich tadle auch andere Wirthe, die entweder in ihrer Liebe oder in ihrem Hasse das Maaß überschreiten. Das Schickliche ist überall besser. Es ist gleich gefehlt, den bleiben wollenden Gast zur Abreise aufzufordern und den forteilenden aufzuhalten." Wie oft sündigt auch die deutsche Gastfreundlichkeit durch übertriebenes Zureden und „Nöthigen" gegen diese Regel!

Auf der anderen Seite war auch der Gast zur Artigkeit und Bescheidenheit verpflichtet. Odysseus erlaubt sich in seinem Inkognito nicht, den Eumäos oder dessen Knechte geradezu um einen warmen Mantel für die Nacht anzusprechen, sondern sucht seinen Wunsch durch eine erdichtete Episode aus dem trojanischen Feldzuge denselben nahe zu legen, und als er alle Phäaken zum Wettkampf herausfordert, nimmt er den Lieblingssohn des Alkinoos aus: „Denn", sagt er, „er ist mein Gastfreund; wer sollte mit seinem liebreichen Wirth kämpfen? Der ist ein unverständiger und nichtswürdiger Mann, welcher seinem Gastgeber gegenüber einen Wetteifer in Kampfspielen zum Vorschein bringt." Endlich mußte auch der Gast seinem Wirth ein dankbares Gedächtniß bewahren. „Der Fremdling", sagt Telemachs Gefährte Pisistratos, „erinnert sich alle Tage des gastlichen Mannes, der ihm Freundlichkeit erzeigt hat." Lebendig erhalten wurde das Andenken an die genossene Gastfreundschaft und die dadurch geschlossene Verbindung mit der Familie des Wirthes

durch die Gastgeschenke, die in metallenen Gefäßen, Kleidern, Schmucksachen, Rossen und Sklaven bestanden und von den Homerischen Menschen mit gleicher Lust gegeben und empfangen wurden. Der Reisende erwartete geradezu diese Gaben, rühmte sich derselben, und betrachtete sie gewissermaßen als Gewinn des Reisens. Sie vererbten sich in der Familie und damit pflanzte sich auch der geschlossene Bund von Generation zu Generation fort. Wie gewissenhaft das Gastrecht geehrt wurde, sieht man besonders daraus, daß selbst im Kriege Gastbefreundete sich auf dem Schlachtfelde vermieden. Ergreifend schildert das Aufhören der Feindschaft bei Erkennung des Gastfreundes die herrliche Episode von Glaukos und Diomedes. Sofort springen die beiden Helden vom Wagen, schütteln sich die Hände und tauschen ihre Rüstungen. War der Gastfreund gefallen, so erheischte es die Pflicht, seinen Tod zu rächen, und als der paphlagonische Prinz Harpalion durch einen griechischen Pfeil getödtet worden war, gerieth sein Gastfreund, der schöne Paris, in großen Zorn und erschoß sogleich dafür einen Achäer. Das Reisen war übrigens im Homerischen Zeitalter nicht so selten, als man glauben sollte, besonders die Angeseheneren besuchten verschiedener Zwecke willen zu Wasser und zu Land fremde Gegenden. Odysseus kommt ins Land der Taphier, um sich Pfeilgift zu holen; Athene selbst, als Taphierfürst verkleidet, giebt vor, auf der Reise nach Kypern begriffen zu sein, um gegen brandfarbiges Eisen Kupfer einzutauschen, und wieder in Elis bei Nestor in Mentors Gestalt erdichtet sie eine Reise nach der arkadischen Küste, eine alte Schuldforderung einzutreiben. Odysseus erzählt vor seiner Wiedererkennung der Penelope von sich selbst, er habe gehört, daß die Phäaken ihn sicher und geraden Wegs in die Heimath hätten senden wollen, „und Odysseus", fährt er fort, „wäre wol schon lange hier; aber es dünkte ihm gewinnreicher im Herzen, über die weite Erde hinwandernd Schätze zu sammeln." Von der Fremdenfrequenz im Hause des Odysseus zeugen die an Athene gerichteten

Worte Telemachs: „Besuchst Du uns zum erstenmal oder bist Du vom Vater her uns Gastfreund? Viele Menschen gingen schon in unserem Hause ein und aus, da auch mein Vater gern Besuche machte.“ Außer den Kaufleuten und Schiffern, die ihr Gewerbe zum Reisen nöthigte, scheinen aber auch Aerzte, Baumeister, Seher und Sänger ein wanderndes Leben geführt zu haben und dahin gereist zu sein, woher ein Ruf an sie ergangen war. Bettler übernachteten auch oft in der Lesche, der Gemeindehalle, einem stets offenen Versammlungsort für Leute jeden Standes.

Während der gemeine Mann mit dem Knotenstock oder der Lanze in der Hand zu Fuß seine Straße zog, fuhren edelgeborene, besonders ältere Leute in dem theils mit Pferden, theils mit Maulthieren bespannten zweisitzigen oder größeren Reisewagen. So kutschiren Telemach und Pisistratos ohne Diener und Wagenlenker von Pylos nach Sparta und wieder zurück. Auch Sophokles läßt den alten Laios zu Wagen, von mehreren Dienern begleitet, dem zu Fuß wandernden Oedipus begegnen. Von Reisen zu Pferde findet sich bei Homer noch keine Spur. Die Beschaffenheit der damaligen Wege kann man nur nach der Schnelligkeit der Fahrten beurtheilen, und auch diese geben keinen Anhaltepunkt, da es nicht im Interesse des epischen Dichters liegen kann, den Fortschritt der Handlung durch holperige und sandige Wege zu hemmen.

In der historischen Zeit hörte zwar die schöne Sitte der Gastfreundschaft nicht auf; aber sie minderte sich doch mit dem Fortschreiten der Kultur und dem Zunehmen der Reisen und des Fremdenverkehrs. Dennoch kann man gerade nicht sagen, daß das Verhalten gegen die Fremden ein unfreundliches geworden sei. Zwar trug die Lage der Fremden — und obgleich sich die Hellenen den Barbaren gegenüber als zusammengehörig betrachteten, so sahen sich dennoch die Bürger der einzelnen griechischen Staaten auf gut deutsche Manier unter sich als Fremde und Ausländer an! — immer nur den Charakter der

Duldung und Gunst, und sie standen überall gegen den Bürger zurück; allein recht= und schutzlos waren sie nicht. In Athen konnte ein Fremder ungestraft nur dann getödtet werden, wenn ihn ein Volksbeschluß förmlich für einen Feind des Volks erklärt und geächtet hatte. Auch Sokrates sagt bei Xenophon: „Seitdem Skiron und Prokrustes todt sind, thut niemand den Fremden etwas zu leide." Und Platon schreibt in seinen Gesetzen ganz im Geiste der Homerischen Zeit, Verletzungen der Fremden unterlägen der Strafe der Götter, indem der Fremde, dem weder Freunde noch Verwandte zur Seite ständen, ebendeswegen um so mehr von Göttern und Menschen berücksichtigt werden müßte. Auch der Redner Isokrates räth dem Kronprinzen von Kypern, Nikokles, allen Fremden in seinen Staaten Sicherheit zu gewähren. Sogar aus dem Tadel und Unwillen der übrigen Griechen über die polizeiliche Maßregelung der Fremden in Sparta ergiebt sich doch schon eine mildere Praxis! Und doch thaten die Spartaner kaum mehr, als was noch heutzutage im modernen Polizeistaat vorkommen kann; denn wenn sie den Fremden nicht gestatteten, sich als Schutzgenossen anzusiedeln, so entbehrt ja jetzt noch in vielen Staaten, wo das Zunftwesen blüht, der Fremde der Vergünstigung, wo er will sein Gewerbe treiben zu dürfen; wenn einst, nach Theopompos, zur Zeit einer Theuerung eine Vertreibung aller Fremden erfolgte, so muß man bedenken, daß früher jeder Mißernte Hungersnoth auf dem Fuße zu folgen pflegte; wenn endlich die Fremden überhaupt streng überwacht und zuweilen solchen Zureisenden, von denen ein nachtheiliger Einfluß auf die heimische Sitte nachzuweisen oder auch nur zu fürchten war, die Thore gewiesen wurden, so findet dies in dem löblichen Streben seine Rechtfertigung, die Reinheit der Sitte und Zucht aufrecht zu erhalten, und zu der Unduldsamkeit den Sophisten gegenüber, die mit subjektiver Willkür die Achtung vor dem Bestehenden unterwühlten und die objektive Wahrheit in allen Gebieten negirten, liefert die neuere Geschichte der gesittetsten

Staaten noch viel auffallendere Beispiele in Menge. An gewissen Festen, wie den Gymnopädien, fand ein ungehemmtes Zusammenströmen vieler Fremden in Sparta statt, und die Ausweisung eines Mäandrios, der mit den Schätzen seines Herrn, Polykrates von Samos, die Lakedämonier zu bestechen versuchte, wird reichlich aufgewogen durch den ungehinderten Aufenthalt vieler namhaften Dichter, Philosophen und Künstler.

Daß die Gastlichkeit auch in der historischen Zeit unter die vornehmsten Tugenden gerechnet wurde, erhellt aus verschiedenen Stellen bei Dichtern, Historikern und Philosophen, und aus der Achtung, die das griechische Alterthum denjenigen zollte, welche in dieser Beziehung freigebig waren. Theokrit spricht den Homerischen Grundsatz aus, man dürfe kein schlechter Wirth sein, sondern den Besuch nach freundlicher Bewirthung entlassen, wenn er heimzukehren wünsche. Pindar singt in der Ode zum Preise des Agrigentiners Xenokrates: „Niemals ließ der seinen gastlichen Tisch umwehende Wind die Segel erschlaffen, sondern im Sommer fuhr er zum Phasis und schiffte im Winter zum Nile.“ Ein Gesetz des alten sizilischen Gesetzgebers Charondas gebot, jedem Fremden Gastfreundschaft zu erweisen, und nach Aelian gab es bei den Lukaniern eine Verordnung, nach welcher jeder gestraft wurde, der nach Sonnenuntergang einem Fremden das Nachtquartier verweigerte. Der Spartaner Lichas machte sich einen Namen dadurch, daß er an den Gymnopädien alle anwesenden Fremden bewirthete. Gellios aus Agrigent beherbergte einst 500 Reiter aus Gela und gab jedem beim Abschiede einen Leibrock und einen Mantel. So erzählt auch Herodot vom älteren Miltiades, daß derselbe einst in der Vorhalle seines Hauses sitzend einige Leute vorübergehen sah, die er an der Kleidung als Ausländer erkannte. Sofort habe er sie zu sich gerufen und ihnen Herberge und Gastgeschenke angeboten. Auch Themistokles zeigte sich nach Plutarch sehr freigebig in Bewirthung von Fremden. In Xenophons „Haushalter“ wird die anständige Aufnahme der Fremden

geradezu unter die stehenden Ausgaben gerechnet; das Haus des Kallias schildert Platon im Protagoras so voll von Gästen, daß selbst die Vorrathskammer zu ihrer Beherbergung ausgeräumt worden war. Der Aufschneider in den Charakteristiken Theophrasts, der das gemiethete Haus, welches er bewohnt, für sein väterliches ausgiebt, sagt, er müsse es verkaufen, weil es zur Beherbergung der Fremden nicht mehr ausreiche. Das Uebermaaß in der Gastfreundlichkeit wurde sogar getadelt. Schon Hesiod sagt ja:

„Meide, zu sehr gastfrei, wie ungastfreundlich zu heißen!"

Und dasselbe geht aus einer Anekdote Aelians hervor. Der lustige Zitherspieler Stratonikos war auf seinen Kunstreisen irgendwo von einem reichen Manne sehr zuvorkommend in sein Haus aufgenommen worden und freute sich sehr des guten Unterkommens. Als er aber noch einen Zweiten und einen Dritten eintreten sah und bemerkte, daß das Haus für Niemand verschlossen war, sagte er zu seinem Diener: „Gehen wir fort von hier! Denn es scheint, wir haben eine Holztaube anstatt einer Haustaube, ein Wirthshaus statt eines Gastfreundes Wohnung gefunden." Kurz, es giebt Beweise genug, die dafür zeugen, daß man auch in späterer Zeit auf einer Reise in unbekannten Häusern gastlicher Aufnahme gewärtig sein konnte.

Die am wirthlichen Herde geschlossenen Freundschaftsbündnisse vererbten sich auch noch auf die Nachkommen und man tauschte gegenseitig äußere Merkzeichen aus, um sich später legitimiren und wechselseitig erkennen zu können. Gewöhnlich bestand das Erkennungszeichen in einer mit dem Abdrucke des Siegelringes versehenen Marke oder auch aus den zwei Hälften eines zerbrochenen Ringes. So anerkennt im „Jungen Punier" des Plautus der Adoptivsohn des Antidamos in Aetolien sofort den von seinem Vater herrührenden Gastanspruch des Karthagers Hanno, als dieser ihm ein Erkennungszeichen vorweist, von dem er ein gleiches Exemplar zu Hause verwahrt. Plutarch berichtet, daß nach der Schlacht bei Kunaxa der

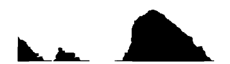
gefangene Klearch dem Arzt und Geschichtschreiber Ktesias seinen Ring geschenkt habe, damit jener, wenn er einmal nach Lakedämon käme, von seinen Freunden und Bekannten wohl aufgenommen würde. Daß man auch durch besondere Empfehlungsbriefe sich freundliche Aufnahme an fremden Orten zu sichern bemühte, versteht sich eigentlich von selbst und es fehlt auch nicht an Belegen dafür. War der Reisende im Auftrage seiner Regirung unterwegs, so konnte er außerdem darauf rechnen, im Auslande bei dem Staatsgastfreunde oder Konsul seiner Heimath, der aber stets ein Angehöriger des fremden Staates war, Unterkommen zu finden. Deshalb befanden sich auch während des vom spartanischen Feldherrn Sphodrias versuchten Ueberfalles des Piräus die spartanischen Gesandten im Hause ihres Konsuls Kallias. Aber auch anderen Reisenden nützte der Vertreter ihres Staates, indem er verpflichtet war, sich ihrer anzunehmen, so oft sie rechtlichen Schutzes und Beistandes bedurften. Demosthenes erwähnt eines interessanten Falles, in welchem zwei Konsuln der Stadt Heraklea an verschiedenen Orten in Angelegenheiten eines Staatsangehörigen eingriffen. Der Großhändler Lykon aus jener Stadt, der in Athen wohnte, wurde auf einer Geschäftsreise im argolischen Busen von Seeräubern angegriffen und tödtlich verwundet. Nach Argos gebracht, übergab er sterbend seinem Staatsgastfreunde die Gelder. Auf diese Nachricht hin begab sich der Vertreter der Herakleoten in Athen, Kallippos, sogleich zum Bankier des Verstorbenen und verlangte Einsicht in die Kontobücher, die ihm auch ohne Anstand gewährt wurde. Noch sei endlich zu dem Verhältnisse zwischen den Gastfreunden bemerkt, daß nicht allemal mit der gastfreundlichen Aufnahme eines Fremden dessen vollständige Verpflegung und die Zuziehung zum Tische verbunden war. Nach einer Behauptung Vitruvs hätten die Griechen nur am ersten Tage die Fremden selbst bewirthet und ihnen dann später Hühner, Eier, Gemüse und Früchte auf das Zimmer geschickt. Damit scheint auch zu stimmen, was Lukian und Appulejus von dem Helden

des goldenen Esels erzählen. Nachdem derselbe nebst seinen Sklaven bereits Aufnahme beim thessalischen Gastfreunde gefunden hatte, giebt er dem Dienstmädchen Geld, um Futter für sein Pferd zu kaufen, und später sendet ihm eine befreundete Matrone ein fettes Schwein, fünf Hühner und einen Krug Wein, Geschenke, deren Annahme sich doch nicht mit der vollen Beköstigung im Hause des Wirthes vertragen hätte!

Man hat sich früher mit der falschen Vorstellung getragen, daß alle anständigeren Reisenden in Griechenland die eben beschriebene „Vetternstraße" gezogen seien, und daß die Einkehr in öffentlichen Gasthäusern entweder gar nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maaße und von Seiten der Unbemitteltsten stattgefunden hätte. Allein es läßt sich schon im Voraus annehmen, daß die edle Sitte der Gastfreundschaft bei dem steigenden Verkehr der Staaten, bei der Zunahme der Reisen nicht Allen Unterkommen verschaffen konnte. Athen und das wegen seiner Gastlichkeit von Pindar gerühmte Korinth waren oft mit Fremden überfüllt, die unmöglich alle bei Gastfreunden logiren konnten. Von den luxuriösen Byzantinern versichern mehrere Schriftsteller, daß sie gleich den Einwohnern unserer Meßstädte ihre eigenen Wohnungen an die Fremden vermiethet hätten. An den Orten öffentlicher, glänzender Feste und bei berühmten und viel besuchten Wallfahrtsstätten sorgte schon der Staat dafür, daß die Zureisenden wenigstens Obdach und Nachtlager fänden. Im Haine Altis bei Olympia sowol als in dem schattigen Walde neben dem Aphroditetempel zu Knidos gab es Zelte oder Hütten, in denen auch für Bewirthung gesorgt war, der sich freilich nach Lukian die Gebildeten selten bedienten, indem sie es vorzogen in eigenen Zelten zu kampiren. Das größte derartige Gebäude zur Aufnahme von Fremden errichteten die Thebaner im peloponnesischen Kriege neben dem Heratempel des zerstörten Platää. Es hielt 200 Fuß im Quadrat und hatte rings herum unten und oben Gemächer, welche mit Bettstellen ausgestattet wurden, die man aus dem vorgefundenen Eisen

und Erz verfertigen ließ. Von einer solchen, lediglich zum Nachtquartier bestimmten öffentlichen Behausung, in der, wie in den russischen „Krügen" der Reisende nur die rohe Stätte fand, wo er sein Haupt hinlegte, spricht auch Dosiades bei Athenäus in seiner Beschreibung von Kreta. Dort wurden aber die Fremden außerdem in den nach spartanischer Art eingerichteten öffentlichen Speiselokalen an besonderen Gasttischen gespeist. Auch die Bewohner des karischen Magnesia verabreichten den zu ihrem berühmten Artemistempel Wallfahrenden nach Athenäus außer Obdach: Salz, Oel, Essig, Licht, Bettzeug und Tische.

Aber es fanden sich auch sonst allenthalben an der Landstraße Gasthäuser, in denen Leute jeden Standes einzukehren pflegten. Es spricht dafür deutlich die von Cicero erzählte Traumgeschichte von den beiden Arkadiern, deren einer in Megara bei einem schurkischen Gastwirthe, der andere bei einem Gastfreunde logirte. Auch im Pönulus des Plautus ladet ein Kuppler den angeblichen Fremden ein, für Geld bei ihm einzukehren. Plutarch warnt in seiner Schrift über Diätetik vor dem Betreten eines Gasthofes, wenn man erhitzt sei und sich nicht vorher habe frottiren lassen. An einer andern Stelle sagt er: Selbst wenn der Wirth öfter freundlich gegrüßt habe, pflege man nicht in einem schlechten Wirthshause einzukehren, wenn ein besseres daneben wäre. Ferner erzählt er, ein Lakonier habe sich in einem Wirthshaus ein Fischchen gekauft und es dem Wirth zum Herrichten übergeben. Als dieser aber Käse, Essig und Oel dazu verlangt, habe der Spartaner gesagt: „Wenn ich diese Zuthaten gehabt hätte, würde ich mir keinen Fisch gekauft haben." Sonst wissen wir aus Polybius, daß es in Griechenland Sitte war, über alle einzelnen Bedürfnisse mit dem Wirth in voraus zu akkordiren, während man in Oberitalien sogleich über die ganze Tagesrechnung ein Uebereinkommen traf. Ja sogar die Gesandten der Athener an Philipp scheinen überall in öffentlichen Gasthäusern eingekehrt zu sein; [illegible] sagt Aeschines in der Rede über die Truggesandt=



schaft von Demosthenes: „Wenn es nur anginge, wollte niemand unterwegs in demselben Gasthause mit ihm Rast machen.“ Darum erkundigt sich auch in den Fröschen des Aristophanes Dionysos bei Herakles genau nach den Wirthshäusern auf dem Wege in die Unterwelt. „Nenne mir doch,“ sagt er, „Deine Gastbefreundeten, die Du neulich, als Du nach dem Kerberos niederstiegst, dort angesprochen, auch die Häfen, Bäckerläden, Bordelle, Rastorte, Kneipen, Quellen, Wege, Ortschaften, Speisehäuser und Gastwirthinnen, wo die wenigsten Wanzen!“ Trotzdem war aber das Gewerbe der Gastwirthe in Hellas ein sehr verachtetes, theils weil es überhaupt zu den auf Gelderwerb hinauslaufenden Beschäftigungen gehörte, theils weil es der Tugend der Hospitalität geradezu zu widersprechen schien, theils weil die Wirthe im allgemeinen wegen Prellerei und Schlechtigkeit verrufen waren. „Alle Arten der Krämerei, des Seehandels und der Gastwirthschaft,“ heißt es daher bei Platon, „sind verlästert und gereichen zu schimpflicher Schande; wenn aber jemand, — was nie geschehen mag und auch wird — die besten Männer überall zwänge, eine Zeit lang Gäste für Geld zu beherbergen, dann würden wir wol einsehen, wie lieb und angenehm jedes dieser Geschäfte wäre.“

Was nun ferner die verschiedenen Arten betrifft, auf welchen die Reisenden in der historischen Zeit ihren Weg zurücklegten, so merkt man, nach den vorhandenen Andeutungen zu urtheilen, im Vergleich zu der Homerischen Zeit eine merkwürdige Abnahme im Gebrauche der Wagen. Ja es konnte nun für Uebermuth und Weichlichkeit ausgelegt werden, wenn man sich auf kleineren Touren eines Wagens bediente! Demosthenes wenigstens wirft es seinem Feinde Meidias vor, daß er seine Frau nach Eleusis oder anderswohin mit zwei sikyonischen Schimmeln zu fahren pflegte, und dem Phänippos, daß er sein Kriegspferd abgegeben und dafür einen Wagen gekauft habe. Daß die demokratische Gleichheitsidee an diesem Vorurtheil viel Antheil hatte, sieht man daraus, daß der Redner Lykurg ein Gesetz durchbrachte,

welches den Weibern verbot, zu den Mysterien nach Eleusis zu fahren, damit nicht die Aermeren durch die Reichen beschämt würden. Leider war seine Gemahlin eine der ersten, die das Gesetz übertrat, und es kostete ihn ein Talent, die Angeber zum Schweigen zu bringen! Uebrigens hatte Solon den Weibern verboten, bei Nacht zu reisen, außer im Wagen, und auch dann nur mit vorgetragener Leuchte. Ueber die Konstruktion der im gewöhnlichen Leben gebräuchlichen Fuhrwerke sind nur sehr dürftige Nachrichten vorhanden. Am meisten zur Reise benutzt wurde wol das auf Monumenten vorkommende zweiräderige Gefährt, dessen auf drei Seiten mit einer Lehne umgebener Sitz auf der Achse ruht, während die Gabeldeichsel mit dem Joche den Pferden auf dem Rücken liegt. Erinnert schon diese Einrichtung an die im nördlichen Finnland und Schweden heute noch üblichen, ureinfachen Kabriolets, so steigert sich noch die Aehnlichkeit, wenn man den Rosselenker nach Art der „Skjutsjungen" zu den Füßen der Reisenden sitzen oder hocken sieht. Oefter als des Fahrens bediente man sich zum Fortkommen des Reitens. Auf diese Weise tritt Lucius im goldenen Esel seine Reise an. Auch Demosthenes miethete für makedonische Gesandte ein Maulthiergespann und begleitete sie selbst zu Pferde bis Theben. Die Maulthiere benutzte man ebenfalls zum Reiten und legte ihnen einen bequemen Sattel mit Rückenlehne auf; doch scheint der Gebrauch mehr den Damen und den verweichlichten Männern anheim gefallen zu sein; deshalb sagt auch der komische Krüppel beim Redner Lysias: „Wenn ich Vermögen besäße, würde ich auf einem Maulthier reiten und nicht fremde Pferde besteigen; aber jetzt, da ich mir nichts dergleichen kaufen kann, bin ich gezwungen mich fremder Pferde zu bedienen." Aus dieser Stelle ergiebt sich zugleich, daß in Athen Pferde und Wagen zu vermiethen waren.

Sonst wanderte man am gewöhnlichsten zu Fuße, und selbst eine öffentliche Gesandtschaft der Athener an Philipp scheint nicht anders gereist zu sein. Man erleichterte sich den Marsch,

indem man einen oder mehrere Sklaven mitnahm, die das aus Lebensmitteln, Geschirr und besonders den Lagerdecken für die Nacht bestehende Gepäck in einem Reisesacke nachtrugen. Diese Sitte war so allgemein, daß man den Diener bei jedem Reisenden voraussetzen konnte, und darum erzählt Xenophon, Sokrates habe einst jemanden, der von einer langen Reise recht ermüdet gewesen, gefragt: ob er auch eine Last getragen habe. — „Gott bewahre!“ antwortete jener, „nur mein Gewand.“ „Reistest denn Du aber allein, oder begleitete Dich ein Diener?“ fuhr Sokrates fort, und als dies bejaht wurde: „Ging er leer oder trug er etwas?“ — „Natürlich,“ war die Antwort „trug er die Decken und das übrige Geschirr.“ Im Lucius Lukians trägt zwar das Pferd das Reisegepäck; dessenungeachtet folgt aber dem Reiter ein Diener zu Fuße. Die Art des späteren Reisens in Griechenland veranschaulicht eine Erzählung des berühmten Rhetors Aristides aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. Er schreibt: „Da ich während eines Sommers am Magen litt, kündigte mir der Gott Asklepios eine Reise an (ich befand mich damals in Smyrna) und ich mußte sofort aufbrechen. Ich verließ also die Stadt auf dem nach Pergamum führenden Wege. Während aber das Fuhrwerk herbeigeschafft wurde, kam der Mittag heran und es entstand eine große Hitze. Ich beschloß also in der Vorstadt die heiße Zeit abzuwarten.“ Das Gepäck mit der Dienerschaft war vorausgeschickt worden. Nach großem Zeitverlust (also vielleicht erst um 3 Uhr) ging die Reise vorwärts und er gelangte gegen Sonnenuntergang an das Wirthshaus am Hermos. „Weil ich aber die Unbequemlichkeit des Gebäudes nicht ertragen konnte, beschloß ich, weiter zu reisen.“ „Es war schon spät am Abend, als ich nach Larissa kam. Da ich aber kein Fuhrwerk ausfindig machen konnte und die Einkehrverhältnisse nicht besser waren, als vorher, so mußte ich mich wieder auf den Weg machen. Und es war schon Mitternacht oder darüber und wir gelangten nach Kumä, wo Alles verschlossen war. Dies war mir recht.“ Er

geht also mit seinen Begleitern weiter und erreicht bei Tagesanbruch Myrina. „Dort traf ich meine Leute vor einer der Herbergen auf offener Straße, sowie sie eben angekommen waren, weil sie, wie sie sagten, nirgend die Thüren offen gefunden hatten. Es stand aber in der Vorhalle des Wirthshauses eine Bank; diese trugen wir bald hierhin, bald dorthin; denn wohin wir sie stellten, war sie mir unbequem.“ Auf der Weiterreise erreicht er am späten Abend die warmen Quellen, wo Alles voll Lärm und Gewühl ist. Wieder kann er kein Unterkommen finden und muß weiter reisen. Endlich trifft er eine Herberge mit Zimmer, Bett und reinem Teppich!

Die griechischen Straßen waren bequem und wohlgebaut, und wenn gleich Strabon meint, daß die Griechen drei Dinge vernachlässigt hätten, die bei den Römern mit den größten Kosten und der mühseligsten Arbeit unternommen worden seien, den Bau der Kloaken, der Wasserleitungen und der Heerstraßen, so müssen wir bedenken, daß unsere besten Chausseen in Vergleich mit den herrlichen römischen Kunststraßen wol bei Strabon nicht besser weggekommen sein würden! Die Wege standen unter Obhut des Hermes. Ueberall befanden sich die ihm geweihten Pfeiler und heiligen Steinhaufen, denen jeder Wanderer nach altem, frommem Brauch einen Stein zuwerfen sollte. Auf den Kreuzwegen dagegen stand die dreihauptige Gestalt der die Wege beschirmenden, aber auch oft die Reisenden durch Gespenster neckenden Zaubergöttin Hekate. Vor den Bildern beider Gottheiten legte man allerhand Speisen hin, die wol der hungrige Wanderer ohne Versündigung genießen konnte. Auch gestattete man gewiß gern den Reisenden, im Vorübergehen von den Früchten der Obstbäume zu essen. Platon stützt sich sicher auf eine vorhandene Sitte, wenn er in seinen Gesetzen dem Fremden „nebst einem Begleiter desselben“ erlaubt, Tafeltrauben, Feigen, Birnen, Aepfel und Granatäpfel ohne Entgelt zu brechen. Die Rücksicht auf das Gebot der Religion verschaffte dem irrenden Wanderer auch überall bereitwillige Zurechtweisung. In

einem Fragmente des Komikers Diphilos ist von Verwünschungen die Rede, welche einst gegen diejenigen ausgesprochen worden waren, die sich dieser Pflicht entzogen, und Theokrit läßt in einer Idylle einen Hirt dem Herakles antworten: „Ich werde Dir, Fremdling, über alles, was Du fragst, Auskunft ertheilen, die Ahndung des Hermes fürchtend; denn der Höchste der Oberirdischen soll zürnen, wenn man einen nach dem Wege verlangenden Reisenden abweist.“ In der späteren Zeit gab es auch Meilensteine und Wegweiser auf den hellenischen Straßen. Ja, (wer sollte es meinen?) selbst der Paßplackereien und Visitationen war der Reisende schon nicht ganz enthoben, wenn es auch im allgemeinen wol unrichtig ist, daß stets zu Reisen ins Ausland Pässe ertheilt worden seien. War nämlich ein Staat im Kriegszustande, so mußten die Auspassirenden mit Legitimationszeichen, die das Staatssiegel trugen, versehen sein. Darum nimmt in den „Gefangenen“ des Plautus der Aetolier Hegio für seinen Boten nach Elis, das mit Aetolien Krieg führte, vom Prätor einen Paß, und aus demselben Grunde wird im „Wolkenkukuksheim“ des Aristophanes die Götterbotin Iris gefragt: „Du warst doch auf der Dohlenhauptwacht? Du ließest den Paß doch auf der Storchenpolizei visiren? Gab Dir kein Vogeloffizier eine Marke?“

In Sparta freilich waren alle Reisen ins Ausland ohne spezielle Erlaubniß der Ephoren streng untersagt. Auch Platon mißbilligte die in den anderen Staaten herrschende Freiheit, nach Belieben reisen zu dürfen, und verordnete in seinen Gesetzen, daß niemand vor dem vierzigsten Jahre das Vaterland verlassen sollte! Sonst findet sich kein Beweis für besondere Kontrole und Hemmung der Reisenden unter den gewöhnlichen Verhältnissen, nur scheint die Neugierde nach fremden Sitten und Einrichtungen als ein Zeichen der Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen angesehen worden zu sein. An den Zollstellen wurde auch das Gepäck des Reisenden untersucht, denn es gab damals bereits steuerbare und verbotene Waaren.

Plutarch sagt in Bezug darauf: „Die Zöllner fallen uns lästig, nicht wenn sie die einzuführenden Sachen sortiren, sondern wenn sie, nach dem Verborgenen spähend, im fremden Gepäck herumwühlen!" Die Douaniers nahmen sich zuweilen sogar heraus, die Briefe zu öffnen, um Paschereien auf die Spur zu kommen! In Bezug auf den Zweck finden wir alle Arten der Reisen bei den Griechen vertreten; selbst die so fashionabeln Badereisen fehlten, wenigstens in späterer Zeit, keineswegs. Aus einer Menge Bäder, die theils zum Vergnügen, theils ihrer Heilkraft wegen besucht wurden, nennen wir hier nur das euböische Aedepsos, über das Plutarch Folgendes schreibt: „Aedepsos auf Euböa, wo die heißen Quellen sind, ist ein Ort, der von Natur viel Vergnügen darbietet und mit Gebäuden und Wohnungen versehen ein gemeinschaftlicher Aufenthaltsort für ganz Hellas geworden zu sein scheint. Es wird viel Geflügel und Wild dort gefangen und ebenso liefert das Meer leckere Fische für die Tafel. Am meisten blüht der Ort im Spätfrühling, denn viele leben dann dort in Geselligkeit und Ueberfluß zusammen." Auch Sulla erholte sich dort von seinen Strapazen, und Plutarch tadelt es, daß er nur mit Schauspielern Umgang gepflogen. — Und fragt man endlich nach den Kosten der Reisen in jener Zeit, so kann man freilich nur mit ein paar Notizen der Alten antworten. Zu Demosthenes' Zeit erhielt eine aus drei Männern bestehende Gesandtschaft für drei Monate 1000 Drachmen Reisegeld, der Mann also täglich ungefähr 28 Sgr. Auslösung. In den „Acharnern" des Aristophanes erzählten die zum Großkönige geschickten Gesandten, daß sie täglich 2 Drachmen, also 15 Sgr. erhalten hätten; dies war aber auch hundert Jahre früher. Immerhin war also damals das Reisen theurer als 180 Jahre nach Demosthenes in Italien, wo man nach Polybios dem Gastwirthe für seinen sämmtlichen Bedarf 1/4 Obolos oder 4 Pfennige zahlte!

Sehr weite Reisen haben bekanntlich unter den Griechen Solon, Pythagoras, Herodot, Lykurg, Platon und Polybios



gemacht. Der skythische Prinz Anacharsis, der zu Solons Zeit, um seine Wißbegierde zu stillen, Griechenland bereiste, erregte ungefähr eben so großes Aufsehen wie heutzutage ein indischer Nabob. Noch sei endlich bemerkt, daß es Sitte war, dem von der Reise zurückgekehrten Freunde ein Gastmahl zu veranstalten, sowie man auch oft die Abreisenden auf diese Art ehrte.*)

Bei den Römern wurde das Band der Gastfreundschaft nicht weniger heilig gehalten als bei den Griechen. Auch sie hatten den Glauben an Gottheiten, die den Fremdling schützten und rächten, und unter denen Jupiter voranstand. Noch als Nero's Leben durch die Pisonische Verschwörung bedroht wurde und die Verschworenen Piso's Villa bei Bajä, wohin der Kaiser öfter kam, zum Orte des Mordes bestimmen wollten, weigerte sich Piso, indem er auf das Gehässige der That hinwies, „wenn die Heiligkeit des Tisches und die gastlichen Götter des Hauses mit dem Blut irgend welches Fürsten befleckt würden." Man findet auch hier den Gebrauch, daß Marken und äußere Kennzeichen zum Behufe späteren Wiedererkennens zwischen den Gastfreunden ausgetauscht wurden, und eine römische sprichwörtliche Redensart für den Abbruch des freundschaftlichen Verhältnisses lautete: „Du hast das Wahrzeichen der Gastfreundschaft zerbrochen." Auch stand in Rom das befreundete Verhältniß der Ahnen noch bei den Nachkommen in Ehren, und erlosch nur durch eine förmliche Aufkündigung. Der König Dejotarus von Galatien lud den jüngeren Kato, als Gastfreund vom Vater her, zu sich ein, und die Boten des Königs Perseus, welche im Jahre 171 v. Chr. zum römischen Gesandten Marcius nach Thessalien kamen, näherten sich demselben, wie Livius sagt, im Vertrauen auf die Gastfreundschaft, welche zwischen den Vätern bestanden hatte.

Die Gastfreunde standen hinsichtlich ihrer Ansprüche mit den Klienten auf gleicher Linie; ja Másurius Sabinus gab so-

---

*) Ueber die Sicherheit der griechischen Landstraßen vergl. B. III., N. V.

gar den hospitalischen Rechten den Vorzug, indem er zuerst die Mündel, dann die Gastfreunde, dann die Klienten, hierauf die Blutsverwandten und endlich die übrigen Verwandten berücksichtigt wissen wollte. Deshalb gehört es auch nicht zu den geringsten Vorwürfen, die Cicero dem abscheulichen Verres zuschleudert, daß derselbe alle Rücksichten und Verpflichtungen gegen seine sizilischen Gastfreunde aus den Augen gesetzt, ja mit Füßen getreten hatte. Der Fremde genoß in Rom Sicherheit, wenn er auch sonst eben so wenig wie in den griechischen Staaten einen Anspruch auf Staatsschutz hatte. Die dem Fremden angethane Verhöhnung galt als Verletzung der guten Sitte, und bei Plautus muß sich jemand, der es gethan, gefallen lassen, daß man zu ihm sagt: „Du bist gewiß ein Sklave und ein nichtswürdiger und böser Mensch, da Du einen Fremden und Ankömmling verspottest.“ Trotzdem scheute sich die Staatsgewalt eben so wenig wie die spartanische, wenn es ihr gut dünkte, die Fremden aus Rom zu weisen. Als C. Gracchus den Vorschlag gemacht hatte, allen Italienern das Bürgerrecht zu geben, und nun von allen Seiten das Volk nach der Hauptstadt strömte, beredete der Senat den Konsul Fannius dazu, alle Nichtbürger hinauszutreiben. Auch im Jahre 65 v. Chr. wurden nach dem Papischen Gesetze alle verjagt, die ihr Bürgerrecht nicht beweisen konnten. Obgleich sich in den erwähnten Fällen die Maaßregel rechtfertigen läßt, sagt doch Cicero darüber: „Unrecht thun auch diejenigen, welche den Fremden die Städte verschließen und sie hinaustreiben, wie Fannius zu unserer Väter Zeit, Papius erst neulich; denn den Fremden verbieten, die Stadt zu betreten, ist sicher inhuman.“ Außerdem sah sich später auch Augustus durch eine große Theuerung veranlaßt, alle Fremden, mit Ausnahme der Lehrer und Aerzte, bis auf 750 Stadien von Rom zu verweisen. Frühzeitig bemühten sich benachbarte und entfernte Städte und Völker, in Rom einen Vertreter und Beschützer zu gewinnen, und was in [illegible] Staatsgastfreund war in Rom der Patronus.

Diese Sachwalter traten mit den betreffenden Gemeinden ebenfalls in ein enges Hospitalitätsverhältniß, und das eherne Dokument, durch welches dasselbe sanktionirt worden war, wurde bisweilen sogar am Hause des Patrons angebracht. Cicero bringt ein paar Beispiele von der Wirksamkeit solcher konsularischen Vertreter. „Die berühmtesten Männer unseres Staates", sagt er, „erachten es für sehr ehrenvoll und rühmlich, ihre Gastfreunde und Klienten, auswärtige Nationen, die mit dem römischen Volke in Freundschafts- oder Unterthanen-Verhältniß stehen, vor Unrecht zu schützen. Wir wissen, daß M. Kato sich viele schwere Feindschaften zugezogen hat wegen Beleidigungen der Spanier, bei denen er als Konsul gewesen war. Neulich hat Cn. Domitius den M. Silanus angeklagt wegen eines dem einzigen Aegritomarus, seinem väterlichen Freunde und Gastfreunde, widerfahrenen Unrechtes."

Wie die Griechen gaben auch die Römer, wenn sie sich auf der Reise befanden, der Einkehr beim Gastfreunde den Vorzug. Cäsar z. B. logirte in Mailand bei seinem Gastfreunde Valerius Leo, und war so artig gegen denselben, daß er sich nichts merken ließ, als er Spargel mit ranzigem Oel essen mußte. Wenn Verres in Sizilien nach Thermä kam, wohnte er bei Sthenius. Der Vertraute des Pompejus, P. Vedius, kehrte in Laodicea bei Pompejus Vindullus ein. Die Landhäuser, welche an der Heerstraße lagen, wurden natürlich besonders heimgesucht, und Kolumella giebt darum den Rath, die Villa ja nicht an die Straße zu bauen, „weil durch die Plünderungen der vorübergehenden Wanderer und durch die ewige Beherbergung der Einkehrenden das Vermögen geschwächt wird." Wem aber auf seiner Straße die Häuser gastfreier Bekannten fehlten, der mußte eben auch seine Zuflucht zu den öffentlichen Wirthshäusern nehmen, deren Vorhandensein nicht der Belege bedarf. Aber Leute von Stand betrachteten die Einkehr in einer solchen Herberge, des Mangels am Komfort und der gewöhnlich plebejischen Gesellschaft wegen, nur als eine

gern gemiedene Nothwendigkeit. „Wenn Dir der Staub und das Rollen der Räder oder das Wirthshaus lästig ist," sagt Horaz, „so ziehe Dich nach Ferentinum zurück." Und an einer anderen Stelle desselben Dichters heißt es: „Wer von Kapua nach Rom reist und von Regen und Koth durchnäßt ist, wird dennoch nicht sein Leben in einem Wirthshause zubringen wollen." Außer der dürftigen Einrichtung waren die Herbergen auch mit Ungeziefer gefüllt und Plinius nennt deshalb die Flöhe „die sommerlichen Bewohner der Wirthshäuser." Nur ein Vitellius konnte Gefallen daran finden, in den Wirthshäusern und Ausspannorten mit Maulthiertreibern und Wanderern sich auf gleichen Fuß zu stellen.

Uebrigens scheint es, als ob die meisten Wirthshäuser und Schenken an den Straßen von den Besitzern der anliegenden Güter erbaut wurden, die dann ihre Fabrikate und Produkte dort „verkrügten." Vitruv und Varro geben den Rath, solche Tabernen zu errichten, und besonders letzterer schreibt: „Wenn das Grundstück am Wege liegt und der Platz den Wanderern genehm ist, so müssen Tabernen zum Einkehren errichtet werden, welche jedoch nicht zur Oekonomie zu rechnen sind, wenn sie auch einträglich sein mögen." Die Wirthe selbst waren oft nebenbei Kuppler und nicht höher geachtet als die griechischen; auch Wirthinnen trieben selbständig das Gewerbe, wie die von Pseudovirgil besungene Syriska und die Plautinische Chrysis, „das alte Faß" genannt. Die meisten Tabernen hatten auch ihre Aushängeschilde mit besonderen Bildern. So hat man neuerdings in Pompeji ein Wirthshaus „Zum Elephanten" aufgefunden. In Narbo existirte ein Hotel „Zum Hahne" und ein Schild in Lyon trug die Aufschrift: „Hier verspricht Merkur Gewinn, Apollo Gesundheit, Septumanus (Name des des Wirthes) Aufnahme nebst Mahlzeit. Wer einkehrt, wird es nicht bereuen, Fremder sieh zu, wo Du bleibst!" Selbst eine Wirthshausrechnung hat sich von der Kaiserzeit her erhalten. Auf einem in Aesernia gefundenen Basrelief rechnet ein Reisen=

der, sein Maulthier am Zügel haltend, mit der Wirthin ab und darüber steht das Gespräch selbst: „Wirth! meine Rechnung!“ — „Du hast einen Schoppen Wein, Brot: ein As; Zukost: 2 As.“ — „Es stimmt.“ — „Ein Mädchen: 8 As.“ — „Auch das stimmt.“ — „Heu für den Maulesel: 2 As.“ — „Dieser Maulesel wird mich noch ruiniren!“ Die verschiedene Weise, wie man sich sonach bei den Römern hinsichtlich der Einkehr behelfen mußte, veranschaulicht recht deutlich Plutarch im Leben des jüngeren Kato in folgenden Worten: „Seine Reise (nach Asien) machte er auf diese Weise. Mit Tagesanbruch schickte er seinen Bäcker und seinen Koch nach dem Orte voraus, wo er einkehren wollte; diese begaben sich ruhig und bescheiden in die Stadt, und wenn sich daselbst kein Freund seines Vaters oder ein Bekannter fand, so trafen sie im Wirthshause Anstalten zu seiner Aufnahme, ohne jemand zu belästigen; war aber kein Wirthshaus vorhanden, so wandten sie sich an die Obrigkeit und nahmen gern das ihnen gegebene Unterkommen an. Da man ihnen aber nicht überall glaubte und sie vernachlässigte, weil sie vor den Behörden weder lärmten noch drohten, so wurden sie oft von Kato eingeholt, ehe sie etwas ausgerichtet hatten, und er selbst wurde über die Achsel angesehen und für einen niedrigen und furchtsamen Menschen gehalten, da er sich in solchen Fällen ruhig wartend auf sein Gepäck setzte. Manchmal ließ er aber auch die Oberen vor sich forbern und sagte ihnen: „Ihr Unhöflichen, ändert Eure Unfreundlichkeit gegen die Fremden, und glaubt nicht, daß immer Leute, wie ich, kommen. Sucht vielmehr durch liebreiche Aufnahme ihre Gewalt zu besänftigen, da sie nur einen Vorwand brauchen, Euch dasjenige mit Gewalt zu nehmen, was Ihr ihnen nicht freiwillig gebt.“

Auch die von Horaz in Gesellschaft Mäcens nach Brundusium gemachte und launig beschriebene Reise trägt diesen gemischten Charakter. Horaz, der erst in Anxur mit Mäcenas zusammentrifft, macht die Reise bis dahin theils zu Fuße, theils

auf dem Kanalboot, und übernachtet zweimal in Wirthshäusern. In Formiä wird die Gesellschaft von Murena ins Haus genommen, während sie Kapito bewirthet. Sodann bleiben sie in einer dem Staat gehörigen Station und werden von den Pächtern derselben kärglich versorgt. Nun folgt eine glänzende Aufnahme im Landhause eines Koccejus, dagegen in Benevent wieder Einkehr im Gasthofe. Die Villa bei Trivicum endlich war wahrscheinlich abermals eine öffentliche Station. Die letzten sechs Reisetage wurden zu Wagen zurückgelegt. Vorher scheint die Gesellschaft geritten zu sein, da von bepackten Maulthieren die Rede ist. Die Fußreisen wurden bei dem steigenden Hange der späteren Römer zur Bequemlichkeit immer seltener, und wer es machen konnte, pflegte wenigstens zu reiten. „Wenn ich ein reicher und hochstrebender Mann wäre," schreibt Horaz, „so müßte ich mehrere Knechte und Pferde unterhalten, Wagen anschaffen. Jetzt kann ich auf einem gestutzten Maulesel, dem der Quersack die Lenden wund drückt, der Reiter den Vorderbug, bis nach Tarent reiten." Auch der ältere Kato pflegte nach Seneka auf einem Gaule zu reiten und in einem Mantelsacke das Nöthige bei sich zu führen.

Wer sich nicht eigenes Geschirr halten konnte, benutzte gemiethete Wagen und Thiere, denn es gab allenthalben Vetturini, (deren Stationen aber stets vor den Stadtthoren lagen, da das Fahren durch die Städte bei Tage verboten war) und man konnte durch Wechseln derselben sogar recht schnell vorwärts kommen. Als Kaligula bei dem Verkauf der den geächteten und hingerichteten reichen Leuten gehörigen Güter und Mobilien in Gallien ein glänzendes Geschäft gemacht hatte, da jedermann genöthigt war, um jeden Preis und weit über den Werth die Gegenstände zu erstehen, ließ er zu demselben Zwecke sich aus der Hauptstadt alles ältere Inventar des kaiserlichen Hofes nachkommen. Sueton bemerkt dabei, es seien zu diesem Transport auch die Miethwagen in der Nähe Roms gezwungen worden, und es hätten dann wegen Mangels an Fuhrwerk

viele Prozessuanten zum bestellten Termine nicht in Rom erscheinen können. Auch von Cäsar erzählt Sueton, daß er vor dem entscheidenden Uebergange über den Rubiko von Ravenna aus Maulthiere benutzt habe, die er aus der nächsten Mühle miethete. Und wie sollte es möglich gewesen sein, daß derselbe „im Lohnwagen" täglich 100 römische = 20 deutsche Meilen machte, und so in 8 Tagen von Rom bis zur Rhone kam, ohne daß die Pferde gewechselt wurden? Oder daß Glaucia, der die Botschaft von der Ermordung des Roscius von Rom nach Ameria brachte, 11 Meilen in nicht ganz 10 Stunden zurücklegte? Auch wenn Martial seinem Werke, das er einem Freunde mit nach Spanien gab, voraussagt, es werde von Tarragona aus mit dem fünften Kabriolet seine Vaterstadt Bilbilis erreichen, so meint er wahrscheinlich eben so viele Tagereisen mit wechselnden Lohnkutschern. Endlich wechselte auch Tiberius Nero nur dreimal die Pferde auf einer 40 deutsche Meilen langen Reise, welche nach Plinius Tag und Nacht fortging.

Hinsichtlich der Wagen trifft man bei den Römern bereits eine große Mannigfaltigkeit und ein Wechseln der Mode. Da giebt es Wagen gallischen, belgischen und britischen Ursprungs, zweirädrige leichte Kabriolets, die besonders gern zur Reise verwendet und mit flinken Ponies gallischer Race bespannt wurden, vierrädrige Planwagen, deren Zugthiere der Reisende selbst lenkte. Gepäckfuhrwerke und Staatskarossen, die mit Platten von getriebenem Silber und Gold geziert waren, und oft, wie Martial sagt, den Werth eines Landgutes hatten.

Seit der Zeit der ersten Kaiser kam auch die Sänfte zur Reise in Gebrauch, die in Griechenland nur von Frauen und Kranken benutzt wurde. Sehr bequem war es allerdings, auf weicher Matratze ausgestreckt, durch Baldachin und Vorhänge gegen Regen, Sonnenschein und Staub geschützt, von sechs oder acht breitschulterigen Sklaven sich tragen zu lassen. Ja, Verres ließ sich seine Kissen mit Malteserrosen stopfen, und reiste mit

Plutarch sagt in Bezug darauf: „Die Zöllner fallen uns lästig, nicht wenn sie die einzuführenden Sachen sortiren, sondern wenn sie, nach dem Verborgenen spähend, im fremden Gepäck herumwühlen!" Die Douaniers nahmen sich zuweilen sogar heraus, die Briefe zu öffnen, um Pascherеien auf die Spur zu kommen! In Bezug auf den Zweck finden wir alle Arten der Reisen bei den Griechen vertreten; selbst die so fashionabeln Badereisen fehlten, wenigstens in späterer Zeit, keineswegs. Aus einer Menge Bäder, die theils zum Vergnügen, theils ihrer Heilkraft wegen besucht wurden, nennen wir hier nur das euböische Aedepsos, über das Plutarch Folgendes schreibt: „Aedepsos auf Euböa, wo die heißen Quellen sind, ist ein Ort, der von Natur viel Vergnügen darbietet und mit Gebäuden und Wohnungen versehen ein gemeinschaftlicher Aufenthaltsort für ganz Hellas geworden zu sein scheint. Es wird viel Geflügel und Wild dort gefangen und ebenso liefert das Meer leckere Fische für die Tafel. Am meisten blüht der Ort im Spätfrühling, denn viele leben dann dort in Geselligkeit und Ueberfluß zusammen." Auch Sulla erholte sich dort von seinen Strapazen, und Plutarch tadelt es, daß er nur mit Schauspielern Umgang gepflogen. — Und fragt man endlich nach den Kosten der Reisen in jener Zeit, so kann man freilich nur mit ein paar Notizen der Alten antworten. Zu Demosthenes' Zeit erhielt eine aus drei Männern bestehende Gesandtschaft für drei Monate 1000 Drachmen Reisegeld, der Mann also täglich ungefähr 28 Sgr. Auslösung. In den „Acharnern" des Aristophanes erzählten die zum Großkönige geschickten Gesandten, daß sie täglich 2 Drachmen, also 15 Sgr. erhalten hätten; dies war aber auch hundert Jahre früher. Immerhin war also damals das Reisen theurer als 180 Jahre nach Demosthenes in Italien, wo man nach Polybios dem Gastwirthe für seinen sämmtlichen Bedarf 1/4 Obolos oder 4 Pfennige zahlte!

Sehr weite Reisen haben bekanntlich unter den Griechen Solon, Pythagoras, Herodot, Lykurg, Platon und Polybios



gemacht. Der skythische Prinz Anacharsis, der zu Solons Zeit, um seine Wißbegierde zu stillen, Griechenland bereiste, erregte ungefähr eben so großes Aufsehen wie heutzutage ein indischer Nabob. Noch sei endlich bemerkt, daß es Sitte war, dem von der Reise zurückgekehrten Freunde ein Gastmahl zu veranstalten, sowie man auch oft die Abreisenden auf diese Art ehrte.*)

Bei den Römern wurde das Band der Gastfreundschaft nicht weniger heilig gehalten als bei den Griechen. Auch sie hatten den Glauben an Gottheiten, die den Fremdling schützten und rächten, und unter denen Jupiter voranstand. Noch als Nero's Leben durch die Pisonische Verschwörung bedroht wurde und die Verschworenen Piso's Villa bei Bajä, wohin der Kaiser öfter kam, zum Orte des Mordes bestimmen wollten, weigerte sich Piso, indem er auf das Gehässige der That hinwies, „wenn die Heiligkeit des Tisches und die gastlichen Götter des Hauses mit dem Blut irgend welches Fürsten befleckt würden." Man findet auch hier den Gebrauch, daß Marken und äußere Kennzeichen zum Behufe späteren Wiedererkennens zwischen den Gastfreunden ausgetauscht wurden, und eine römische sprichwörtliche Redensart für den Abbruch des freundschaftlichen Verhältnisses lautete: „Du hast das Wahrzeichen der Gastfreundschaft zerbrochen." Auch stand in Rom das befreundete Verhältniß der Ahnen noch bei den Nachkommen in Ehren, und erlosch nur durch eine förmliche Aufkündigung. Der König Dejotarus von Galatien lud den jüngeren Kato, als Gastfreund vom Vater her, zu sich ein, und die Boten des Königs Perseus, welche im Jahre 171 v. Chr. zum römischen Gesandten Marcius nach Thessalien kamen, näherten sich demselben, wie Livius sagt, im Vertrauen auf die Gastfreundschaft, welche zwischen den Vätern bestanden hatte.

Die Gastfreunde standen hinsichtlich ihrer Ansprüche mit den Klienten auf gleicher Linie; ja Masurius Sabinus gab so-

*) Ueber die Sicherheit der griechischen Landstraßen vergl. B. III., N. V.

die Banditen in die Hauptstadt, nach Juvenals Ausdruck, „zu neuen Fütterungsplätzen". Unter Septimius Severus beherrschte der Räuberhauptmann Bullas, genannt Felix, die ganze appische Straße, plünderte aber, wie manche seiner halbritterlichen Epigonen, die Reisenden nie vollständig aus, sondern begnügte sich stets mit einem Theile ihrer Habe. In desto besserem Zustande befanden sich aber die Landstraßen selbst, in deren Anlegung die Römer für alle Zeiten Musterhaftes geleistet haben. Die Rücksicht auf den Staat, welchem eine bequeme Verbindung der gewonnenen Provinzen mit dem Herzen des Reichs nothwendig war, führte zur Entwickelung der Wegebaukunst, und mit der staunenswerthen Energie, welche das Römervolk überhaupt kennzeichnet, suchte man alle natürlichen Bodenverhältnisse, denen man sich in anderen Ländern gemüthlich anzubequemen pflegte, zu bewältigen. Wo sich Berge entgegen stellten, wurden sie durchbrochen, wo eine Senkung des Bodens die gleichmäßige Fortführung des Weges störte, wurde dieselbe durch feste Dämme ausgeglichen, wo tiefe Thalgründe und reißende Ströme die direkt laufende Bahn durchschnitten, wurden sie mit kühnen Bogen überwölbt. Erhöhte Fußwege zogen sich an beiden Seiten der soliden Heerstraße hin, Auftrittsteine für die Reiter, Ruheplätze für die Wanderer, Meilensteine fehlten an den Hauptstraßen fast nirgends, und herrliche Tempel, prächtige Familiengrabmäler, und hie und da stolze Triumphbögen bildeten gleichsam den Vordergrund des umgebenden Landschaftsgemäldes. Großes Verdienst in dieser Beziehung erwarb sich vorzüglich der jüngere Gracchus, der, wie Plutarch sagt, bei Anlegung öffentlicher Straßen nicht nur auf den Nutzen, sondern auch auf die Bequemlichkeit und Schönheit sein Augenmerk richtete.

Wie aber der Straßenbau durch politische Gründe gefördert wurde, so waren auch die unter Augustus entstehenden Posteinrichtungen, die schon lange vorher im Orient, besonders im persischen Reiche, bekannt gewesen waren, eine Folge des

Zentralisationssystems. Sueton berichtet, daß der erste Kaiser, nur um schneller und leichter erfahren zu können, was in den Provinzen vorfiele, auf den Militärstraßen zuerst in gleicher Entfernung rüstige Boten und dann Fuhrwerke aufgestellt habe. Später scheint vorzüglich Trajan die Postanstalt erweitert und verbessert zu haben. Damals waren schon überall in der Entfernung einer Tagereise Mansionen oder Stationen errichtet, mit Baulichkeiten zum Nachtlager für die Reisenden, mit Scheunen, Stallungen, Bädern, sowie mit besonderen für die kaiserliche Familie bestimmten Räumen (palatia). Zwischen diesen Hauptraststorten lagen je fünf bis acht Mutationen oder Posthaltereien, wo blos Pferdewechsel stattfand. Auf jeder Mutation standen bis zu 40 Pferde, Maulesel und Ochsen. Der Kourierdienst wurde zu Pferde (unser Wort „Pferd" verdankt der lateinischen Bezeichnung des Postpferdes: veredus und paraveredus, und diese wieder dem keltischen veborrheda den Ursprung) geleistet, und die Kouriere, deren jede Station nicht mehr als täglich fünf bis sechs befördern durfte, führten die Depeschen in einem Felleisen bei sich, dessen Gewicht zuerst auf 30, dann auf 100 Pfund bestimmt ward, und ließen sich gewöhnlich von einem Postillon begleiten. Seit der Zeit der Antonine wurden auch Lasten bis zu 15 Zentnern in größeren, mit Ochsen bespannten Wagen durch die kaiserliche Post befördert. Uns interessirt hier vorzugsweise das Expediren der Reisenden durch die Extrapost (denn von Diligencen, Eilwägen, Journalièren ist noch keine Rede). Das Maaß und die Tragkraft der Reisewagen war erstlich genau bestimmt, und die Stellmacher verfielen in hohe Strafe, wenn sie dieses Gesetz nicht einhielten. Vierräderige Wagen sollten zehn Zentner Last tragen, und im Sommer mit acht, im Winter mit zehn Pferden oder Maulthieren bespannt werden; zweiräderige mit zwei Centner Last dreispännig fahren. Die Mitte zwischen beiden hielt ein leichter vierräderiger Wagen, der bis zu sechs Zentnern halten sollte. Personen durften höchstens drei auf einem

Wagen sitzen. Von der ersten Art wurde freilich täglich nur ein Wagen befördert, und es war dabei streng verpönt, weiter als 500 Schritte von der Heerstraße abzubiegen.

Trotzdem wäre die ganze Einrichtung schon recht bequem und zweckmäßig zu nennen, wenn nicht das ganze Institut nur von Staatsbeamten hätte benutzt werden dürfen. Ausschließlich die Beamten für besondere Aufträge, die höheren Provinzialbehörden, die Richter, insbesondere Militärpersonen, hatten die Erlaubniß, die kaiserliche Post in Anspruch zu nehmen, sowie auf den Stationen Pflege, Beköstigung, Fourage, Wagen, Pferde und in besonderen Fällen auch bewaffnetes Geleite — und zwar alles unentgeltlich — zu verlangen. Wenn nicht der Charakter der Sendung unzweifelhaft offiziell war, entnahm der Reisende ein Diplom zu seiner Legitimation, auf dem stets die Zahl der Pferde, die Art der Beköstigung und die Dauer der Giltigkeit des Passes genau verzeichnet stand. Dieser Ferman trug den Namen des Kaisers an der Spitze, und wurde von höheren, im Rechte der Verleihung oft wechselnden Beamten ausgestellt. Zuweilen, wie nach Otho's Tode, wollte man beim Regirungsantritt eines neuen Kaisers die Diplome des Vorgängers nicht gelten lassen. Die meisten Kaiser nahmen es mit Ertheilung der Diplome sehr genau, und es ist demnach nicht übertriebene Aengstlichkeit, wenn der jüngere Plinius, als Statthalter von Bithynien, fast über jeden Postschein, den er unterzeichnet hat, dem Kaiser Trajan Meldung macht, und sich sogar entschuldigt, daß er seiner Gemahlin zu einer wichtigen Reise ein Diplom ausstellte. Als er anfragte, ob auch solche Diplome, deren Termin abgelaufen, noch zu berücksichtigen seien, antwortete der Fürst: dergleichen dürften nicht kursiren, und es würde deshalb eine seiner ersten Sorgen sein, in alle Provinzen neue Postscheine zu senden, bevor sie dort ausgingen. Privatpersonen konnten nur ganz ausnahmsweise eine solche Urkunde erhaschen. Der Kaiser Julian schickte wol seinen Freunden Eustachius, Basilius, Aetius, Maximus, die er bei

sich sehen wollte, Diplome, und auch der unter Theodosius lebende Symmachus erwirkte für seine nach Bären und edeln Rossen ausgesendeten Boten Postfreiheit von befreundeten Beamten; allein sonst fehlt es beinahe ganz an Erwähnung, und nur als Reisegefährte eines kaiserlichen Dieners konnte der Privatmann das Postinstitut genießen, was der Kaiser Konstantin der Große, „zum Schutze des Lebens und zur Erleichterung des Ungemachs" ausdrücklich erlaubt, während er auf den Verkauf des Diploms Relegation setzt. Trotz aller Strenge, mit der die Post beaufsichtigt wurde, gelang es dennoch vielen Leuten, die „postunfähig" waren, Postscheine zu erlangen, indem nicht nur die Statthalter und deren Untergebene vielfachen Mißbrauch trieben und die Post geradezu ausbeuteten, sondern auch die vom Präfekten der Leibwache und dem Minister des kaiserlichen Hauses, als obersten Instanzen, abgesandten und besonders besoldeten geheimen Kommissäre (curiosi), anstatt instruktionsgemäß die Gouverneure, Postmeister und Reisenden zu kontroliren, mit den Statthaltern gemeinschaftliche Sache machten und ebenfalls Postscheine für Geld ausstellten. Das Schlimmste dabei war, daß nicht die kaiserliche Kasse, sondern die armen Provinzialen die Geplagten und Betrogenen waren. Die Unterhaltungskosten der ganzen Post hatten nämlich die Provinzen zu bestreiten, und nur einzelne Kaiser, die sich beim Volke beliebt machen wollten, wie Nerva, Hadrian, Antoninus Pius und Severus, nahmen wenigstens die Anschaffung der Zugthiere und Wagen und die Besoldung der höheren Beamten auf das Konto des kaiserlichen Schatzes. Die Unterhaltungskosten der Gebäude, die Anstellung der Postillone (von denen jeder drei Pferde unter sich hatte), die Lieferung von Futter und Lebensmitteln lasteten auch in diesen Zeiten auf den Gemeinden und besonders den vielgeplagten Munizipalsenatoren. Wie bitterer Hohn klingt es dazu, wenn Kaiser Valens geruht, den Lieferanten als „Trost" den Dünger der Postställe zu überlassen! Nun muß man aber noch außerdem hinzu-

rechnen, daß auch auf allen Nebenstraßen, wo sich keine regelmäßige Postverbindung befand, immer eine Anzahl von Pferden von den Ortsbehörden in Bereitschaft gehalten werden mußte, um außerordentliche Agenten und Kriegsbefehlshaber zu expediren. Besonders durch willkürliche Erpressung dieser Klasse von Pferden kamen die Provinzen so herunter, daß der Kaiser Konstantin auf seinen Reisen kaum je 20 Pferde auftreiben konnte.

Nach Ammian gingen viele Familien durch die Postlieferungen zu Grunde, und die Kaiser selbst gestanden zu, daß durch die Habsucht Einiger dem Vermögen der Provinzialen im Ganzen großer Verlust zugefügt werde. Am meisten korrumpirt war das Postwesen kurz vor Konstantin und Julian. Ammian behauptet, daß es besonders Konstantius dadurch herabgebracht habe, daß er den „schaarenweise von Synode zu Synode herumreisenden Bischöfen“ die Benutzung der Post gestattete. Der Sophist Libanius schreibt, daß in jener Zeit die Maulthiere kaum zum Stehen und an die Krippe kamen, daß Schläge nichts mehr fruchteten, und daß man 20 und noch mehr vor einen Wagen spannen mußte. Im Winter wurde die Postverbindung oft auf ganzen Strecken total unterbrochen, indem die Postillone entliefen und die Thiere zu Boden lagen. Die Mißhandlung der Thiere, besonders das Schlagen derselben mit Knütteln, suchten die Kaiser mehrmals zu hindern, wie auch den Postillonen zu helfen, denen übermüthige Passagiere oft die Mäntel herabrissen, um sich derselben als Decken zu bedienen! Die regelmäßige Schnelligkeit der Extrapost kam übrigens der unserer Eilwagen ungefähr gleich. Den Weg von Antiochia bis Konstantinopel (etwa 100 Meilen) legte man nach Libanius in nicht vollen 6 Tagen zurück. Der Byzantiner Prokop spricht dagegen von zehnfacher Geschwindigkeit. Desto langsamer gingen dagegen die Reisen in barbarischen Ländern von Statten. Aristides reiste von Adriani bei Pergamum quer durch Thracien nach Rom in 100 Tagen! Dort herrschte auch Mangel an

Wirthshäusern und die Eingeborenen wollten sich nicht einmal gern zu Wegweisern hergeben.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Plinius, der Aeltere, berichtet, der Diktator Julius Cäsar habe nach einem gefährlichen Sturze des Wagens sich jedesmal, sobald er sich in den Reisewagen gesetzt, durch einen dreimal wiederholten Zauberspruch eine glückliche Reise zu sichern bestrebt, „was, wie wir wissen, jetzt die Meisten thun.“

V.

Die geselligen Spiele der Griechen und Römer.

Die Betrachtung der verschiedenen Weisen der Unterhaltung, durch welche die einzelnen Völker theils in der Jugend der erwachenden Phantasie und den sich entwickelnden Kräften des Körpers leichte und angenehme Uebung bereiten, theils im späteren Alter dem vom Ernste des Lebens, von den Arbeiten und Sorgen des Berufes ermüdeten und abgestumpften Geist Erholung und Heiterkeit verschaffen, ergiebt auf der einen Seite, daß in den entferntesten Ländern und Zeiten die Menschen sich in der Wahl der Mittel, um die Zeit zu vertändeln, oft in überraschender Weise gleichen, zeigt aber auch andererseits, wie die Verschiedenheiten der Nationalcharaktere sich nicht selten in der Kurzweil und dem Zeitvertreib jedes Alters wiederspiegeln und abprägen. Als Unterschied zwischen uns und den beiden klassischen Völkern des Alterthums stellt sich hierbei sofort heraus, daß bei diesen durch Sitte und Gesetz eine größere Berücksichtigung der natürlichen Rechte des Körpers, ein spezielles Hinarbeiten auf dynamische und ästhetische Hebung des äußeren Menschen auch im Spiele hervortritt.

Das erste Spielzeug, welches den Kindern in die Hände gegeben wurde, bestand aus kleinen, klimpernden Metallsachen.

In Rom beschenkte man die Kleinen damit sogleich am neunten Tage nach der Geburt, wo die mit der Beilegung des Namens verbundene Sühn- und Reinigungsfeier stattfand. Plautus nennt in einem Lustspiel: ein goldenes Schwertchen mit des Vaters Namen, eine kleine goldene Axt mit dem Namen der Mutter, zwei verschlungene Händchen, ein silbernes Schweinchen, einen goldenen kleinen Mond und ein Ringelchen. Selbst von den Sklaven des Hauses verlangte es der gute Ton, den Kindern solche Geschenkchen von ihren sauer verdienten Sparpfennigen zu machen und deshalb klagt der Sklave Davus im „Phormio“ des Terenz: „Was hellerweise der Arme von seinem Deputate seinem Munde abdarbend gespart hat, das wird die Herrin auf einmal raffen, ohne an die Mühe des Erwerbes zu denken; dann wird er um ein anderes Geschenk geprellt werden bei der Niederkunft; dann wieder um ein anderes, wenn des Kindes Geburtstag ist, wenn sie es in die Bürgerrolle einschreiben lassen.“ Gewöhnlich trugen die Kleinen diese Gegenstände um den Hals, und es dienten oft dieselben zur Wiedererkennung ausgesetzter oder geraubter Kinder. Außerdem gab man ihnen zur Beruhigung und Unterhaltung die Klapper, besonders von derjenigen Konstruktion, wie sie nach Aristoteles der Kinderfreund Archytas, jener ausgezeichnete großgriechische Staatsmann, Feldherr, Philosoph und Mathematiker, erfunden haben soll. Daran reihte sich nun für die Erwachseneren allerhand Spielgeräthe, das theils auf dem Markte zu kaufen war, theils von den Kindern selbst verfertigt wurde. Unter den käuflichen Waaren stehen voran die Puppen, die freilich nicht, wie bei uns, aus angeputzten Bälgen bestanden, sondern aus Thon geformt und bemalt waren. Aber die Thonbildnerei war bei den Alten ein zu einem bedeutenden Kunstzweige veredeltes Handwerk, und die Anmuth und Schönheit der Formen konnte wol für die größere Naturähnlichkeit der heutigen Fabrikate dieser Art entschädigen. Es haben sich gerade in antiken Kindergräbern nicht nur kleine menschliche Gestalten aus Terrakotta

gefunden, sondern auch Thierfiguren, Hasen, Schildkröten, Enten, Affen. Auch von den griechischen Schriftstellern werden die Thonpuppen hier und da erwähnt. So wirft der Redner Demosthenes seinen Landsleuten im Unmuth über ihre Schlaffheit und Sorglosigkeit vor, daß sie ihre Milizobersten und Generale nicht zum Kriege, sondern, wie die Puppenbildner ihre thönernen, nur zum Paradiren auf dem Markte erwählten. Auch Lukian sagt zu einem Redner, der nach schwierigen und seltenen Ausdrücken hascht: „Ohne es zu wissen, bist Du den Figuren ähnlich, die von den Puppenfabrikanten zum Verkaufe gefertigt werden: äußerlich roth und blau gefärbt, inwendig aber thönern und zerbrechlich.“ In Rom gab es im Dezember ein besonderes Bilder- und Puppenfest, an dem die Kinder mit Figürchen aus Thon oder Erz beschenkt wurden. Wohlbekannt war ferner das Wägelchen aus Holz und Leder. Ein Vasenbild zeigt noch ein solches an der Hand eines Knaben, der mit Backwerk einen Hund an sich lockt. So sagt auch in den „Wolken“ des Aristophanes ein Vater zu seinem Sohne:

„Einst kauft' ich auch
Dir Kind im sechsten Jahr, ich weiß Du lalltest noch,
Vom ersten Obol, den ich als Richtersold erhielt
Am Diasien-Fest ein kleines schönes Wägelchen.“

Die Mädchen bekamen kleine Bettgestelle, und nach des Pausanias Beschreibung befand sich unter den Sehenswürdigkeiten des Junotempels zu Olympia ein mit Elfenbein verziertes Bettchen, in das einst die vielumfreite elische Prinzessin Hippodameia ihre Puppen gelegt haben sollte. Die eigene Erfindungsgabe der hellenischen Kinder bezeugt Aristophanes, indem er denselben Vater dem Sokrates gegenüber von seinem Sohne rühmen läßt:

„Nimm unbedenklich ihn in die Lehr': er hat Genie.
Er war noch so ein winzig Knäbchen, da bildet' er
Schon Wachs zu Häusern, schnitzte Schiff' und zimmerte
Aus Leder Wagen; aus Granatenschalen ließ
Er Frösch' entstehen.“

Auch Lukian erzählt von sich, daß ihn sein Vater anfangs zu einem plastischen Künstler bestimmt habe, weil er zum Aerger der Lehrer Rinder, Pferde und Menschen aus Wachs modellirt habe. Schon damals imponirte auch der Seele des Kindes in hohem Grade der hoch zu Roß galoppirende Reiter, und es griff zum Rohrstecken, als dem urältesten Surrogat für das Geschenk Poseidons. Von Agesilaos, der überhaupt seinen Kindern ein ungemein zärtlicher Vater war, berichten Aelian und Plutarch übereinstimmend, daß er in Gesellschaft seiner Kinder auf einem Rohre im Hause herumgeritten sei, und einen seiner Freunde, der dies gesehen, gebeten habe, nicht eher jemand etwas davon zu sagen, als bis er selbst Kinder hätte. Daß auch die römischen Kinder dieselben Unterhaltungen liebten, sehen wir aus Horaz, der es als eine Thorheit für einen Erwachsenen bezeichnet, wennn er sein Vergnügen daran fände,

„Niedliche Häuser zu bauen, zu schirren an Wägelchen Mäuse,
Spielen das „Gleich Ungleich", auf ragendem Stecken zu reiten."

Das hierbei mit erwähnte „Gleich und Ungleich" bestand darin, daß der eine Spielende eine Anzahl Bohnen oder Mandeln in die Hand nahm und den Gegner rathen ließ, ob die Zahl eine gerade oder ungerade wäre, oder man ließ auch auf die bestimmte Zahl rathen und der Mitspielende gewann in beiden Fällen, wenn er glücklich traf, die in der Hand enthaltene Summe. Anstatt der genannten Früchte bedienten sich die Knaben auch sehr häufig der Astragalen, länglicher, aus den Sprungbeinen gewisser Thierfersen gefertigter Würfel, auf die wir später zurückkommen werden. Das Spiel gewann durch dieselben auch noch die Veränderung, daß man die Augen des Wurfes mit den Händen bedeckte und den Kameraden dann die Zahl nennen ließ. Natürlich war es riskanter und kam seltener vor, daß die Angabe der bestimmten Zahl verlangt wurde. Deshalb heißt es auch bei Aristoteles: „Es dürfte wol bei diesen Spielen jemand besseres Glück haben, wenn er: „gerade" oder „ungerade" antwortet, als wie viel der Gegner habe, und



wenn er sagt, daß es so sein wird, als wenn er angiebt, wann?“ Wie alt das Astragalenspiel sei, erhellt, wenn man in der Iliade Homers liest, daß Patroklos als Knabe den Sohn des Amphidamas im Streite beim Astragalenspiel getödtet habe. Bekannt ist die Anekdote aus der Jugend des Alkibiades, der in knabenhaftem Trotze einen Fuhrmann zum Halten zwang, welcher ihn im Würfelspiele gestört hatte. Aber trotzdem, daß Horaz das Grad und Ungrad unter die Beweise der Verkehrtheit rechnet, scheueten sich doch zuweilen selbst die Erwachsenen nicht, zu dieser Art von Hasardspiel zu greifen. So hören wir von Sueton, daß Augustus manchmal jedem Tischgenossen 250 Denare gegeben habe, wenn sie vielleicht Würfel oder Grad und Ungrad spielen wollten. Kunstdarstellungen von Kindern, welche mit Astragalenspiel beschäftigt sind, kommen nicht selten vor. Vom genialen Bildhauer Polyklet standen im Palaste des Kaisers Titus zwei knöchelspielende Knaben, die von einigen für das vollendetste seiner Werke gehalten wurden. Ein pompejanisches Wandgemälde zeigt die Kinder des Jason mit diesem Spiel sich unterhaltend, während Medeia bereits mit gezücktem Schwerte ihr Leben bedroht. Die jungen Mädchen benutzten die Knöchel noch zu einem anderen Zeitvertreibe oder als Orakel, indem sie fünf derselben auf die innere Handfläche legten, dann in die Höhe warfen und mit der äußeren Fläche wieder auffingen. Auch zu diesem Spiele, das heute noch vielfach getrieben wird, mangelt es nicht an bildlichen Darstellungen aus dem Alterthume. Am liebsten belustigten sich aber Knaben und Mädchen mit den verschiedenen Nüssespielen. „Die Nüsse verlassen“ heißt geradezu so viel wie „aus den Kinderschuhen treten“ und besonders in den Saturnalien, wo die großen Leute hasardirten, machten es ihnen die kleinen mit Nüssen nach, weshalb Martial vom Ende dieser Ferien sagt:

„Der Knabe läßt die Nüsse schon im Stiche
Und folgt betrübt dem lauten Ruf des Lehrers.“

Unter Ovids Namen ist noch eine Elegie über die Nuß vor=

handen, welche die verschiedenen Arten des Spieles angiebt. Hiernach suchte man entweder die Nuß durch einen geschickten Schlag oder Druck zu spalten, oder es wurden drei Nüsse neben einander gelegt und der Spielende mußte eine vierte so geschickt darauf werfen oder fallen lassen, daß sie auf ihnen liegen blieb, wodurch dieselben gewonnen waren, oder man ließ, wie in manchen Gegenden mit den Ostereiern geschieht, seine Nuß von einem schräg liegenden Bret hinabrollen, um eine der unten befindlichen Nüsse zu treffen, oder man zielte mit der Nuß nach einem mit Parallellinien durchzogenen Dreieck, wobei es galt, so viel als möglich Linien zu überspringen ohne das Dreieck zu verlassen, oder man warf aus gewisser Entfernung nach einem Topfe oder einem Loche, oder man spielte damit Gerade und Ungerade. Viel mehr Lärm als die erwähnten Spiele verursachte das Treiben des Spielreifs. Er bestand nämlich aus Eisen, war mit vielen klirrenden Ringen behangen und wurde durch einen mit gekrümmter, eiserner Spitze versehenen Treibstecken in Bewegung gesetzt.

„Klingelnd herum im geräumigen Reife sich kehret das Ringlein!
Daß dem geschwätzigen Rad' weich' die begegnende Meng'."

heißt es bei Martial. Uebrigens scheint der Gebrauch des Spielreifs von Griechenland nach Rom gewandert zu sein, weil ihn Horaz nicht ohne verächtlichen Accent „den griechischen" nennt. Dagegen war wahrscheinlich den Kindern beider Nationen von Alters her gemein der durch die Peitsche getriebene Kreisel, von dem Virgil sagt:

„So wie oft von dem Schlage geschnellt, umfliegет ein Kreisel,
Den in gewaltigem Kreis um offene Flächen des Saales
Knaben, zum Spiele geschaart, umdrehn; da die Schnur ihn entsendet,
Rollt er gewirbelte Läufe dahin; unkundig von oben
Starrt der kindliche Schwarm und bewundert das schnurrende Buxholz;
Streich beseelt es auf Streich."

Unter einer Menge geselliger Kinderspiele, die eine überraschende Aehnlichkeit mit den heute noch üblichen haben, findet

sich in dem lexikographischen Werke des griechischen Sophisten Pollux auch ein Blindekuhspiel aufgeführt, das er „eherne Fliege" (entsprechend dem italienischen mosca ceca) benennt und folgendermaßen beschreibt: „Man verhüllt einem Kinde mit einer Binde die Augen, es dreht sich dann herum und ruft: Ich werde eine eherne Fliege jagen! Die anderen antworten darauf: Du wirst sie wol jagen, aber nicht fangen!" und schlagen den Blinden mit ledernen Riemen, bis er einen von ihnen fängt." Ein ganz ähnliches Spiel ist das sogenannte Maallaufen, wobei ein Knabe mit verbundenen Augen auf dem Maale sitzt, während die anderen sich verstecken. Wenn nun der sitzende Knabe aufsteht, um zu suchen, laufen alle dem Maale zu; der letzte aber pflegt gegriffen zu werden und kommt dann an die Stelle des Sitzenden. Eine recht beliebte Unterhaltung der Knaben war auch das Königsspiel, durch welches ja bekanntlich Herodot die Erkennung des jungen Kyros herbeigeführt werden läßt. Noch über Nero wird von Sueton erzählt: „Seinen Stiefsohn Rufius Krispinus, der noch ein Knabe war, ließ er während des Fischens ins Meer werfen, weil man von ihm sagte, daß er das Anführer= und Kaiserspiel sehr liebte." Auch bei Lauf= und Ballspielen pflegte der Gewinnende König genannt zu werden und dies hat Horaz im Sinne, wenn er sagt: „Bei den spielenden Knaben heißt es: Wenn Du es recht machst, wirst Du König sein." Größere Knaben belustigten sich auch mit Vogelschießen. Auf einem Vasenbilde dient drei Jünglingen, die sich im Bogenschießen üben, ein auf einer Säule aufgestellter Hahn als Ziel. In Pompeji und Herkulanum hat man auch Gemälde gefunden, auf denen das heutige Versteckspiel und ein Zieh= oder Zerrspiel nicht zu verkennen sind. Daß aber die Knaben von dem öffentlichen Leben der alten Staaten nicht unberührt blieben, und in ihren Spielen sich wol bestrebten, das Verfahren der Richter, Volksredner und Magistrate, das so offen vor ihren Augen lag, nachzuahmen, läßt sich leicht voraussetzen. Aus dem Leben des jüngeren Kato erzählt Plutarch

nachstehende Episode, die das Gesagte bestätigt. Es lud ihn einmal einer seiner Verwandten, der seinen Geburtstag beging, nebst anderen Knaben zu einer Mahlzeit ein, und die Knaben begaben sich, um sich die Zeit nach ihrer Art zu vertreiben, in einen abgelegenen Theil des Hauses. Dort begannen sie mit einander ein Spiel, bei welchem einige die Richter, andere die Ankläger und noch andere die Gerichtsdiener vorstellten. Einer aus den Verurtheilten, ein schöner Knabe, der von einem älteren in ein Zimmer geführt und dort eingesperrt worden war, rief Katos Beistand an; dieser (der wahrscheinlich die Rolle des Volkstribunen spielte) unterrichtete sich über das Geschehene, ging dann zur Thüre, stieß die davor Wachehaltenden hinweg und erlöste den Knaben. Dann führte er ihn zornig nach Hause und die übrigen Kinder begleiteten ihn.

Endlich muß hier noch des Ballspieles gedacht werden, das zugleich als ein allen Altersklassen gemeinsames den Uebergang zu den geselligen Spielen der Erwachsenen bildete. Die Knaben trieben es auf den öffentlichen Plätzen, in Rom besonders auf dem Forum vor den Tabernen der Fleischer. Ueberhaupt war das Ballspiel in den Straßen Roms sehr häufig. Auch bei Plautus droht im „Curculio" der Parasit: „Alle, die auf der Straße Ball spielen, die ihn schlagen und die ihn machen, alle werde ich niedertreten." Wie hätte auch sonst der Jurist Ulpian den Fall aufstellen können, daß, während Einige Ball spielten, ein zu stark getriebener Ball in die Bude eines Barbiers flöge und der Hand desselben, welche gerade mit dem Rasirmesser den Bart eines Sklaven bearbeitete, einen solchen Stoß versetzte, daß sie die Gurgel des Sklaven durchschnitt? Jeder Knabe, der einen Fehler beim Ballspiel machte, mußte seine Wade darbieten, um einen Schlag darauf zu empfangen. Der als Theilnehmer an der katilinarischen Verschwörung bekannte Lentulus, ein unsittlicher und gewissenloser Mensch, welcher sich als Quästor unter Sulla Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen lassen, bewirkte seine Freisprechung nur durch den Spaß,



daß er den Richtern statt jeder Vertheidigung die Wade anbot. Die Mädchen waren in Griechenland vom Ballspiel ausgeschlossen: nur in Sparta nahmen sie an diesem, wie an allen anderen gymnastischen Uebungen Theil. Auch den römischen Mädchen verbietet Ovid das Ballspiel; dafür beschreibt er ein Mädchenspiel, wozu Bälle benutzt wurden, ungefähr mit folgenden Worten:

„Rundliche Däll' fest liegen im Grunde des offenen Netzes;
Nimmst Du nun einen heraus, rühr' sich kein anderer Ball!"

In der Kaiserzeit emanzipirte sich das schöne Geschlecht in vielen Stücken, und wenn sich Mädchen und Weiber nicht scheuten, im Cirkus aufzutreten, so gab es gewiß sehr viele, die sich nach der vom sinnlichen Properz bewunderten Weise der Lakonierinnen der Sitte ihres Geschlechtes entzogen und wie Philänis bei Martial hochgeschürzt am Ballspiel theilnahmen. Im heroischen Zeitalter, wo die Stellung der Frauen eine weit freiere war, fällt es freilich nicht auf, die phäakische Königstochter Nausikaa mit ihren Sklavinnen nach Vollendung der Wäsche und des Mahles das Ballspiel treiben zu sehen. Man suchte sich dort gegenseitig zu treffen, und Nausikaa wurde herzlich verlacht, als ihr Ball am Ziele vorüber ins Wasser flog. Ueberhaupt waren die Phäaken geschickte Ballspieler, und Homer schilderte eine andere Art ihres mit Tanz verbundenen Ballspieles also:

„Einer den Ball fortschleuderte 'nauf zu den schattigen Wolken
Hintergebeugt; und der andere hoch von der Erde sich hebend
Fing ihn behende, bevor mit den Füßen den Boden er rührte."

In der historischen Zeit suchte man im Ballspiel nicht blos Zeitvertreib und Erholung, sondern benutzte es als ein von den Aerzten empfohlenes diätetisches Mittel zur Stärkung der Glieder, und besonders zur Entwickelung körperlicher Gewandtheit und Anmuth. Der Arzt Galenus schrieb sogar eine Abhandlung über die Vortheile des Spieles mit kleinen Bällen, und in den Gymnasien ertheilte ein besonderer Lehrer in dieser Kunst

Unterricht. Und nicht blos der Jugend blieb diese leichteste Art der Gymnastik überlassen; auch ernste, in Amt und Würden stehende Männer, die bei uns ihrem Körper durch einen kurzen Spazirgang Genüge zu leisten glauben und demselben außerdem höchstens eine Partie Kegel oder Billard gönnen, befleißigten sich vor dem täglichen Bade außer anderen Uebungen auch des Ballwerfens. Alexander der Große war ein leidenschaftlicher Jünger der Kunst, und seinen Partner, den Karisier Aristonikos, machten die Athener wegen seiner Virtuosität zum Bürger und errichteten ihm ein Standbild. Der berühmte römische Rechtsgelehrte Mucius Scävola, Cäsar, der Kaiser Antoninus, der Philosoph, und Alexander Severus übten sich regelmäßig im Ballspiel, der jüngere Kato trieb es am Tage, wo er als Bewerber um die Prätur durchgefallen war. Vom Kaiser Augustus schreibt Sueton sogar tadelnd: „Die Uebungen im Reiten und Fechten auf dem Marsfelde unterließ er sogleich nach den Bürgerkriegen, und ging Anfangs zu Ball und Ballon über, bald aber trieb er nichts anderes als Fahren und Spazirengehen." Denn das Spazirengehen begann zwar in der Kaiserzeit sich einzubürgern und wird von Seneka warm empfohlen. Wie aber die frühere Zeit darüber dachte, theilt uns Aelian mit. „Als die Lakedämonier," schreibt er, „während des peloponnesischen Krieges die attische Stadt Dekeleia besetzt hielten, pflegte die Garnison abendliche Spazirgänge zu machen." Da entboten ihnen die Ephoren: „Geht nicht spaziren! Spartaner sollen nicht durch Herumgehen, sondern durch gymnastische Uebungen sich Gesundheit verschaffen." Wenn Cicero sich rühmt, daß er alle Mußezeit, die andere auf Ballspiel und andere Dinge anwendeten, den wissenschaftlichen Studien widme, so scheint er beinahe hierin eine Ausnahme gebildet zu haben. In den Häusern und Villen der Reichen, so wie in den öffentlichen Bädern gab es deshalb für das Ballspiel bestimmte Lokale, in denen nebenbei auch andere Leibesübungen vorgenommen wurden.



Bei den Phäaken war der Ball aus Purpur künstlich gewirkt. Später bediente man sich lederner Bälle von verschiedener Farbe, die mit Federn, Wolle oder Feigenkörnern gestopft, oder nur durch Luft aufgeblasen waren. Je nach der Größe zerfiel das Spiel in verschiedene Klassen. Die Kunstverständigen gaben die Vorschrift, daß beim Spiel mit großen Bällen die Hände nicht über die Kopfhöhe, bei dem mit den kleineren nicht über die Schulterhöhe gehoben werden durften. Die schon von Homer erwähnte Spielweise lebte auch später fort. Eine andere Spielart, zu der sich unsere Gummibälle außerordentlich geeignet haben würden, war auf die Elastizität der Bälle berechnet. Man schleuderte nämlich entweder den Ball mit Kraft senkrecht auf den Boden, so daß er zurückprallte, worauf er mit der flachen Hand aufgefangen denselben Weg fortsetzte, oder man warf ihn in schräger Richtung auf die Erde, und zählte seine Sprünge, worauf ihn ein Mitspieler auffing und sofort wieder zurücktrieb. Dann wurde auch, wie bei uns, der Ball gegen die Wand geschleudert und wieder aufgefangen. Wer ihn am öftesten hintereinander in der Hand behielt, hieß König, der Besiegte Esel. Dagegen war ein Partiespiel der sogenannte Episkyros, der in Sparta besonders beliebt war. Die Gesellschaft theilte sich in zwei gleiche Parteien, die durch einen Strich oder eine Steinreihe getrennt wurden. Zwei ähnliche Striche deuteten die Grenze an, hinter welche sie beim Auffangen des Balles nicht zurückweichen durften. Das Zuwerfen und Auffangen wurde dann so lange fortgesetzt, bis die eine oder die andere Partei hinter ihre Demarkationslinie zurückgetrieben war. Das griechische Spiel mit großen luftgefüllten Bällen, die mit der Faust oder dem Arme parirt und zurückgeschlagen wurden, unterschied sich wol nicht viel vom römischen Ballonspiel, das der Bischof Isidorus von Sevilla ein Ellbogenspiel nennt, und zu dem nach gewissen Andeutungen auch Fausthandschuhe erforderlich waren. Da die Ballons leer waren, bedurften sie nur einer mäßigen Anstrengung,

und das Spiel trieben Greise und Knaben. Martial giebt daher dem Ballon als Saturnaliengeschenk die Devise bei:

„Jünglinge, bleibet mir fern! Ich gehöre dem weicheren Alter.
Greisen und Knaben allein ziemt es zu spielen Ballon."

Das Spiel mit dem kleinen, mit Haaren gestopften, bunten Balle (pila), neben dem jedoch eine etwas größere mit Federn gefüllte Sorte (paganica) vorkommt, war theils mit Auffangen der Bälle verbunden, theils mit sofortigem Zurückschlagen ohne die Hand zu schließen. Einiges über die Theorie des ganzen Spieles findet sich bei Seneka in der Schrift über die Wohlthaten, wo das Fangen und Absenden des Balles mit dem Empfangen und Austheilen der Wohlthaten verglichen wird. „Der Ball", heißt es, „fällt zu Boden ohne Zweifel durch die Schuld entweder des Absenders oder des Empfängers. Dann behält er seine Bahn, wenn er zwischen den Händen beider Spieler sich hin und her bewegt, geschickt von beiden geworfen und in Empfang genommen. Nothwendig aber ist dabei, daß der Spieler den Ball anders einem langen, anders einem kurzen Partner zuwerfe. Wenn wir es mit einem Geübteren und Geschickteren zu thun haben, werden wir dreister den Ball entsenden; denn wie er kommen mag, wird ihn dessen bewegliche und fertige Hand zurücktreiben. Wenn dagegen ein Anfänger und Neuling vor uns steht, werden wir nicht so in gerader Linie und mit so straffem Arme, sondern matter und nach seiner Hand zielend mit gelindem Schwunge den Wurf erwiedern." Während Seneka hier nur zwei Spieler im Auge zu haben scheint, ist zu seiner Zeit bereits das Spiel mit dem sogenannten Trigon, einem kleinen harten Balle, den drei im Dreiecke stehende Personen einander zuwarfen, das gewöhnlichste gewesen. Die Martial'sche Devise des Trigonalballes lautet:

„Wenn Du verstehst mit rühmlicher Linken mich weiter zu treiben,
Bin ich Dein eigen: wenn nicht — Tölpel, nur her mit dem Ball!"

Aus dieser und anderen Stellen ergiebt sich zugleich, daß geschickte Spieler die rechte Hand gar nicht bei diesem Spiele

anwendeten. Welchen Ehrgeiz manche beim Spiele zeigten, beweist derselbe Dichter auch in folgendem Wunsche: „So möge Dir die Palme beim nackten Trigonspiel die richtende Gunst des gesalbten Zuschauerkranzes zuerkennen und nicht höher preisen die Linke des Polybus." Viel stürmischer aber ging es bei einem anderen Ballspiel, dem Harpastum, zu. Es war ein Raub- oder Raffspiel, an dem sich mehrere betheiligten, während einer den Ball unter vielen Finten und Kommandos unter die Gesellschaft warf. Staub, Geschrei, und Püffe kennzeichneten das im übrigen uns dunkle Spiel, und es konnte dabei wol leicht vorkommen, was der Rechtsgelehrte Alfenus in seinen Digesten annimmt, daß nämlich ein Sklave von einem anderen gestoßen zu Boden fällt und das Bein bricht.

Eine leidenschaftlich gesuchte Unterhaltung bildeten ferner, besonders für jüngere Leute, die Kämpfe der Hähne und Wachteln, die auch jetzt noch bei mehreren Völkern zum Zeitvertreib und zum Wetten benutzt werden. In Athen wurde sogar jährlich, wie Aelian und Lukian erzählen, nach einem nach den Perserkriegen gegebenen Gesetze ein öffentlicher Hahnenkampf im Theater veranstaltet. Als nämlich Themistokles mit dem athenischen Heere gegen die Perser auszog, soll er auf ein paar heftig kämpfende Hähne gestoßen sein und diese Gelegenheit benutzt haben, um den Muth seiner Soldaten zu entflammen, indem er sie daran erinnerte, wie diese Thiere weder für Vaterland, noch für Tempel und Altäre der Götter, noch für Freiheit kämpften, sondern nur darüber, wer Sieger bleibe. Ob nun von diesem ziemlich unwahrscheinlichen Hergang der spätere Festgebrauch herstammte oder von der angeborenen Schaulust der Athener, bleibe dahingestellt. Es gab Leute, die ein Gewerbe daraus machten, die Kampfhähne, unter denen nach Pausanias die von Tanagra und Rhodus die streitbarsten waren, zu ziehen und abzurichten. Die Leute, welche die Thiere dann kauften, behandelten dieselben mit lächerlicher Sorgfalt. Platon sagt hierüber: „Es halten bei uns nicht nur Knaben, sondern auch

manche Aeltere junge Hähne, die sie zu gegenseitigen Kämpfen aufziehen. Jeder nimmt aber im Gewande die kleineren Hähne unter der Achsel in die Hände, die größeren unter den Ellbogen, und pflegt viele Stadien weit spaziren zu gehen, nicht um seiner eigenen Gesundheit willen, sondern wegen des Wohlbefindens der Thiere." Alkibiades vergaß einst bei muthwilligem Geldauswerfen die Wachtel in seinem Gewande. Sie entfloh; die Anwesenden liefen ihr nach, und ein gewisser Antiochos gewann dadurch, daß er sie wieder fing, die besondere Gunst des leichtsinnigen Jünglings. Auch wurden damals schon den Hähnen eherne Sporen angelegt. Vor dem Gefecht pflegte man sie mit Knoblauch zu füttern, um ihre Wuth zu vergrößern, und stellte dann zwei Hähne auf einem runden, mit einem erhöhten Rande versehenen Tische einander gegenüber. Der Siegespreis war entweder Geld oder der Hahn selbst. Den besiegten Thieren pflegte man laut in die Ohren hineinzuschreien, um aus ihrem Gedächtniß das Siegeskrähen des Feindes zu verwischen. Mit den Wachteln machte man sich noch einen besonderen Spaß, indem man ein unserem Hahnenschlagen ähnliches Spiel anstellte. Denn der Wettende tippte dem im Kreise stehenden Wachtelhahn mit dem Zeigefinger auf den Kopf oder rupfte ihn an den Federn, und es kam nun darauf an, ob die Wachtel Stand hielt und sich tapfer wehrte oder Fersengeld gab. Daß die Römer diesem Spiele ebenfalls ergeben waren, bezeugt Plutarch im Leben des Antonius, wo es heißt: „Es geschah aber oft, wenn Cäsar und Antonius Hähne oder zum Kämpfen abgerichtete Wachteln mit einander streiten ließen, daß Cäsars Thiere die Oberhand behielten, worüber Antonius (der im Kampfe eine Vorbedeutung suchte) so bitteren Verdruß empfand, daß er Italien verließ."

Zu den belebtesten geselligen Spielen gaben die Symposien oder Trinkgelage Veranlassung, indem man hierbei in anmuthiger Weise durch heitere Gespräche, fröhliche Scherze und Kurzweil aller Art dem Zusammensein Reiz zu verleihen wußte.

Freilich verstanden diese Kunst hauptsächlich die Griechen. Bei den mit geringerer Beweglichkeit begabten, dickblütigeren Römern tritt der materielle Genuß bei dem Mahle jener geistigen Lust gegenüber bald in den Vordergrund, und die Unterhaltung sank endlich bei ihnen zu völliger Passivität herab, als rauschende Musik, Tänzerinnen, Mimen, Gaukler und Gladiatoren den Gästen die Gelegenheit raubten, ihrem Frohsinne und Humor die Zügel schießen zu lassen. Unter den Unterhaltungen des Konviviums steht das Kottabosspiel obenan, das man, wie das einfache Abschnippen der Aepfelkerne nach der Decke, meist dazu anwendete, um die Liebe oder Abneigung geliebter Personen sich weissagen zu lassen. Es gab vom Kottabos zwei Arten, deren eine ziemlich komplizirt und nicht recht klar ist. Ein Stab oder ein hoher Kandelaber wurde hingestellt, auf dessen Spitze ein Wagebalken mit einer Wagschale schwebte. Unter der Schale stand eine kleine eherne und vergoldete Figur, „Manes" genannt. Die Aufgabe war nun, mit stark gekrümmter Hand und gebogenem Arme den Rest des Weines im Becher so im Bogen zu schleudern, daß er in die Wagschale fiel, und diese, sich auf den Kopf der Erzfigur senkend, ertönte. Zuweilen spritzte man auch den Wein aus dem Munde. Noch erschwert wurde diese Art des Spieles, wenn die Maschinerie auf folgende Weise konstruirt war. Der Horizontalstab trug zwei Wagschalen; unter jeder derselben befand sich ein mit Wasser gefülltes Becken und Manes stand unter dem Niveau des Wassers. Der Rest eines Bechers reichte nun nicht hin, der Schale die nöthige Kraft zu geben, um den im Wasser befindlichen Manes zu berühren. Deshalb wurde hier ein voller Becher ungemischten Traubenblutes genommen. Dionysius, der Eherne, ein elegischer Dichter, stimmt mit dem Gesagten überein, wenn er in einem von Athenäus aufbewahrten Fragmente singt:

„Endlich zum dritten als Wettkampf bacchischen Spiels Dir zu stellen,
Fügen den Kottabos wir, die wir entglühen in Lieb'.

Also gesammt, die Ihr hier seid, leget die Hände geschmeidig
Euerem Becher ins Ohr! Eh' Ihr hinschaut auf die Schal',
Meßt mit den Augen Euch ab den abwärts steigenden Bogen,
Achtend, wie viel sich des Raums dehne zum Kottabos hin."

Auch in dem Epos des den Dionysischen Mythenkreis besingenden Nonnus aus Panopolis spielen Eros und Hymenäos den Kottabos.

Hymenäos zuerst
„ergreifet den Becher und schleudert
Hoch in die Luft das nektarische Naß; doch über das Becken
Wirft er es hin."

Hierauf heißt es von Eros:

„Dann ohne Säumen mißt er den Raum mit untrüglichem Blicke,
Schleudert fern nach dem Ziel den weithin treffenden Tropfen.
Siehe, der Thau des nektarischen Tranks kam stracks und unbeugsam
Aus der Höhe der Luft und schallt' auf den Scheitel des Manes:
Lieblich ertönte das Bild."

Nach der anderen Weise des Spieles schleuderte man die Neige aus der Trinkschale in ein Wassergefäß, in welchem leere Näpfchen und Becherchen schwammen, die durch den hineinspritzenden Wein untersinken sollten. Beim Kottabos, der vorzüglich bei den nächtlichen Kultfeiern den Schlaf vertreiben helfen mußte, wurden für die Sieger auch Belohnungen ausgesetzt, die in Aepfeln, Honigkuchen, Konfekt und Küssen bestanden. Die Sizilier, denen auch die Erfindung zugeschrieben wurde, bauten sich nach Athenäus besondere, zu diesem Spiele eingerichtete Gebäude, worin wahrscheinlich die Spieler aus gleicher Entfernung um den Preis ringen konnten. Uebrigens scheinen die Römer den Kottabos fast gar nicht gekannt, wenigstens nicht sehr kultivirt zu haben.

Eine andere, sehr einfache Unterhaltung suchte man darin, daß man eine Münze auf die Kante stellte, im Kreise wirbelte und mit dem Finger zum Stehen brachte. Die berühmte Hetäre Phryne, von den Griechen als irdische Verkörperung der Aphrodite verehrt, ergötzte sich vorzüglich an diesem Zeitver-

treibe und plünderte damit wahrscheinlich nebenbei ihre Liebhaber. Noch mehr vom Zufalle abhängig war das Gelingen beim Riemenstechen, von welchem der Grammatiker Pollux schreibt: „Das Riemenstechen ist eine labyrinthische Wickelung eines doppelten Riemens, in welchen man einen Pflock (oder Nagel) hineinstecken und dabei die Doppelung treffen mußte. Denn wenn bei der Lösung der Pflock nicht im Riemen stak (also vom Riemen eingeschlossen war und denselben hielt), war der Spieler besiegt.“ Zu dieser Beschreibung paßt das in Deutschland gewöhnliche Spiel vollständig; freilich wird, wie bei diesem, auch im Alterthum schon das Meiste auf die oft betrügliche Gewandtheit dessen angekommen sein, der stechen läßt. Bei den Griechen und noch mehr bei den Römern war ferner das Spiel sehr im Gebrauche, das früher in Deutschland „Fingerlein snellen“, im jetzigen Italien mora heißt. Dabei hatten die beiden Spielenden gleichzeitig und blitzschnell die geballte Faust zu öffnen und die von dem Gegner ausgestreckte Zahl der Finger laut rufend zu errathen. Zuweilen gewann auch derjenige, welcher am schnellsten die meisten Finger ausstreckte. Da eine Kontrole bei diesem immer ohne Aufenthalt sich fortsetzenden Spiele ziemlich schwer, Betrug aber leicht war, so sagten die Römer, um einen grundehrlichen Menschen zu bezeichnen: „Er ist es werth, daß man im Finstern mit ihm Mora spielt.“ Auch nahm man nicht blos zum Zeitvertreib die micatio vor, sondern entschied überhaupt dadurch auf scherzhafte Weise unbedeutende Fragen, so daß sie die Stelle des Looses vertrat. Aber auch bei ernsthaften Gegenständen machte man davon Anwendung. Wenigstens sah sich im Jahre 380 n. Chr. der römische Stadtpräfekt Apronian genöthigt, die Mora beim Viehhandel zu verbieten. „Die Vernunft und Erfahrung lehrt“, heißt es in seinem Edikte, „daß es besser sei, nach Abschaffung der gewohnten micatio das Vieh nach dem Gewichte zu verkaufen, als den Handel dem Abschlusse der Finger zu überlassen.“ Ja, Oktavian ließ nach der

Schlacht bei Aktium zwei seiner Gegner, Vater und Sohn, um das Leben Mora spielen! Der Vater bot aber freiwillig seinen Nacken dem Henker dar, und der Sohn entleibte sich selbst.

Größere Ueberlegung und Uebung erforderten die verschiedenen Brettspiele, deren Erfindung, älter als das den Lydern zugeschriebene Würfelspiel, nach Platon richtig den Aegyptern, nach der allgemeinen Meinung aber dem sinnreichen Weisen und Helden des trojanischen Sagenkreises Palamedes gebührt. Schon die Freier der Penelope belustigten sich im Hause des Odysseus damit. Homer läßt uns aber gänzlich im Unklaren über die Anwendung der Brettsteine, und wenn nach Athenäus der im ersten Jahrhunderte n. Chr. lebende alexandrinische Gelehrte Apion von einem Ithakesier erfahren haben wollte, von welcher Einrichtung das Spiel der Freier gewesen, so mag wol damals der Wißbegierde des Forschers mit einer Ente neuer Erfindung gedient worden sein. Auch verlor ja durch seine Beschreibung das Spiel den Charakter des Brettspieles. Die 108 Freier stellten nämlich eben so viele Steine einander gegenüber, so daß auf jeder Seite 54 standen. In der Mitte blieb ein kleiner leerer Raum, auf den ein Stein, welchen man Penelope nannte, gesetzt wurde. Nach diesem warf der Freier, den das Loos getroffen hatte, mit seinem Stein. Traf er die Penelope und schnellte sie von der Stelle, so stellte er seinen Stein an die Stelle derselben; dann nahm er die Penelope und warf von der Stelle aus, wo sie lag, nach seinem jetzt in der Mitte stehenden Stein. Traf er nun, ohne einen anderen Stein zu berühren, so hatte er die gerechteste Hoffnung, die Braut heimzuführen. Apion wußte sogar, daß Eurymachos die meiste Geschicklichkeit in dem Penelopespiel entwickelt hatte! Von den späteren griechischen Brettspielen werden zwei Arten genannt. Die ältere, einfachere, wie sie vielleicht Palamedes bereits in Aulis mit Protesilaos spielte, ist für uns gänzlich unklar, da die Berichterstatter selbst über dieselbe schlecht unterrichtet gewesen zu sein scheinen. Nur



so viel ist sicher, daß die Spieler auf einer durch fünf Linien getheilten Tafel mit je fünf Steinen gegen einander operirten und daß eine sechste Linie, die „heilige“ genannt, jene quer durchschnitt. Eine etwas deutlichere Vorstellung geben die griechischen Autoren vom sogenannten Städtespiel. Pollux sagt hierüber: „Zu dem Spiel mit vielen Steinen gehört eine viereckige Tafel, die durch Linien in Felder eingetheilt ist. Die Tafel heißt Stadt, jeder Stein aber Hund. Während nun die gleichfarbigen Steine nach ihrer Farbe in zwei Theile zerfallen, besteht die Kunst des Spieles darin, durch Einschließung vermittelst zweier gleichfarbiger Steine einen anders gefärbten wegzunehmen.“ Aber nicht blos das Brett führte den Namen „Stadt“, sondern auch die einzelnen Felder. Das Ziehen der Steine, das Zurückziehen oder Zurücknehmen des Zuges, das Vorgeben eines oder mehrerer Steine, das Verändern der Stellung wird häufig erwähnt. Die Hauptkunst lag aber darin, den Gegner dahin zu bringen, daß er nicht mehr ziehen konnte. So sagt in dem Buche Platons über den Staat Adimantos zu Sokrates: „Es geht allen, die Dich anhören, so, daß sie Deinen Worten endlich nichts mehr entgegnen können, und wie die des Brettspiels Unerfahrenen von den geschickten Spielern endlich abgesperrt werden und keinen Zug mehr haben, so geschieht ihnen auch, aber bei einem anderen Brettspiele, das nicht mit Steinen, sondern mit Worten geführt wird.“ Derselbe Philosoph erwähnt auch an einer anderen Stelle, daß unter 1000 Männern keineswegs 50 gute Brettspieler wären, und weist damit deutlich auf die Schwierigkeit des Spieles hin.

Viel klarer wird das Spiel, wenn man es mit dem römischen Soldaten- oder Belagerungsspiel zusammenhält, das von dem griechischen Städtespiel eigentlich gar nicht verschieden war und nur seinen Namen von den Steinen (latrunculi) hergenommen hatte. Auch hier war die Tafel in quadratische Felder getheilt, die durch horizontale und vertikale Linienreihen gebildet wurden. Die Steine (wie es scheint, auf jeder Seite 30)

waren gewöhnlich aus Glas, daher das Spiel auch „ein gläserner Krieg" genannt wird, aber auch aus Elfenbein und Wachs. Die zwei verschiedenen Farben waren entweder Schwarz und Weiß, oder Roth und Weiß. Wichtig ist ferner, daß sich aus einigen Andeutungen eine Verschiedenheit hinsichtlich der Geltung der Steine ergiebt. Isidorus in seinem bereits erwähnten Werke berichtet: „Die Steine bewegen sich theils in einer einzigen Richtung, theils in verschiedenen. Deshalb nennt man die einen ordinarii (gleichsam in einer Reihe fortrückende), die anderen vagi (unstäte)." Ob nun aber diese Bewegung der zweiten Klasse der der Königin oder des Springers im Schachspiel entsprochen habe, darüber geben die Quellen keine weitere Auskunft, und alle Behauptungen, die darüber aufgestellt worden sind, haben nur den Werth von Vermuthungen. Wahrscheinlich hatten alle Steine, die latrunculi oder latrones im spezielleren Sinne hießen und den Offizieren des Schachspiels entsprachen, dieselbe vielseitige Bewegung, und die ordinarii Isidors sind am Ende weiter nichts als die anderwärts erwähnten mandrae, Steine, welche, vor den anderen stehend, wie die Bauern im Schache, nach Art der alten Wagenburgen, ein Hemmniß, eine Art Verschanzung gegen den Feind gebildet zu haben scheinen. Ihre Verschiedenheit von den übrigen Steinen erhellt deutlich aus Martial, wenn er, seinen Freund Paulus beglückwünschend, auch hinzufügt: „So magst Du besiegen den Publius und Novius (wahrscheinlich zwei renommirte Brettspieler), nachdem Du sie durch mandrae und gläserne Soldaten eingeschlossen." Nur nach diesen zwei Klassen unterschieden sich wol auch die Steine in ihrem Aeußeren, während sich sonst keine Andeutung über eine weitere gestaltliche Gliederung der Soldatensteine nach verschiedenen Verrichtungen auffinden läßt. Von Nero erzählt zwar Sueton, er habe im Anfange seiner Regirung täglich mit elfenbeinernen Viergespannen Brett gespielt; aber wahrscheinlich hatte er sich eben an Stelle der latrunculi kleine Quadrigen verfertigen

lassen. Am belehrendsten ist eine Schilderung des Spieles bei Salejus Bassus, einem Dichter aus der Zeit Vespasians:

„Wenn es vielleicht Dich ergötzt, von der Last des Studirens ermattet,
Dennoch zu feiern nicht ganz und kunstreiche Spiele zu treiben,
Wird auf der Fläche der Tafel der Brettstein sinnig gewechselt
Und es entbrennet der Krieg in der Schaar krystallener Kämpfer,
Daß fest ziehe den schwärzlichen Stein bald der weiße, bald rückwärts.
Wer aber hielte Dir Stand? oder unter Dir wer gab den Rücken
Preis und erregt' nicht dem Feind selbst untergehend Verderben?
Kundig verschlagener Taktik kämpft Deine Schaar; den Verfolger
Selbst rafft jener dahin auf der Flucht; aus weiter Entfernung
Naht der auf Wacht dort stand; hier waget den Streit zu bestehen
Einer betrügend den Feind, der die Beut' zu erhaschen gedenket.
Jener erheuchelt Verzug und dem unziehbaren geähnelt
Andere fesselt er zwei; hochstrebend ein Steinchen dort ausrückt,
Schnell nach durchbrochener Schanz' zu bestürmen die feindlichen Reihen.
Niederzuwerfen den Wall, zu verheeren das feste Gemäuer.
Während indessen die Schlacht entflammt von wüthender Kampfslust
In der geschnitzten Armee: Du selbst mit gefülleter Phalanx
Siegest doch, oder beraubt vielleicht nur weniger Krieger,
Und der Gefangenen Schwarm umspannen die Hände Dir klappernd."

Sowol diese als andere Belegstellen ergeben hinsichtlich des Verlaufes kein anderes Resultat, als das beim griechischen Städtespiele gefundene. Man mußte eben den Mitspielenden durch Wegnahme von Steinen schwächen und endlich durch Sperrung matt setzen. Die Steine schlugen und bewegten sich vor- und rückwärts, und geschlagen wurde der Stein, der von zwei gegnerischen eingeschlossen wurde. Daher war es Regel, den einzelnen Stein nicht zu weit vorrücken zu lassen, und Ovid warnt wohlmeinend:

„Mag der bunte Soldat die Straße marschiren geradaus!
Umkommt jeglicher Stein mitten in doppeltem Feind.
Mag er sich lieber zu folgen bequemen und rufen den Vormann,
Daß er nicht ohne Genoß gehe auf sicherer Flucht."

Je weniger Steine der Sieger verloren hatte, desto glorreicher war der Sieg, und welche Wichtigkeit man diesem beilegte, mit welchem Ernste überhaupt sich ächte Brettspieler in

die Situation vertieften, erkennt man aus einer von Seneka als Beispiel von Seelenruhe mitgetheilten Anekdote, die lebhaft an die Fassung erinnert, mit welcher der sächsische Kurfürst Johann Friedrich nach der Mühlberger Schlacht beim Schachspiele die Nachricht von seinem Todesurtheile empfing. Canus Julius, der das Mißfallen Kaligula's auf sich gezogen hatte, spielte gerade das Belagerungsspiel, als ein Hauptmann mit Wache eintrat und ihm gebot, sich auf den Weg zur Hinrichtung zu machen. Da zählte er ruhig seine Steine und sagte zu seinem Mitspieler: „Hüte Dich, nach meinem Tode zu lügen, daß Du gesiegt habest!" und dem Hauptmanne zuwinkend setzte er hinzu: „Du wirst mir bezeugen, daß ich einen Stein voraus habe!" — Der militärische Charakter des Spieles zeigt sich auch darin, daß der Sieger Imperator genannt wurde. So erzählt Vopiskus, der Usurpator Prokulus sei zehnmal hinter einander beim Brettspiele während eines Trinkgelages Imperator geworden, und endlich habe ihm ein Spaßvogel ein Purpurtuch über die Schultern geworfen und ihm, wie dem Kaiser, seine Verehrung bezeigt. Ovid giebt hinsichtlich dieses Spieles, ebenso wie beim Würfeln, den schlauen Rath, den Damen gegenüber sich besiegen zu lassen, wenn man Gunst erwerben wolle

„Wenn zum Scheine des Kriegshandwerks auf dem Brette der Stein rückt,
Laß von dem gläsernen Feind' schlagen Dein eigenes Heer."

Gute Spieler erregten Bewunderung; dennoch sagt Seneka tadelnd: „Wir treiben das Brettspiel; in überflüssigen Dingen nutzen wir unsern Scharfsinn ab."

Ein anderes Brettspiel, das die Römer das Zwölflinienspiel nannten, wurde auf der anderen Seite der Spieltafel, die dort durch 12 in der Mitte getheilte Linien in 24 Felder zerfiel, mit 15 weißen und ebensoviel schwarzen Steinen gespielt, und kam insofern unserem Puffspiel sehr nahe, als die Züge sich nicht nach der bloßen Berechnung des Verstandes richteten, sondern durch die Würfel bestimmt wurden. Im Hause des Petron'schen Trimalchio war die Tafel aus Terpentinbaumholz,

die Würfel aus Krystall. Anstatt der Steine dienten silberne und goldene Münzen. Ein anderes, unserer Mühle sehr nahekommendes Spiel meint Ovid, wenn er sagt:

„Ferner giebt es ein Spiel, das geordnet nach niedlichen Strichen,
Gleichend den Monden an Zahl, welche durchlaufen das Jahr.
Steinchen je drei faßt jegliche Seite des kleinen Getäfels,
Sie aneinander zu reih'n nennet man sicheren Sieg."

Der schon genannte Scävola zeichnete sich auch im Zwölflinienspiel aus, und war dabei so ehrgeizig, daß er nach Quintilian einst, als er zwar den ersten Zug ins feindliche Lager gethan hatte, aber doch geschlagen worden war, auf dem Wege nach seiner Villa die ganze Reihe der Züge im Gedächtniß wiederholte, und als es ihm eingefallen war, bei welchem Wurfe er sich geirrt hatte, zu seinem Mitspieler zurückkehrte und denselben von der Richtigkeit seiner Angabe überzeugte. Ein altes Epigramm kennzeichnet das Spiel also:

„Dort an dem Rande des Bretts ein Thurm in Urnengestalt steht,
Welcher die Würfel auswirft über die Stufen hinab.
Nach ihrem Fall' ausrücken die Steine sich feindlich begegnend;
Wechselnd lächelt das Glück beiden im eisernden Kampf."

Eine Unterhaltung, die den Verstand übte, aber zugleich geeigneter war, die allgemeine Stimmung der Gesellschaft zu heben und zur Heiterkeit zu reizen, fanden die Griechen ferner in der Auflösung witziger Räthsel und dunkler Griphen. Man verlangte z. B. einen Fisch, eine Pflanze, u. dgl. genannt, deren Namen mit einem bestimmten Buchstaben begannen, Eigennamen, die mit bestimmten Sylben anfingen oder endigten, Götternamen enthielten oder nicht u. s. w. Man stellte die Forderung, Verse zu rezitiren, die mit einem bestimmten Buchstaben begannen und schlossen, oder in denen ein Buchstabe, besonders das S nicht vorkam, deren Anfangs- und Endsylbe zusammen einen Namen, ein Gefäß, ein Instrument, eine Speise bezeichneten. Hier kam es also darauf an, so schnell als möglich die Worte zu finden, welche in metrischer Form den

gestellten Bedingungen entsprachen, und eine Hauptrolle bei der Lösung fiel natürlich dem Gedächtniß zu. Von den eigentlichen Räthseln, die in ihrer verfänglichen Weise den Scharfsinn übten, haben sich noch manche erhalten, wenn auch die 3000 Lieder und Griphen des rhodischen Tyrannen Kleobulos und die hexametrischen Räthsel seiner Tochter Kleobuline bis auf einige Reste verloren gegangen sind. Wir begnügen uns hier mit wenigen Proben. Zu den ältesten Griphen zählt Athenäus folgende: „Was ist dasselbe nirgend und überall?“ (Zeit.) „Was ist dasselbe im Himmel, auf der Erde und im Meere?“ (Bär, Schlange und Hund.) „Was lehren wir, ohne es zu wissen?“ (Daß wir Seelen haben.) Allgemein bekannt und nach Platon ein Kinderräthsel war ferner die Aufgabe: „Ein Mann, der kein Mann war, warf einen Vogel und doch keinen Vogel, der auf einem Holze und doch keinem Holze saß, mit einem Stein, der doch kein Stein war.“ (Eunuch, Fledermaus, Pfriemenkraut, Bimsstein); oder das Räthsel des Kleobulos:

„Einem Erzeuger der Söhne sind zwölf und jedem derselben
Dreißig Kinder gehören mit doppelt gestaltetem Antlitz;
Denn bald blendendes Licht, bald wiederum decket sie Schwärze.
Und sie vergehen zumal und besitzen doch ewiges Leben.“

Geistreich ist die den Schatten bezeichnende Nachahmung des Sphinxräthsels vom tragischen Dichter Theodektes:

„Weder das Land nährt solches Geschöpf noch die Tiefe der Meerfluth
Noch auch ähnelt sein Bau in dem Wachsthum sterblichen Gliedern;
Sondern im Werden sogleich und Entstehen ist es am größten,
Klein in der Blüthe der Kraft; beim Nahen des schwächenden Alters
Größer denn alles zuvor an Gestaltung und Höhe und Umfang.“

Der Preis für die Lösung der Aufgabe und die Strafe für die Unfähigkeit im Errathen waren verschieden und hingen von Uebereinkunft der Gesellschaft ab. Kränze, Fleischportionen, Kuchen, Bänder, auch wol Küsse belohnten die glücklichen Finder. Wer die ihm zugefallene Nuß nicht zu knacken vermochte, verfiel in allerhand lächerliche Bußen; er mußte z. B. etwas Ehren-



rühriges von sich ausrufen, oder die Flötenspielerin dreimal ums Haus herumtragen, oder nackt tanzen, oder sich, wenn er ein Kahlkopf war, kämmen u. s. w. Am häufigsten aber wurde ihm ein bestimmtes Maaß Wein zudiktirt, das in späterer Zeit entweder ungemischt war oder auch einen Zusatz von Salzwasser bekam, und in einem Zuge, ohne Athem zu holen, ausgetrunken werden mußte.

Im Gegensatze zu den zuletzt genannten, die Sammlung der geistigen Kräfte erheischenden Spielen, sagte den Trinkern wol oft mehr das mit der trüglichen Hoffnung auf Gewinn verbundene Würfelspiel zu, das besonders zu Rom mit einer Leidenschaft geübt wurde, die dem Treiben in den modernen Spielhöllen nicht nachsteht, und sich durch die schärfsten Verbote nicht bannen ließ. Es gab im Alterthume zweierlei Würfel. Die einen glichen ganz unseren sechsseitigen, mit 1—6 Augen bezeichneten; die anderen sind weiter nichts als die bereits erwähnten, ursprünglich aus Thierknöcheln gefertigten Astragalen. Diese haben vier Längenseiten, zwei breite, von denen die eine konvex, die andere konkav ist, und zwei schmale, deren eine wieder etwas eingedrückt, die andere voller. Beim Wurfe kam der Astragalos natürlich am häufigsten auf eine der beiden breiten Längenseiten zu liegen, oder auf die schmale volle, am seltensten auf die schmale eingedrückte, weshalb gerade dies der beste Wurf war. Die zwei spitzen Enden des Knöchels kamen gar nicht in Betracht, da er wieder umfiel, auch wenn er einmal auf der einen flachen Seite stand. Die vier Hauptseiten waren nicht mit Zahlen bezeichnet und allgemein galt die volle Schmalseite 1, die eingedrückte 6, die beiden Breitseiten 3 und 4, so daß also 2 und 5 fehlten. Die Namen der Würfe, von denen die griechischen Grammatiker 64 enthalten, rühren von Göttern, Heroen, Königen, Hetären und besonderen Vorfällen her. Bei dem Astragalenspiel, wobei es 35 Variationen des Wurfes gab, gebrauchte man vier, bei dem Spiel mit unseren Würfeln drei Würfel. Der höchste und glücklichste

Wurf hieß der Venus- oder Aphroditewurf, oder auch „der königliche", weil der Präses des Konviviums durch denselben bestimmt zu werden pflegte. Er entstand beim Astragalenspiel, wenn die 4 Knöchel verschiedene Nummern, also 1, 3, 4, 6 zeigten; beim zweiten Spiele, wenn bei allen drei Würfeln die Sechs oben zu liegen kam. Der schlechteste Wurf, Hundswurf benannt, wurde durch die ausschließliche Eins auf allen Würfeln gebildet. Deshalb schreibt Martial zu elfenbeinernen Astragalen als Devise:

„Wenn Dir keiner der Würfel dasselbe Gesicht zugekehret,
Groß das Geschenk alsdann nennest Du, das Du empfahn."

Dagegen klagt Properz:

„Während ich suchte im Spiel der Würfel zu haschen die Venus,
„Immer nur, bringend Verlust, sprangen die Hunde hervor."

Uebrigens scheint es, als ob bei dem Astragalenspiele wol zuweilen, wie stets beim eigentlichen Würfelspiele, der Werth des Wurfs nach der Zahl der Augen bestimmt worden sei, aber meistentheils sich doch nach der besonderen Konstellation der vier Nummern gerichtet habe. So bedeutete der Wurf „Euripides" 40, während doch der höher geltende Venuswurf den Augen nach blos 14 zählte! — Es gab auch falsche Würfel, und im königlichen Museum zu Berlin werden zwei dergleichen aufbewahrt, deren einer die Vier doppelt zeigt, der andere offenbar einst mit Blei ausgegossen war. Auch erwähnt bereits Aristoteles der Kunst, die leichtere Seite der ausgegossenen Würfel nach sich gekehrt zu halten, so daß dann beim Umdrehen des Würfels diejenige Zahl nach oben kam, die man in der Hand nach oben gehalten hatte.

Um allen Betrug zu verhindern, bediente man sich darum des schon genannten thurmähnlichen Würfelbechers, der unten weiter als oben und inwendig mit stufenförmigen Absätzen ringsum versehen war, über welche die Würfel beim Ausschütten sich recht oft herumdrehen mußten. Horaz gedenkt als Beispiel der Beharrlichkeit im Laster des Wüstlings Volanerius, der sich,



nachdem ihm ein wohlverdientes Chiragra den Gebrauch der Hände geraubt, um Tagelohn Jemand miethete, welcher für ihn die Würfel auflas und in den Würfelbecher warf! Während der Spieler den hölzernen oder elfenbeinernen Becher schüttelte, pflegte er den Namen seiner Geliebten oder den einer Gottheit anzurufen. So sagt der Parasit in den „Gefangenen" des Plautus: „Denn wenn beim Mahl ein junger Kauz die Würfel wirft, so ruft er die Geliebte an;" und im „Curculio" erzählt der Held des Stückes: „Nachdem wir gegessen und getrunken hatten, verlangt der Soldat Würfel und fordert mich zum Spiele auf. Ich setze meinen Mantel, er setzt dagegen seinen Ring und ruft die Planesium an. Er wirft vier Geier. Ich raffe die Würfel auf, rufe den Herkules an und werfe den Königswurf." Diese Art, das Glück zu versuchen, war also sehr kurz und einfach. Ein Partiespiel mit Einsätzen beschreibt uns der Kaiser Augustus in einem von Sueton aufbewahrten Briefe an Tiberius: „Während der Tafel machten wir Alten ein Würfelspiel nach unserer Weise, gestern sowol wie heute. Wer einen Hund oder eine Sechs geworfen hatte, zahlte für jeden Würfel einen Denar in die Kasse, und wer einen Venuswurf that, zog Alles ein." Gefährlicher als diese Spielart war das wirkliche Pointiren, wo sich Gewinn und Verlust nach der Zahl der Augen richtete. Nero spielte den Point zu 400,000 Sesterzen (29,000 Rthlr.)! — Weder bei Griechen noch bei Römern hatte der Name „Spieler" einen besseren Klang als bei uns. Cicero und Juvenal stellen ihn gleich neben den Ehebrecher. Nur alten Leuten sah man das Würfeln als Zeitvertreib nach, und Cicero selbst sagt: „Die jüngeren Leute mögen die Waffen, die Pferde, das Ballspiel, die Uebungen im Schwimmen und Laufen für sich behalten, uns Alten aber von vielen Spielen nur die Astragalen und Würfel lassen; und auch hierin steht ihnen die Wahl frei, weil das Greisenalter ohne beide glücklich sein kann." Und so war es auch bei den Hellenen; denn in der „Medea" des Euripides heißt es:

„Ich hörte Jemand sagen, unbemerkt von ihm,
Am Orte, wo zum Würfelspiel die Greise sich
Hinlagern, um Peirenes hochberühmten Born.“

Als besonderen Liebhaber des Würfelspiels zeigte sich der Triumvir Antonius, dem Cicero vorwirft, daß er einem seiner Mitspieler, einem nichtswürdigen Menschen, der sich nicht gescheut hätte, selbst auf dem Markte zu würfeln, und der auch des Spieles wegen verurtheilt worden wäre, zur Kassation des Urtheiles verholfen habe. Der Kaiser Augustus fand am Würfeln besonderes Vergnügen, und da er nicht blos an Feiertagen, wo das Spielen gewöhnlicher war, sondern auch an Werkeltagen spielte, so entging er dem Tadel nicht und bei Sueton findet sich das Epigramm auf ihn:

„Nachdem er zweimal seine Flott' verlor besiegt,
Um einmal doch zu siegen, spielt er Würfel stets.“

Ihm scheint dies aber wenig Kummer gemacht zu haben, denn in einem anderen Briefe an Tiberius schreibt er: „Wir haben das Quinquatrusfest sehr vergnügt gefeiert. Denn wir haben alle Tage gespielt und das Würfelbrett recht warm erhalten. Dein Bruder erhob einen großen Lärm. Am Ende verlor er doch so viel nicht, sondern erholte sich wider alles Vermuthen nach und nach von seinem großen Verluste. Ich für meinen Theil verlor 20,000 Sesterzen (1450 Rthlr.). Das kam aber daher, daß ich, wie gewöhnlich, zu freigebig war. Denn hätte ich alle Sätze, die ich nachließ, eingefordert, oder hätte ich behalten, was ich verschenkte, so konnte ich an 50,000 Sesterzen gewinnen. Aber es ist so besser; denn meine Freigebigkeit wird mir göttlichen Nachruhm verschaffen.“ Aehnlich machte es der ostgothische König Theoderich, der seinen Spielgewinn unter die Diener vertheilte. Das Ungeheuer Kaligula verschmähte weder Lug noch Meineid, um beim Würfelspiel zu profitiren, und einst, als er kein Geld hatte, übergab er einem Anderen seine Partie, ging vor die Thüre und ließ zwei römische Ritter, die vorübergingen, ergreifen und ihre



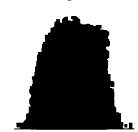
Güter konfisziren. Triumphirend kehrte er dann zurück und rühmte sich, nie einen glücklicheren Wurf gethan zu haben. Am leidenschaftlichsten liebte der Kaiser Klaudius das Würfeln, der sogar ein Buch darüber schrieb, das leider verloren gegangen ist, und Einrichtungen treffen ließ, daß er in der Sänfte und im Wagen ungestört spielen konnte. Darum hebt auch Seneka in der satirischen Spottschrift auf Klaudius diese Vorliebe stark hervor. Nicht blos beklagen die Spieler seinen Tod, sondern der Todtenrichter Aeakus läßt ihn auch endlich zur Strafe ewig vergebliches Würfelspiel treiben. Denn so oft er den Becher schüttelt und werfen will, entfliehen die Würfel seinen Händen und so hascht er immer umsonst nach ihnen. Der Schlemmer Vitellius hatte vor seiner Herrschaft sowol dem Klaudius als dem Nero Gesellschaft beim Hasard geleistet. Auch Domitian würfelte oft schon am Vormittage, Kommodus trieb das Faro eifrig, und Aelius Verus, der lüderliche Adoptivsohn des edeln Antoninus, spielte ganze Nächte hindurch. Unter solchen Regenten schwiegen wol auch die Gesetze, und überhaupt war die Spielwuth in der späteren Kaiserzeit nicht im Abnehmen begriffen. Ammian geißelt die Römer des 4. Jahrhunderts deshalb, und die Kirchenväter rechnen die Würfel zu den Erfindungen des Teufels.*

In Konstantinopel kam inzwischen ein neues Hasardspiel, unserer Roulette ähnlich, auf, das man „hölzerne Pferde" nannte. In einem hölzernen Gestelle, das mit Stufen versehen war und in der Mitte verschiedene Löcher hatte, wurden von oben herab vier Kugeln, mit den vier Farben der Cirkusparteien bemalt, geworfen. Man wettete nun, welche Kugel zuerst aus dem untersten Loche herauskommen würde. Wie ungeheure Summen auch Privatleute verspielten, erhellt aus Juvenals Worten: „Hat wol je eine größere Spielwuth die Gemüther besessen? Man geht nicht mehr mit der Börse zum Tische Fortunas, sondern spielt bei offenen Geldkassen. Welche Gefechte erblickt man dann, bei denen der Kassirer den Schild=

knappen macht! Ist es gewöhnlicher Wahnsinn, 100,000 Sesterzen zu verlieren und dem frierenden Sklaven das Kleid zu verweigern?" Auch bei Lukian antwortet Saturn auf die Frage, ob schon zu seiner Zeit das Würfeln unter den Menschen Sitte gewesen: „Ja wohl! aber nicht um Talente und Myriaden wie bei Euch, sondern höchstens um Nüsse." Wann in Rom durch Gesetz das Hasardspiel untersagt worden sei, ist unbestimmt, ebenso wie der Name des Gesetzes. Aber schon bei Plautus wird es erwähnt, und die Verurtheilung des Dentikula zu Ciceros Zeit spricht für seine Aufrechthaltung. Es war in demselben das Würfeln nur bei Tische erlaubt und sonst zum Scherze um Nüsse und Lupinenkerne, die überhaupt für Marken galten; außerdem nur an den Saturnalien. Dem Uebertreter des Gesetzes war als Strafe die Zahlung des vierfachen Betrages angedroht, und der Richter nahm außerdem keine Klage von demjenigen an, bei dem gespielt worden war, selbst wenn man ihn dabei geschlagen und bestohlen hatte. Dagegen bestrafte er diejenigen, welche Andere zum Mitspielen gezwungen hatten. Die Spielfreiheit an den Saturnalien wurde reichlich benutzt und war vielen Reichen verderblich. Nennt doch Martial den Würfelbecher „den Beherrscher des sicheltragenden Greises!" Der Kaiser Justinian verschärfte das Gesetz dadurch, daß er selbst nach 30 Jahren noch gestattete, das verlorene Geld zurückzufordern. Bei Wetten in körperlichen Uebungsspielen erlaubte er Geld zu setzen, aber nie mehr als ein Goldstück.

Diejenigen Orte, wo das verbotene Hasard am häufigsten getrieben wurde, waren die Verstecke der Garküchen oder Popinen, wohin die vornehmen Wüstlinge mit verhülltem Haupte gingen, und wo Sklaven, Bootsknechte und Gesindel aller Art verkehrte. Die Aedilen beaufsichtigten diese Spelunken, und so sagt Martial nach Ablauf der Saturnalien:

„Verrathen durch den Klang des Würfelbechers,
Hervorgezogen aus verborgner Kneipe,
Fleht lallend den Aedilen an der Spieler."



In Athen soll ursprünglich bei dem Tempel der Athene Skiras oder in demselben der gewöhnliche Versammlungsort der Würfelspieler gewesen sein. Später trieb man das Spiel in Häusern, die eben so verrufen waren, wie die römischen Popinen. Der Redner Aeschines erzählt in einer Rede, daß eine Bande betrunkener Leute in ein solches Haus des Nachts eingebrochen sei. „Sie zertrümmerten das Hausgeräth," sagt er, „warfen die Würfel und Würfelbecher und anderes dazu gehörige Werkzeug auf die Straße, tödteten die Wachteln und Hähne, die der Gastwirth sich hielt, und mißhandelten ihn selbst."

Ein unserer Lotterie ähnliches Spiel führte Augustus zur Belustigung seiner Gäste bei Tafel ein, indem er Dinge von sehr ungleichem Werthe und umgekehrt hingelegte Gemälde zu verkaufen pflegte. Durch den unsicheren Zufall täuschte er dann entweder die Hoffnung der Käufer oder erfüllte sie. Es bot immer eine Tischreihe zusammen und theilte dann den Gewinn oder Verlust. Von Elagabal erzählt der Biograph Lampridius, daß er umgekehrt die Loose beim Gastmahl, deren Nummern sich auf den Löffeln befanden, so einrichtete, daß der Eine ihm zehn Kameele, ein Anderer zehn Fliegen, ein Dritter zehn Pfund Gold, ein Vierter eben so viel Blei, ein Fünfter zehn Strauße, ein Anderer zehn Hühnereier zu liefern hatte!

VI.

Die Parasiten und Hofnarren.

Die große Familie der Narren ist so alt als das Menschengeschlecht und gedeiht unter jedem Himmelsstriche. Es muß jedoch als Zeichen der Zeit, als kulturhistorisches Merkmal gelten, wenn in irgend einer Periode die Narrheit zunftmäßig auftritt, wenn Possenreißer und Lustigmacher an den Tafeln der Reichen, in der Umgebung der Fürsten nicht fehlen dürfen, um theils passiv in wirklichem oder erheucheltem Blödsinne als Zielscheiben übermüthigen Spottes zu dienen, theils aktiv vermöge angeborenen Witzes und Talentes von dem Privilegium der Straflosigkeit auf Kosten ihrer Herren und Gönner Gebrauch zu machen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Erscheinung größtentheils entweder von einer noch rohen, unentwickelten Kulturstufe oder von einer in Folge von Ueberfeinerung, Blasirtheit und Entsittlichung einreißenden Barbarei Zeugniß giebt, wenn auch zuweilen, wie z. B. bei den Römern, ein allgemeiner Hang zur Bouffonnerie der Sache Vorschub leistet. Bei den Griechen soll der Lustspieldichter Alexis in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. zuerst den Parasiten als Charakterfigur auf die Bühne gebracht haben, und es beweist dies hinlänglich, daß Leute dieses Schlages damals im gewöhnlichen

Leben längst sich eingebürgert hatten. Auch entsprach sicherlich ihr Auftreten in der Wirklichkeit so ziemlich dem ihrer karrikirten Spiegelbilder in der Komödie. In früherer Zeit hatte der Name „Parasit" keineswegs eine ehrenrührige Bedeutung. Man nannte so theils eine Priesterklasse, welche gemeinschaftliche Mahlzeiten zu Ehren eines Gottes feierte, theils überhaupt Leute, welche auf öffentliche Kosten gespeist wurden. Freilich lag es nun nahe, diesen Namen dem ganzen Gewerbe der ungebetenen und doch überall sich eindrängenden Tischgenossen zu ertheilen, die später handwerksmäßig für Befriedigung ihrer Hungerleiderei und Lüsternheit die Lachnerven der reichen Leute kitzelten.

Xenophon hat in seinem „Gastmahle" das Gebahren eines solchen Lustigmachers in folgenden Zügen geschildert. Als die Gäste im Hause des reichen Kallias schon beim Mahle saßen, hörte man stark an die Hausthüre klopfen, und bald meldete der Thürhüter, Philippos, der Lustigmacher, sei draußen und sage, er komme ausgestattet mit Allem, was dazu gehöre, um an einem fremden Mahle theilnehmen zu können, und sein Diener sei ganz müde, weil er nichts zu tragen habe und noch ohne Frühstück sei. Kaum hatte nun der Hausherr die Erlaubniß gegeben, so stand der Angemeldete auch bereits auf der Schwelle und führte sich mit den Worten ein: „Ich bin, wie Ihr wißt, der Spaßmacher Philippos und erscheine gern, weil ich glaube, daß es lustiger ist, uneingeladen zu Tische zu kommen, als eingeladen." Nachdem er nun den ihm zukommenden untersten Platz eingenommen hatte, versuchte er es, wiewol vergeblich, durch seine Witze die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, hörte endlich auf zu essen und verhüllte sich seufzend und stöhnend das Haupt. Ueber den Grund seiner Verzweiflung befragt, sagte er mit weinerlicher Stimme: Durch das Schwinden des Gelächters aus dem Leben sei seine Existenz im höchsten Grade gefährdet; denn Niemand werde ihn nun mehr zu sich einladen. Lachend trösteten ihn hierauf die Anwesenden, und schließlich ließ er sich bereden, seinem Appetit weiter Genüge zu leisten.

Hier erscheint also der Parasit in der Gesellschaft eines Sokrates und Antisthenes mehr als geduldete, denn als nothwendige Beigabe des Mahles, und man sieht es ihm an, daß ihm nicht recht behaglich zu Muthe ist. An anderen Orten fand er freilich einen besseren Spielraum. In den „Gefangenen" des Plautus sagt der Schmarotzer Ergasilus: „Wir ernähren uns beständig, wie die Mäuse, von fremder Kost. Wenn sich freilich die Leute Feiertage machen und auf's Land begeben, so haben auch unsere Zähne Feiertage. Alsdann gleichen wir den Windspielen; nach und nach aber, wenn die Leute in die Stadt zurückkommen, werden wir wieder zu dicken und verdrießlichen Bullenbeißern. Es wird auch hier allmählich ganz aus mit uns; wer nicht Ohrfeigen leiden und sich Schüsseln auf dem Kopfe zerschlagen lassen kann, der mag nur den Sack nehmen und vor's Thor betteln gehen!" Und der berühmte griechische Komiker Antiphanes läßt Einen dieses Schlages von sich rühmen: „Meinen Charakter kennst Du; Stolz wohnt nicht in mir, sondern ich bin für meine Freunde ein Klotz beim Schlägebekommen, ein Donnerkeil beim Zuschlagen, ein Sturmwind beim Hinauswerfen, ein Strick beim Würgen, ein Erdbeben beim Thüraufsprengen, eine Heuschrecke beim Hineinspringen; ich speise ungerufen mit, wie eine Fliege; ich gehe nie aus, wie ein Brunnen; ich erdrossele, morde, zeuge, ohne mich zu bedenken. Und um deswillen nennen mich die Jüngeren den Wetterstrahl." Beinamen dieser Art zierten überhaupt die Koryphäen der Schmarotzerkunst; gewöhnlich waren sie aber der Fertigkeit ihrer Kauwerkzeuge entlehnt, wie z. B. Kinnbacken, Scharfzahn, Schinkensäbler.

Ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort waren die Bäder und der Markt. Dort drängten sie sich an ihre Kunden; ihre feinen Nasen spürten jedes Familienfest und größere Mahl auf, und dann konnte sie, wie Plutarch sagt, weder Feuer noch Eisen, noch Erz abhalten, ins Haus zu treten. Recht drollig gesteht der Parasit bei Diphilos: „Wenn ich zur Mahlzeit eines



reichen Mannes gehe, betrachte ich weder die schöne Säulenstellung, noch die prächtige Decke, noch prüfe ich die korinthischen Gefäße: unverwandten Blickes schaue ich auf den Rauch der Küche; wenn derselbe dickqualmend sich gerade emporwälzt, dann freue ich mich und frohlocke; wenn er aber schief und dünn hinaufzieht, dann merke ich, daß zu dieser Mahlzeit nicht einmal Blut vergossen ward." Ihre Unverschämtheit hielt in allen Verlegenheiten Stich. Als sich einst ein gewisser Chärephon bei einem Hochzeitsmahle uneingeladen eingefunden und den letzten Platz eingenommen hatte, wollten die Polizeibeamten, welche über die gesetzmäßige Zahl der Hochzeitsgäste zu wachen hatten, ihn entfernen. Er aber sprach ruhig: „Zählt nur noch einmal, aber fangt bei mir an!" Als beim Könige Ptolemäos Philopator von Aegypten, der sich seine Spaßvögel aus Athen verschrieb, ein leckeres Gericht herumgegeben wurde, das aber immer nicht bis zum Parasiten Korydos reichte, fragte dieser: „Bin ich denn berauscht, Ptolemäos, oder scheint mir nur dies herumgereicht zu werden?" Besonders zur Zeit Philipps von Makedonien hatte Athen einen solchen Ueberfluß von Witzmachern, daß sich im Herkulestempel des auch von Aristophanes der Windbeutelei bezüchtigten Diomäischen Bezirks ein förmliches Kollegium von sechzig Kladderadatschgelehrten konstituirte. „Ich komme von den Sechzigern"; „Dies haben die Sechziger gesagt!" hieß es damals in Athen und den Namen der fünf vornehmsten hat der Polyhistor Athenäus die Unsterblichkeit gesichert. Ja, der lachlustige Vater Alexander des Großen schickte der Gesellschaft ein klingendes Talent, wofür sie ihm ein Protokoll über ihre Schnurren aufnehmen sollte! Nach Plautus pflegten überhaupt die Lustigmacher ihre Witze aufzuschreiben und legten sich Anekdotensammlungen an, so daß es schon damals Bücher gab nach Art von „Du sollst und mußt lachen!" — Bei der überhandnehmenden Verderbniß der griechischen Jugend scheint sich aber bald das Verhältniß der Parasiten anders gestaltet zu haben. Sie hörten nach und

nach auf, nur die Lustigmacher zu spielen, und griffen zu der viel gefährlicheren Rolle der Schmeichler, Augendiener und Intriguanten. An vielen Stellen der Komiker finden sich Klagen der Parasiten über die Abnahme der Gastfreundschaft. So sagt z. B. Gelasimus bei Plautus: „Gewisse Redensarten gehen nach und nach ganz verloren und darunter nach meiner Ansicht die beste und artigste, welche die Leute sonst im Munde führten: Komm doch zu mir zu Mittag! Thue so! Versprich es aber! Mache keine Umstände! Ich will es und lasse Dich nicht los! Dafür hat man jetzt eine andere Phrase erfunden, und zwar eine nichtswürdige, erbärmliche: Ich würde Dich gern zu Gaste bitten, wenn ich nicht selbst außer dem Hause speiste!“ Am deutlichsten bezeichnet den Uebergang der Parasit im „Eunuchen“ des Terenz mit den Worten: „Ehedem bei unsern Vorfahren war wol damit etwas zu machen, daß man sich zum Narren halten ließ und Prügel einsteckte. Jetzt fängt man die Vögel auf eine neue Art. Es giebt eine gewisse Art Leute, die in jeder Rücksicht die ersten sein wollen und es doch nicht sind. An diese mache ich mich, diesen gebe ich mich hin, nicht um mich auslachen zu lassen; ich lache zuerst über sie und bewundere zugleich ihre Geistesgaben. Was sie mir sagen, das lobe ich; behaupten sie wieder das Gegentheil, so lobe ich es ebenfalls. Verneint einer etwas, so sage ich auch nein, bejaht er, so thue ich's auch. Kurz, ich gebe ihnen in allen Dingen Recht und dabei stehe ich mich ganz vortrefflich.“ Der gute Ton verlangte aber später vom reichen Manne, daß er Parasiten um sich hatte; wenigstens sagt der geistreiche Spötter von Samosata noch von seiner Zeit: „Ein reicher Mann, wenn er auch ein Krösus ist, bleibt arm, so lange er allein speist, und scheint ein Bettler zu sein, wenn er ohne Parasiten ausgeht; denn wie ein Soldat ohne Waffenschmuck, ein Kleid ohne Purpur, ein Roß ohne Geschirr im Werthe sinken, so kommt uns ein Reicher ohne Parasiten wie ein niedriger, gemeiner Mann vor.“

Auch unter den Königen und Tyrannen des Hellenenthumes finden sich viele, die den Lustigmachern als Hofnarren einen günstigen Boden einräumten. Außer Hieron und Hieronymos werden vorzüglich Dionysios, der Aeltere und der Jüngere von Syrakus, als Patrone solchen Geschmeißes hervorgehoben. Jener lachte einst mit einigen Vertrauten über eine Sache, die ein unfern stehender Parasit unmöglich gehört haben konnte; dennoch lachte derselbe mit und antwortete, darüber befragt, er habe gar nicht gezweifelt, daß die Unterhaltung lächerlich gewesen wäre und deshalb mit gelacht. Vom Hofe des jüngern Dionys aber, der seine Regirung mit einem neunzigtägigen Gastgelage begann, wird erzählt, daß sich ein Heer von Possenreißern eingefunden hatte, die ihre Kriecherei so weit trieben, daß sie z. B., weil der Tyrann an Kurzsichtigkeit litt, wie Blinde auf der Tafel herumtasteten, bis Dionys selbst ihre Hände zu den Gerichten lenkte. Besondere Erwähnung verdient ferner Philipp von Makedonien, der die größte Umsicht und Energie bei dem leichtfertigsten und niedrigsten Umgange, in Völlerei und Rausch, zu bewahren verstand. Die Aufzählung seiner Schmeichler und Narren, von denen einer, Namens Kleisophos, als der König ein Auge verloren hatte, ebenfalls mit verbundenem Auge erschien, als jener an Lähmung des Schenkels litt, auch nebenher hinkte und endlich, wenn Philipp eine scharfe Speise genoß, ebenfalls das Gesicht verzog, als äße er mit, füllen bei Athenäus mehrere Kapitel. Deshalb konnte auch Demosthenes von jenem sagen: „Seine Umgebung besteht nur aus Räubern, Schmeichlern und Leuten, welche in der Trunkenheit schändliche Tänze aufführen. Menschen, von hier vertrieben, wie jener Kallias, ein Staatssklave, und derartiges Gelichter, possenhafte Mimen, Dichter schändlicher Lieder, welche sie, um Lachen zu erregen, auf die Genossen machen, diese liebt und hat er um sich." Auch der Hof Alexanders übte nicht blos auf Schmeichler, sondern auch auf Lustigmacher, die der König bei Tafel liebte, eine große Anziehungskraft

und es vererbte sich diese Liebhaberei fast auf alle seine Nachfolger.

Doch läßt sich beinahe mit Sicherheit behaupten, daß selbst in dieser Zeit, wo die griechische Sitte rasch ihrem Grabe zueilte, die Unterhaltung nicht zu einem so hohen Grade von Passivität herabsank, wie in Rom, wo Ohren und Augen der Tischgäste stets in Spannung erhalten wurden, wo Vorlesungen und Konzerte, Gladiatoren und Mimen alle Zwischenpausen ausfüllen mußten und die Geschmacklosigkeit so weit gehen konnte, daß sogar die Dialoge Platons dramatisch aufgeführt wurden! Da fanden denn die Possenreißer überall ihre Rechnung, und zwar um so mehr, als, wie schon erwähnt, die römische Vorliebe für burlesken Witz und Scherz ihnen entgegenkam. Bald gehörten sie als unumgängliches Zwischengericht zu jedem Gastmahle. Fratzen jeder Art, Körperverdrehungen, glatt geschorenes Haar begleiteten ihre Späße, die sie entweder gegen einzelne Gäste oder gegeneinander richteten. Einen solchen Wettkampf schildert uns Horaz in der launigen Beschreibung seiner Reise von Rom nach Brundusium. Freilich wird es uns schwer, den Inhalt desselben so witzig und unterhaltend zu finden, wie der Dichter selbst, und es zu überwinden, daß der reiche Gastfreund Koccejus in seiner Villa den Reisenden dieses Vergnügen bereitet hat, welches wir höchstens in einer Dorfherberge drollig finden würden. Zuerst reizt Sarmentus seinen Gegner Messius, genannt „Schreihals", dadurch, daß er ihn einem wilden Pferde vergleicht. Als Messius die Herausforderung drohend annimmt, fährt Sarmentus fort: „Was würdest Du wol thun, wenn Dir nicht ein Horn aus der Stirne geschnitten worden wäre, da Du noch als Verstümmelter so sehr drohst?" Zugleich bittet er ihn, im pantomimischen Tanze den riesigen Polyphem vorzustellen; denn häßliche Larve und tragische Stelzschuhe habe er ja nicht nöthig. Darauf fragt nun Messius den gewesenen Sklaven spöttisch, ob er denn schon seine Kette seinem Gelübde gemäß den Hausgöttern ge-



weiht habe und warum er überhaupt seinem Herrn entlaufen sei, da er doch bei seiner kleinen schmächtigen Gestalt an einem Pfund Mehl täglich genug gehabt hätte?

Solche Gesellen wurden von den Reichen natürlich für ihre Leistungen bezahlt und waren nicht, wie die alten griechischen Parasiten, mit dem bloßen Sattwerden zufrieden, besonders da sie und die armen Klienten (wie uns Juvenal in seiner fünften Satire ausführlich schildert) schlecht abgefüttert wurden, während der Hausherr aufs feinste dinirte. Es gab auch unter ihnen verschiedene Abstufungen. Einige führten beständig Sittensprüche im Munde und philosophirten wol gar über paradoxe Behauptungen; Andere legten sich mehr auf das Erzählen mirakulöser und schnurriger Dinge. Noch mehr gesucht als diese geistreicheren Narren waren aber die eigentlichen Dummköpfe, besonders verwachsene, blödsinnige Kretins, Zwerge mit unförmlichen, spitzen Köpfen und langen Eselsohren. Ihr Werth stieg mit ihrer Einfalt, und Martial schreibt in komischer Verzweiflung: „Man gab ihn mir für einen Narren aus und ich kaufte ihn für 20,000 Sesterzen. Gieb mir mein Geld wieder, Gargilianus: er hat Verstand!" Diesem unwürdigen Geschmacke huldigten vorzüglich die vornehmen Römerinnen. Wir wissen es aus der Zeit Augusts von Livia und Julia. Konopas, der Zwerg der letzteren, war nur gegen $2^1/_2$ Fuß hoch. Selbst Seneka's Frau hielt sich eine Närrin, Harpaste, die, wie der Philosoph schreibt, nach dem Tode ihrer Herrin als Inventar im Hause blieb und endlich erblindete, ohne ihren Zustand zu kennen: sie ließ sogleich ihren Aufseher kommen und bat ihn, ein anderes Logis zu miethen, da das Haus zu finster sei! „Ich selbst", setzt Seneka trocken hinzu, „bin immer ein Feind von solchen Monstrositäten gewesen; wenn ich mich an einem Narren ergötzen will, so brauche ich nicht weit zu suchen: ich lache über mich!"

Es scheint, daß man später bei Tafel fast nirgends mehr dieser Art von Belustigungen habe entgehen können, und des-

halb sucht auch der jüngere Plinius einen darüber ungehaltenen Freund mit folgenden Worten zu beschwichtigen: „Ich habe Deinen Brief erhalten, in welchem Du Dich beschwerst, daß Dich ein sehr ausgesuchtes Gastgelage verdrießlich gemacht habe, weil Possenreißer, schamlose Tänzer und Narren die Tische umkreisten. Willst Du nicht wieder Deine Stirn glätten? Ich halte mir nicht dergleichen Leute, weil es mir nicht den geringsten Spaß macht, wenn von einem Lustigmacher etwas Muthwilliges, von einem Narren etwas Dummes vorgebracht wird. Aber ich füge mich in die Laune solcher Wirthe. Denn wie viele brechen auf, wenn bei uns ein Vorleser oder Sänger oder Schauspieler auftritt, oder bleiben mit eben so großem Verdrusse sitzen! Wie wollen also mit den Vergnügungen Anderer Nachsicht haben, um dieselbe für die unsrigen zu finden." Da nun aber hauptsächlich die Miniaturmenschen schwer aufzutreiben waren, zumal wenn man sie so leicht haben wollte, wie ein von Sueton erwähnter Lucius war, der blos siebzehn Pfund wog, oder der Dichter Philetas, ein Zeitgenosse Alexanders, dem man andichtete, daß er Blei in den Schuhen getragen habe, um nicht vom Winde weggeweht zu werden, so gab es sogar bald Leute, die eigene Kästen oder Futterale dazu benutzten, um bei Findelkindern, die sie zu sich nahmen, das Wachsthum zu hemmen und so künstliche Zwerge zu erzeugen. Ja, es war nach Plutarch in Rom ein besonderer Markt, auf welchem wadenlose, kurzarmige, dreiäugige, vogelköpfige Mißgeburten feil geboten wurden!

Natürlich giebt auch bei den römischen Kaisern die größere oder geringere Neigung zu dieser Art von Belustigung einen Maaßstab zu ihrer Beurtheilung mit ab. Unter den Machthabern, die als Vorgänger der Imperatoren gelten können, fand der Diktator Sulla so großes Vergnügen an dieser Menschenklasse, daß er ihnen sogar Staatsländereien zum Geschenk gemacht haben soll. Während dann Augustus mehr Ge-

fallen an wohlgebildeten, durch Naivetät und Witz ausgezeichneten kleinen Knaben, als an Mißgeburten und niedrigen Possenreißern fand und lustige Erzähler nur zuweilen zum Vertreiben der Schlaflosigkeit benutzte, waren in seines Nachfolgers Umgebung Zotenreißer und Narren der gewöhnlichsten Art. Am Hofe des halbverrückten Kaligula herrschte ebenfalls große Narrenfreiheit. Vorzüglich richteten die Schranzen ihre Angriffe auf den unbeholfenen, beschränkten Oheim des Tyrannen, den nachmaligen Kaiser Klaudius. Wenn derselbe nach Tisch eingeschlummert war, warfen sie ihn mit Oliven- und Dattelkernen; bisweilen weckten sie ihn auch durch Ruthenschläge auf, nachdem sie vorher seine Hände beschuht hatten, damit er sich beim plötzlichen Erwachen mit ihnen ins Gesicht fahren sollte. Vespasian, ein Freund von Wortspielen und derben Späßen, verschmähte die Possenreißer nicht; und Domitian hatte selbst während der öffentlichen Spiele zu seinen Füßen einen in Scharlach gekleideten Zwerg stehen, mit dem er sich sogar über Regirungsgeschäfte unterhielt, und ließ Weiber und Zwerge mit einander kämpfen. Von Kommodus sagt Herodian, daß unter ihm jeder Vernünftge und wissenschaftlich Gebildete als geheimer Feind des Hofes verfolgt worden sei, und daß Possenreißer und Mimen den Kaiser ganz in ihrer Gewalt hatten. Sein Nachfolger Pertinax schaffte sie ab und nahm ihnen den größten Theil ihrer Reichthümer wieder. Außer Gallienus, der stets an einem zweiten Tische eine Gesellschaft Lustigmacher neben sich speisen ließ, sei endlich nur noch Elagabal erwähnt. Er fand seine größte Lust daran, seine Parasiten zu foppen und zu quälen. Sehr oft ließ er ihnen dieselben leckeren Gerichte, welche er verspeiste, in Wachs, Thon oder Glas nachgebildet vorsetzen, oder sperrte sie, wenn sie trunken waren, des Nachts mit zahmen Löwen, Tigern oder Bären zusammen in ein Schlafgemach. Dann setzte er sie auf Windpolster und freute sich, wenn durch schnelles Aufblasen

derselben die Schmarotzer unter den Tisch flogen; zuweilen öffnete sich auch über dem Tisch die bewegliche Decke und überschüttete die darunter Sitzenden mit einer solchen Masse von Blumen aller Art, daß einige erstickt sein sollen. Endlich lud er auch oft lauter Taube, Podagristen, Kahlköpfige, Dicke und dergleichen zu sich ein, ganz à la Peter von Rußland.



VII.

Die Gaukler.

Die Wagehälse und die Virtuosen der Geschwindigkeit im Alterthume gehörten der Mehrzahl nach zur griechischen Nation. Abgesehen von der Verschiedenheit der Volkscharaktere konnte einmal die hellenische Gymnastik und Agonistik in Rom nie zu einer solchen Höhe gedeihen wie in ihrem Mutterlande, und so war wol auch im Allgemeinen der Grieche beweglicheren, geschmeidigeren und zu Kunststücken gefügigeren Körpers, als der Römer. Besonders die Städte Großgriechenlands scheinen viele Gaukler geliefert zu haben; denn unter den Koryphäen der Thaumaturgie, welche Athenäus nennt, befinden sich ein Tarentiner, ein Syrakusaner und ein Rheginer, und der Gaukler, welcher das von Xenophon beschriebene Gastmahl des Kallias zu Athen belebte, stammte ebenfalls aus Syrakus. Auch unter den in Rom berühmt gewordenen Künstlern dieser Klasse deuten die von Martial genannten Riesen Masthlion und Linus, der geschickte Ventilator Agathinus und der herkulische Athanatus, ein Zeitgenosse des älteren Plinius, durch ihre Namen entschieden auf Hellas hin. In der späteren Zeit waren vorzüglich die verweichlichten griechischen Städte Kleinasiens diesem Gewerbe hold, wie Mytilene, die Heimath des berühmten Heraklit,

Cyzikus, die Gönnerin der Seiltänzer, Antiochia, die Pflegerin aller sinnlichen Lebensfreuden. Uebrigens werden wol die Griechen in dieser Hinsicht Schüler ägyptischer und besonders indischer Meister gewesen sein. Bei den Indiern bilden die Gaukler eine besondere Kastenunterabtheilung, ihre Künste genossen von jeher großes Ansehen und wenn daher Aelian in seiner Beschreibung der Hochzeit Alexanders des Großen in Persepolis den indischen Gauklern den Vorrang einräumt, so ist kein Grund vorhanden, die Richtigkeit dieses Urtheiles zu bezweifeln.

Die Geltung dieser Menschenklasse richtete sich natürlich nach ihren Leistungen und nach den verschiedenen Zeiten der geschichtlichen Entwickelung. Während die größten Hexenmeister ganze Städte in Staunen versetzten, die höchsten Feste mit verherrlichen halfen und ihrem Namen ein eben so gutes Stück Unsterblichkeit verschafften, wie in unserer Zeit ein Philadelphia, Bosko oder Döbler, stand eigentlich der ganze Stand in geringer Achtung. Nicht blos hatten die Benennungen für einzelne Zweige der Jonglerie, wie Petaurista, Prästigiator, Funambulus, Agyrtes, Thaumatopoios, Parabolos, eine verächtliche Nebenbedeutung, sondern man belegte auch die ganze Zunft mit den entehrenden Namen: Landstreicher, Betrüger, Bettler, Lügenkünstler, Marktschreier. Der Schein des Wunderbaren und Geheimnißvollen, den sie um sich verbreiteten, übte zu allen Zeiten eine große Anziehungskraft auf die Menge; aber ihre herumziehende, leichtfertige Lebensweise und das Diebische und Betrügliche in ihren Leistungen läßt immer in den Zuschauern nach Befriedigung der Schaulust und Neugier eine geheime Abneigung vor den Künstlern zurück. Wenn daher das Bäuerlein, welches nach Alkiphron zu Athen die Kunststücke eines Gauklers gesehen hatte, zu seinem Nachbar sagt: „Das ist der ärgste Dieb und könnte es mit den berüchtigtsten Gaunern aufnehmen! Möge nie eine solche Bestie in mein Dorf kommen! Der würde mir Alles aus dem Hause und vom Felde stehlen und doch von Niemandem erwischt werden!" so könnte man

diese Worte getrost einem Zeitgenossen in den Mund legen. Mit der Entartung der Sitten und mit der sich ins Unmäßige vergrößernden Vergnügungssucht und Schaulust stieg bei Griechen und Römern die Geltung der Gaukler bedeutend. Von den Griechen sagt Athenäus ausdrücklich: „Die handwerksmäßigen Fertigkeiten setzten die Hellenen später bei weitem über die Erfindungen und Werke der Wissenschaft und Kunst.“ Er denkt dabei vorzüglich an die Zeit des politischen Unterganges, der makedonischen Herrschaft. Denn damals beschenkten die Athener den Karystier Aristonikos, einen bei Alexander dem Großen in Gunst stehenden Ballspieler, wegen dieser Kunstfertigkeit mit dem Bürgerrechte und einem Standbilde; damals räumten sie dem Marionettenspieler Pothelnos dieselbe Bühne ein, vor welcher die Zeitgenossen eines Sophokles und Euripides in göttlicher Begeisterung geschwärmt hatten, und errichteten dem Gaukler Eurykleides eine Bildsäule im Theater neben Aeschylos! Auch die Hestiäer und Oriten (auf Euböa) stellten die Bildsäule des Taschenspielers Theodoros in ihren Theatern auf, die als Symbol der Kunst ein Kügelchen in der Hand hielt. Alexander selbst liebte diese Art der Unterhaltung ausnehmend und unter seinen Nachfolgern interessirte sich Seleukos vorzüglich für die Seiltänzer.

Bei den Römern verstieg man sich allerdings nie zu einem so hohen Grade des Enthusiasmus für die Jongleure; allein schon Plautus erwähnt die Gaukler öfter in seinen Komödien und seinem Nachfolger Terenz widerfuhr das auch noch in unserer Zeit mögliche Unglück, daß bei der Aufführung seiner „Schwiegermutter“ die Zuschauer sich aus dem Theater verliefen, um die gleichzeitigen Produktionen eines Seiltänzers nicht zu versäumen. In der Kaiserzeit bildeten die Belustigungen durch Feuerwerke, Seiltänzer, Gaukler und Equilibristen die Zwischenakte bei Wettkämpfen, Thierhetzen, Gladiatorengefechten, ja sogar Gastmählern, gleich den Intermezzos in den heutigen Bereiterbuden.

Um die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen zu erhöhen, mögen sich wol schon früh Leute dieses Faches zusammengeschaart oder sich Schüler herangebildet haben. Wenigstens hatte der Syrakusaner bei Xenophon eine Gauklerin, einen Tänzer und eine Flötenspielerin bei sich und in der byzantinischen Zeit trat eine aus vierzig Personen bestehende Seiltänzerbande in Konstantinopel auf. Auf ihren Zügen mußten sie natürlich ihr ganzes Rüstzeug mit sich führen; deshalb sagt Plutarch von Anekdotenjägern: „Sie haben von ihren Erzählungen nicht etwa blos einen Sack voll, sondern soviel als die Gaukler an Geräthe und Kram auf den Reisen schleppen und hinter sich herziehen.“ Selbst die Heere pflegten von Jongleurs begleitet zu werden; denn Plutarch hebt es besonders hervor, daß die Armee Kleomenes III. allein von allen hellenischen und königlichen, weder Mimen, noch Gaukler, noch Tänzerinnen und Harfenspielerinnen bei sich gehabt habe. Nach ihren Leistungen war auch die Einnahme verschieden. Von seinem Syrakusaner sagt Xenophon, daß er „erstaunlich viel Geld“ verdient habe. Bei den Vorstellungen auf öffentlichen Plätzen regnete es kleine Kupfermünzen auf die, wie bei uns, herumgereichten Teller, wobei es nicht an Personen fehlte, welche Anspruch auf Freibillete machten. Es erhellt dies aus Theophrasts Charakteren, wo als Beschäftigung geistig verkommener Menschen angeführt wird: „Bei den Gauklerkunststücken zu einem Jeden hinzutretend die Kupfermünzen einsammeln und sich mit denen herumstreiten, welche eine Marke bei sich tragen und umsonst zuschauen wollen“.

Doch betrachten wir die Leistungen der Alten auf diesem Felde einzeln und beginnen von der niedrigsten Stufe, der theils angeborenen, theils durch fortgesetzte Uebung erhöhten Körperstärke! Die Beweise riesiger Kraft, welche die bekannten griechischen Athleten von ihrem Urahn Herakles an gegeben haben, kommen hier nicht in Betracht. Nur einer von ihnen, dem nach seinem Tode auch göttliche Ehre zu Theil wurde,

mag hier genannt werden: der Thasier Theagenes. Schon im neunten Jahre, als er einst aus der Schule nach Hause ging, trug er ein ehernes Götterbild, das ihm besonders gefiel, vom Marktplatze nach Hause und brachte es, als ein großer Lärm darüber entstand, wieder an seine Stelle. Aus der späteren römischen Zeit berichtet Plinius, der Aeltere, daß ein gewisser Salvius 200 Pfund Gewicht an jeder Hand und jedem Fuß und 400 Pfund auf den Schultern eine Stiege hinaufgetragen habe. Plinius selbst sah den oben erwähnten Athanatos in einem bleiernen Brustharnische, der 500 Pfund wog und mit eben so schweren Stelzschuhen über die Bühne schreiten. Zu Martials Zeit trug der Riese Linus auf jedem Arme 7—8 Knaben und der Dichter benutzt dies, um einen unwiderstehlichen Gecken seiner Zeit damit zu vergleichen, der an jedem Finger 10 Mädchen hangen habe! Der Usurpator Firmus endlich ließ sich einen Ambos auf die Brust setzen und mit großen Hämmern darauf schlagen, ein Kunststück, das ihm seitdem Viele nachgemacht haben.

Noch mehr Staunen erregte aber die Leibesstärke, wenn sie mit Equilibristik verbunden gezeigt wurde. So balancirte der Athlet Masthlion, ebenfalls zur Zeit Martials, eine Stange mit schweren Gewichten auf seiner Stirne und selbst Chrysostomos kann derartigen Leistungen seine Bewunderung nicht versagen. „Wie soll man von denen sprechen," schreibt er, „welche auf der Stirne eine Stange so unbeweglich wie einen festgewurzelten Baum halten? Und dies ist noch nicht das Wunderbarste. Sie lassen noch zwei Kinder auf der Spitze der Stange mit einander ringen und weder die Hände, noch irgend ein anderer Theil des Körpers, sondern allein die Stirne hält fester als jede Bande diese Stange." Auch die jetzt bei jeder equilibristischen Vorstellung unerläßliche Menschenpyramide ist ein altes Stückchen. Der Dichter Klaudian erwähnt in seinem Festgedichte auf den Konsulatsantritt des Mallius Theodorus die Gaukler, „die sich wie Vögel in die Lüfte schwingen und mit

ihren in schneller Verschlingung emporwachsenden Leibern eine Burg erbauen, auf deren Spitze zuletzt ein Knabe sich hebt und an dem Fuße frei in der Luft schwebt oder geschnellten Sprunges wieder auf den Kopf oder die Füße zu stehen kommt." Noch staunenswerther sind die auf die Schnellkraft des Körpers basirten Kunststücke der alten Luftspringer und Schwingkünstler (Petauristae oder Petaminarii), die nach Annahme der Astrologen unter dem Zeichen des Delphins geboren waren. Ihre verwegenen Künste hingen eng mit dem Petauron, einem hohen und starken Schwung- oder Schaukelgerüste, zusammen, das wahrscheinlich nicht fest stand, sondern durch einen emporschnellenden Stoß dem Sprunge zu Hilfe kam. Sowol die Andeutungen der Schriftsteller, die von einem „Herausschleudern" der Körper aus der Maschine reden, als auch ein noch vorhandenes Vasengemälde beweisen, daß man sich die ursprüngliche Form des Petauron (welches eigentlich die Stange bedeutet, auf welcher des Nachts die Hühner sitzen) ganz einfach als einen horizontalen, in seinem Mittelpunkte auf einer dreikantigen Unterlage schwebenden Schaukelbalken zu denken hat. Später wurde dieses Gerüste jedenfalls viel komplizirter und man belegte vielleicht sehr verschiedene Schwungmaschinen mit demselben Namen. Namentlich gilt dies von dem freistehenden, sich drehenden Rade, welches von Vielen für das eigentliche Petauron gehalten worden ist. Auf dieses legten sich zwei Athleten so, daß der eine sich oben zu erhalten strebte, während der andere durch Umdrehen den Gegner herabzuschleudern versuchte; zuweilen flogen sie dann mit elastischem Sprunge weit weg und überschlugen sich in der Luft oder sie wanden sich blitzschnell durch das Rad, ohne den Kreis zu berühren. Auch brennende oder glühende Reife wurden zum Durchspringen benutzt und im Petron'schen Gastmahle Trimalchios, der sich übrigens nicht scheute, seinen Gästen zu erklären, daß er Petauristen und Wachtelkämpfe über alle Schauspiele setze, springt ein Knabe durch brennende Reife und hält mit den Zähnen eine Amphora, nachdem er

eine Leiter hinaufgeklettert war und oben nach der Melodie eines Liedchens getanzt hatte. Endlich schildert das ganze Treiben der Luftspringer das astrologische Gedicht des Manetho in folgender Weise:

Kräftiger Werke Vollbringer erzeugt sie (die Sonne) mit mühsamer Spiellust,
Pöbelbefreundete Gaukler, Theaterlustige, schwebend
Himmelan, auf den Gerüsten fortfliegende Petauristen,
Zwischen der Erd' und dem Himmel gemessene Werke beeilend:
Ziehende Vögel im Lande, die allerverworfenste Stadtbrut.

Zunächst verwandt mit diesen beflügelten Künstlern ist der Wanderer auf der luftigen Bahn des Seiles, von dem ein altes Räthsel sagt:

„Wenig breit ist der Pfad und reicht nicht aus für die Füße.“

Dieses uralte, halsbrecherische Wagestück ist unter diesen Künsten in sofern die gemeinste, als es beim Zuschauer nicht einmal den Reiz des Wunderbaren, sondern nur die ängstliche Spannung des Gefährlichen erzeugt, „dem der Künstler“, wie Manilius sagt, „sein Talent verkauft.“ Aber gerade dieser Kitzel gefiel dem durch Gladiatorengefechte und Thierschlächtereien verwilderten Geschmacke der späteren Römer und es nimmt deshalb nicht Wunder, wenn sie den Seiltänzern mehr Aufmerksamkeit zollten als dem Drama. Eine genaue Beschreibung der Kunst liegt in einem Fragmente Petrons vor, wo es heißt: „Auf untergestellten Balken werden Stricke aus Werg gespannt, welche der Jüngling sicheren Fußes besteigt. Der luftige Wanderer setzt sodann die Beine vor einander und durchläuft den selbst für Vögel schwierigen Pfad; die Arme ausbreitend lenkt er seine Schritte durch die Leere, damit nicht der Fuß vom schmalen Taue abgleite.“ Wenn hier der Schriftsteller einen Seiltänzer vor Augen hat, der durch bloßes Ausbreiten der Arme das Gleichgewicht hält, so darf man nicht hieraus schließen wollen, daß die Balancirstange den Alten unbekannt gewesen sei. Vielleicht verschmähten nur die tollkühneren Seil=

künstler, wie auch bei uns, dieses Hilfsmittel; tanzt ja doch auf einem zu Herkulanum gefundenen Bilde eine Figur auf dem Seile, mit beiden Händen die Doppelflöte spielend!

Die Vorstellungen fanden meist im Theater statt und wenn man heutzutage das Seil von den Thürmen auf die öffentlichen Plätze herab gezogen sieht, so spannten die Alten den Catadromus (das herablaufende Seil) von den höchsten Schwibbögen des Theaters bis in die Orchestra. Und was man früher als das höchste Wagestück des Menschen anstaunte, das mußte in der Kaiserzeit das kolossalste Thier, der Elephant leisten! Zuerst ließ der nachmalige Kaiser Galba als Prätor bei den Spielen der Flora einen Elephanten auf dem Thurmseile in die Höhe steigen. Weit schwieriger war aber für den Riesen der Thierwelt das Herabgehen auf der schwankenden, abschüssigen Bahn. Dennoch erzwang auch dies der unsinnige Nero bei den zu Ehren seiner durch ihn ermordeten Mutter veranstalteten Spielen, und sowie überhaupt die vornehmsten Männer und Frauen von ihm zu den entwürdigendsten Handlungen gedrängt wurden, nöthigte er auch hier einen römischen Ritter aus berühmtem Geschlechte an Stelle des sonst gewöhnlichen Negerknaben auf dem Elephanten zu reiten. Der menschenfreundliche Antoninus, der Philosoph genannt, befahl dagegen nach dem unglücklichen Sturze eines Knaben, den Seiltänzern stets Polster unterzubreiten, deren Stelle auch nach seinem Tode noch Netze vertraten. Der Saitentänzer (Neurobates), der während der prachtvollen Spiele des Kaisers Karinus auftrat, bediente sich wahrscheinlich eines möglichst dünnen Seiles, damit es den Anschein gewänne, „als schwebte er in der Luft". Unter den Sonderbarkeiten dieser Spiele erwähnt der Biograph auch einen „Mauerläufer" (Tichobates), der zuerst einen Bären foppte und in Wuth versetzte und dann sich dadurch rettete, daß er eine Wand hinaufkletterte. Daß auch den Dieben diese Fertigkeit trefflich zu statten kam, erhellt aus einer von Suidas erzählten Anekdote. Ein berüchtigter Dieb, Namens Eurybatos,

saß im Gefängnisse. Seine Wächter berauschten sich einst und kamen auf den Gedanken, ihren Gefangenen loszubinden und aufzufordern, daß er ihnen zeigte, auf welche Art er die Häuser erklimmen könnte. Anfangs weigerte sich der Gauner; aber endlich legte er sich seine Stacheleisen zurecht und begann vor den staunenden Wächtern die senkrechte Wand des Hauses zu ersteigen. Nachdem er aber das Dach erreicht hatte, vergaß er die Rückkehr und verschwand, ehe die Häscher um das Haus herumlaufen konnten!

Eine wahre Pflanzstätte der Seiltänzerkunst scheint, wie schon angedeutet, die am Marmorameere gelegene, reiche Handelsstadt Kyzikos gewesen zu sein. Ihr Wohlstand datirte sich vom Sinken Athens und Milets her und erhielt sich durch kluge Politik während ihrer Unabhängigkeitsperiode und durch treue Anhänglichkeit unter dem römischen Regimente. Ihre Befestigungen, Arsenale und öffentlichen Gebäude waren weit und breit berühmt, ihr Handel wetteiferte mit den blühendsten Emporien des Mittelmeeres und sank erst durch die Raubzüge der Gothen und durch die Eroberung der Stadt von Seiten der Araber. Nach einer unter Konstantin d. Gr. verfaßten Geographie sollen nun ihre Bewohner in der Seiltänzerkunst alle Völker übertroffen und behauptet haben, daß dieselbe bei ihnen erfunden worden sei. Bei den Festen und Spielen dieser Stadt mögen denn auch derartige Gaukler das Höchste geleistet haben und Kyzikos ließ sogar Münzen prägen, auf denen Seiltänzer in Ausübung ihrer Kunst begriffen abgebildet waren. Namentlich gilt dies von einer im kaiserlichen Münzkabinet zu Paris befindlichen Bronzemedaille, welche etwa ums Jahr 212 zu Ehren des Kaisers Karakalla, dessen Neokoren oder Tempeldiener sich die Kyzikener nennen durften, geschlagen worden ist. Auf dem Reverse stehen zwei schief aufgerichtete Balken oder Mastbäume, die von zwei schwächeren in spitzem Winkel gestützt werden, während nach den beiden Außenseiten hin deutlich zwei Seile von der Spitze aus herabgespannt sind. Außerdem sind

die Mastspitzen mit großen, runden Gefäßen geziert, in welchen wie in großen Blumenvasen, mehrere Palmenzweige stecken. Zwei Seiltänzer, mit Balancirstangen versehen, haben eben das Ziel erreicht und strecken die Hände nach dem Siegespreise aus; am Fuße der Stützen stehen noch je zwei Personen, welche theils die Balken umfaßt halten, als wollten sie die Sicherheit des Gerüstes vermehren, theils Miene machen, die Masten zu erklettern. Den aus der Apostelgeschichte bekannten Simon, den Magier, von dem die apokryphe Kirchengeschichte erzählt, daß er zu Rom unter dem Kaiser Nero vom Kapitole herabgeflogen und auf Beschwörung der ihm helfenden Dämonen durch den Apostel Paulus herabgestürzt sei, hat man auch für einen gewandten Seilkünstler ausgeben wollen. Wahrscheinlicher war es wirklich ein verunglückter Flugversuch, ähnlich dem nach Sueton unter demselben Kaiser von Ikarus unternommenen.

Die obenerwähnte Seiltänzerbande, die im 13. Jahrhunderte in Konstantinopel erschien, stammte aus Aegypten und hatte bereits das südliche und westliche Asien durchzogen, aber auch schon von 40 Mitgliedern die Hälfte durch Unglücksfälle eingebüßt. Diese spannten ihre Seile zwischen Schiffsmasten auf, umwickelten letztere bis an die Spitzen mit Tauen und stiegen dann auf diesen Wendeltreppen empor. Einer von ihnen stellte sich auf die Spitze des Mastes, bald auf einem Fuße, bald auf dem Kopfe balancirend; dann that er plötzlich einen weiten Sprung, ergriff mit der einen Hand das Seil und drehte sich wie ein schnell gewirbeltes Rad um dasselbe herum. Zuweilen erhaschte er das Seil auch mit den Knieen und machte dieselbe Bewegung. Dann stellte er sich auf das Seil, nahm Pfeil und Bogen, zielte und traf mit großer Sicherheit ein in der Ferne aufgestecktes Ziel. Endlich ging er mit verbundenen Augen und einen Knaben auf der Schulter tragend von einem Maste zum anderen.

Am Anfange unseres Jahrhunderts machten die mechani-

schen Seilschwinger Breitrücks und Enslens, Puppen in Lebensgröße, welche die künstlichsten Bewegungen auf dem Seile ausführten, großes Aufsehen und Mancher erinnert sich noch der Tendler'schen Seiltänzer, die vor vier Jahrzehnten die Welt in Staunen setzten. Diese Marionetten waren nur zwei Fuß hoch. Ehe sie auf's Seil kamen, waren sie schlaff, wie andere Puppen; so wie sie aber der Künstler auf das Seil setzte, schienen sie plötzlich Leben zu bekommen; sie schwangen sich kräftig hin und her, hielten sich bald mit beiden Händen, bald mit einer Hand, schleuderten sich um das Seil herum, nahmen es zwischen die Beine, streckten die Arme in die Höhe, stellten sich mit dem Kopfe darauf und machten überhaupt eine Menge schwer zu erklärender Kunststücke. Auch solche auf dem Seile balancirende Männchen waren dem Alterthume nicht fremd. Wenigstens fand der in Kyzikos erzogene Seleukos VI. Vergnügen daran, vier Ellen hohe Puppen auf dem Seile tanzen zu lassen. Ueberhaupt waren die Marionetten nach Herodot schon den alten Aegyptern bekannt, und wenn Appulejus sagt: „Diejenigen, welche in hölzernen Puppen Bewegungen hervorbringen, ziehen an den verschiedenen Fäden; dann dreht sich der Nacken, nickt der Kopf, zucken die Augen, sind die Hände zu jedem Dienste bereit, wird die ganze Gestalt zu leben scheinen," so ergiebt sich daraus, daß die Lebendigkeit der Neurospasta — so hießen bei Griechen und Römern die Gliederpuppen — einen bedeutenden Grad der Vervollkommnung erreicht hatte. Hat man doch sogar neuerdings in Pompeji ganze Gruppen kleiner hölzerner Gladiatorenfiguren gefunden, die, durch einen Mechanismus in Bewegung gesetzt, das Bild eines Gefechtes darstellten!

Elastische Kraft, geschmeidige Fügsamkeit der Muskeln und Taschenspielerbehendigkeit erforderten ferner die Künste der Ventilatores und Pilarii, „welche", wie Quintilian sagt, „Alles, was sie von sich warfen, wieder in ihre Hände zurückkehren oder, wo sie wollen, niederfallen lassen." Eine gute Vorübung

zu künstlicheren Leistungen waren bei Griechen und Römern die verschiedenen Arten des Ballspieles. Schon bei Homer wird das orchestische Ballspiel der Nausikaa erwähnt und in den Gymnasien ertheilte später ein besonderer Lehrer in dieser Kunst Unterricht. Wird also schon ein geschickter Spieler in dieser leichtesten Art der Gymnastik Vorzügliches geleistet haben, so mag die Schilderung des Manilius nicht übertrieben sein, die er in folgenden Versen vom Ballgaukler giebt:

Fliegenden Ball mit beweglichem Fuß vermag er zu schnellen,
Handdienst leistet der Fuß, er treibt mit dem Fuß das Ballonspiel.
Ball auf Ball entfliegt des beweglichen Oberarms Muskeln;
Schaaren von Bällen ergießen sich über die Glieder des Körpers!
Soviel Glieder, soviel entwachsen auch Hände den Gliedern,
Damit erfaßt er die Kugeln, im Rückschwung schneller sie flügelnd,
Alle gelehrig dem Meister.

Anstatt der Bälle, welche wahrscheinlich aus polirtem Metalle bestanden, nahmen einige Jongleure Ringe, Degen und andere Dinge. So warf die Gauklerin in Xenophons Gastmahle zwölf Ringe während des Tanzes in die Höhe und fing sie der Reihe nach wieder auf. Dem gewandten Agathinus, welcher dasselbe Spiel mit kleinen runden Schilden trieb, fiel, wenn man seinem Lobredner Martial glaubt, nie ein Schild zur Erde, wenn auch Wind und Regen dem Spiele hinderlich waren; stets fing er die herabfallenden auf und nicht blos mit den Händen, sondern mit gleichmäßiger Mitwirkung des ganzen Leibes. Gefährlicher wurde die Sache, wenn Schwerter in die Luft geworfen und der Reihe nach beim Griffe wieder gefangen werden mußten, was Chrysostomos in Antiochia sah. Der Tänzerin Xenophons wurde ein rings mit gezückten Degen gespicktes rundes Gestell hingesetzt, in welches hinein sie ein Rad schlug und sich wieder rückwärts herausschwang. Dasselbe thaten auch die Gauklerinnen auf der von Athenäus beschriebenen Hochzeit des Makedoniers Karanos, und es finden sich noch Vasenbilder, auf denen Gauklerinnen in abenteuerlichen Stellun-

gen diesen Tanz ausführen, neben anderen, worauf Künstlerinnen, auf die Hände gestützt, während die Beine über den Kopf nach vorn sich ausstrecken, mit den Zehen Pfeil und Bogen handhaben oder aus einem größeren Gefäße einen Becher vollschöpfen. Das Lesen und Schreiben auf einer schnell sich drehenden Töpferscheibe endlich scheint ebenfalls eine oft gezeigte Produktion der Weiber gewesen zu sein.

Es folgen nun die wirklichen Taschenspielereien, die eigentlichen Wunderthaten der alten und neuen Zauberer. Geschwindigkeit und geschickte Verdeckung des natürlichen Zusammenhanges überraschen und belustigen hier den Zuschauer; „die Täuschung und der Betrug," sagt Seneka, „ergötzen am meisten bei diesen Stücken; wenn Du mich belehrst, wie es zugeht, so verliere ich den Geschmack an ihnen." Die Alten müssen natürlich in diesem Zweige der Jonglerie den Neueren bedeutend nachstehen, da ihnen die Hilfe der Experimentalphysik und Chemie größtentheils abging. Schon aus diesem Grunde also darf man die Leistungen der alten Gaukler nicht überschätzen. Wenn man aber überdies dem behangenen Tische, der blendenden Kerzenbeleuchtung und dem die Aufmerksamkeit ablenkenden, vielfachen Apparate unserer Boskos gegenüber die Einfachheit und die durch die Tageshelle und den Mangel an Deckmitteln bewirkte Blosstellung der alten Eskamoteure hervorgehoben hat, so darf man nicht vergessen, daß nach Platons Zeugnisse schon die Alten eine Schranke zwischen sich und die Zuschauer stellten, hinter welcher sie ihre Wunder vollbrachten.

Das allergewöhnlichste Taschenspielerstück bestand in dem Spiele mit Kugeln oder Steinchen und Bechern (die Griechen nannten davon die ganze Zunft: „Kugelspieler" oder „Kugeldiebe"; unser „Gaukler" stammt wahrscheinlich vom mittelalterlichen Cauculator und dieser vom griechischen *Καυκίον* d. h. Schüsselchen, Näpfchen). Außer vielfachen Erwähnungen dieser Hexerei vermittelst der Geschwindigkeit bei anderen Schriftstellern findet sich in Alkiphrons Romane folgende genaue

Schilderung: „Es trat Einer mitten unter uns und stellte auf ein dreifüßiges Tischchen drei kleine Näpfe. Dann stellte er unter dieselben weiße, runde Steinchen, wie man sie an den Ufern der Bäche findet. Diese verbarg er bald einzeln unter den Näpfchen, bald zeigte er sie alle unter einem einzigen, bald verschwanden sie ganz und gar und dann brachte er sie aus seinem Munde heraus. Endlich verschluckte er sie, stellte die ihm zunächst stehenden Personen in die Mitte und zog die Küchelchen dem Einen aus der Nase, dem Andern aus den Ohren und im nächsten Augenblicke waren sie alle wieder verschwunden." Ferner gehört hierher das Hinabstoßen von Schwertern und Dolchen in den Schlund. Plutarch läßt einen Athener im Spotte über die spartanischen Schwerter sagen, sie seien so kurz, daß sie von den Gauklern leicht verschluckt werden könnten. Der Apparat, den die Alten vielleicht auch zu diesem Kunststücke, sicher aber auf der Bühne brauchten, kam übrigens unserem Theaterdolche sehr nahe. In dem Romane des Achilles Tatius findet Jemand in einem aus dem Meere gezogenen Kasten einen Dolch, dessen Griff vier Handbreiten, der Stahl aber nur zwei Zoll lang war. Solange man dieses Instrument mit der Spitze nach oben gekehrt hielt, ragte der Stahl heraus; wenn man es aber wie zum Stoße zückte, verschwand die Klinge in einer Ritze des Griffes. Widerwärtiger als jene Eisenfresserei war das Frühstück der Gaukler, welche nach Chrysostomos spitzige Nägel und alte Schuhe zerkauten und verschlangen! Da liest man doch lieber von dem berühmten Vielfraße des Kaisers Aurelian, der an einem Tage einen ganzen Eber, 100 Brode, einen Schöps und ein Ferkel verzehrte und dazu mehr als eine Tonne Wein aus einem Trichter trank! Der Lokrer Diopeithes, welcher sich in Theben sehen ließ, umgürtete sich mit Schläuchen voll Milch und Wein, preßte dieselben leer und pumpte die Flüssigkeiten aus seinem Munde wieder heraus.

Ein angehender Barnum scheint ferner der bei Griechen



und Römern bekannte Matreas aus Alexandria gewesen zu sein. Dieser Schwindler gab vor, ein Thier zu besitzen, das sich selbst auffresse, weshalb man noch zu Athenäus Zeit einander oft im Scherze fragte, was für ein Thier das des Matreas sei? Außerdem hielt er Vorträge über lustige Themata, z. B.: warum die Sonne untertauche, ohne zu schwimmen; warum die Schwämme zusammen tränken ohne mit einander zu zechen; warum der Thaler gewechselt werde, ohne sich zu erzürnen. Sogar in gewisse Theile des Kopfes stießen sich die Gaukler zu Antiochia Nägel, und der Ausdruck: „ein vernagelter Kopf" findet sich schon bei Chrysostomos, freilich erst in eigentlicher Bedeutung.

Sodann standen auch die Kunststücke unserer Feuerspeier und Unverbrennlichen bereits mit auf dem Repertoir der alten Gaukler. Die Gauklerinnen auf der Hochzeit des Karanos hauchten auch Feuer aus dem Munde. Der syrische Sklave Eunus, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. den ersten sizilischen Sklavenaufstand erregte und leitete, bediente sich desselben Kunststückes, um seine göttliche Sendung zu beglaubigen, indem er das Feuer aus einer durchbohrten und mit Schwefel gefüllten Nuß blies. Durch ein ähnliches Wunder bezeugte zu Hadrians Zeit der jüdische Aufrührer Barkocheba seinen tiefgesunkenen Landsleuten seinen Messiasberuf und ließ sich der Kaiser Konstantius außer Fassung bringen. Doch scheint man den glimmenden Flachs damals noch nicht hierzu angewendet zu haben. Der berühmte Arzt Galenus berichtet, daß einst ein Gaukler ein Licht ausgelöscht und wieder angezündet habe, indem er es an eine Wand hielt. Bei näherer Untersuchung ergab sich aber, daß die Mauer vorher mit Schwefel bestrichen worden war und der Zauberer verlor seinen Ruf. Bei den Römern war eine Art Kunstfeuerwerk sehr beliebt, welches auf beweglichen und bemalten Gerüsten abgebrannt wurde. Von allen Seiten mußte das Feuer aus der Vorrichtung hervorbrechen und bestimmte Figuren beschreiben, bis es endlich

plötzlich mit dem Gestelle verschwand. Bei dem [illegible] großen Feste des Kaisers Karinus entzündete sich durch ein solches Feuerwerk die ganze Bühne. Nach einer Andeutung Tertullians gab es auch Leute, die sich anheischig machten, eine gewisse Strecke in brennenden Kleidern zurückzulegen! In der wundergläubigen späteren Kaiserzeit spielten diese Kunststücke, wozu auch das Eintauchen der Hände in brennendes Pech, Erregung von Donner, Spiegelbilder und Bauchrednerei gehören, eine große Rolle bei den Betrügereien heidnischer Priester.

Die christlichen Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte tadelten mit Recht alle verwegenen, lebensgefährlichen, unnützen Künste der Gaukelei; aber der klare Geist des Chrysostomos wittert noch nicht den Pferdefuß unter dem Gewande der Jongleure und noch der Geschichtsschreiber Nikephoros Gregoras, ein Geistlicher, sagt nach seiner Schilderung der ägyptischen Seiltänzerbande: „Ihre Leistungen waren zwar außerordentlich und staunenswerth, hatten aber nichts mit teuflischer Zauberei gemein, sondern ihre Künste waren durch eine glückliche Körperanlage bedingt, die man durch Uebung zu solchen Werken herangebildet hatte.“ Um so verdummter scheinen uns die folgenden Jahrhunderte. Wurde ja noch im Jahre 1739 ein Taschenspieler in Polen bis zum Geständniß der Hexerei gefoltert und dann gehängt! Ja 1601 ward einem abgerichteten Pferde in Lissabon der Prozeß gemacht! Es war dasselbe, welches der gelehrte Casaubonus im Januar desselben Jahres in Paris gesehen hatte; der Herr des Thieres, ein Engländer, hatte ihm noch das Geheimniß der Dressur enthüllt, die in leisen Worten und in Winken bestand! — Bei dieser Gelegenheit sei noch kurz der Abrichtung der Thiere bei den Alten überhaupt gedacht. Oft wiederholt ist die Anekdote von dem Trompeterschimmel, der beim ersten Klange der gewohnten Signale seinen bürgerlichen Reiter in die Reihen der Soldaten trug. Schon vor länger als 2000 Jahren hat sich etwas Aehnliches in größerem Umfange zugetragen. Die weichlichen Sybariten und



die zu dem thrazischen Reitervolke gehörenden Kardianer fanden Vergnügen daran, ihre Pferde nach Flötenmusik tanzen zu lehren und an ihren Festen diesem Kunststücke zuzuschauen. Als nun Sybaris mit Kroton, und Kardia mit Bisaltia in Krieg gerieth, benutzten die Feinde diesen Umstand, eigneten sich durch Verrath die Balletmelodien der Pferde an, und als die Schlacht begann und die gewohnten Klänge ertönten, spitzten die sybaritischen und kardianischen Rosse die Ohren, stellten sich auf die Hinterfüße und tanzten mit ihren Reitern zu den Feinden hinüber! — Auch die Affenkomödie war den Alten nicht fremd. Ein ägyptischer König ließ nach Lukian einen Waffentanz von bekleideten, mit Larven versehenen Affen ausführen; allein am Ende des Tanzes hatte ein muthwilliger Zuschauer den Einfall, Nüsse auf die Bühne zu streuen: da warfen die Tänzer Waffen und Kleider weg, demaskirten sich und kämpften um die Beute. Daß ferner Raben sprechen lernten, Hunde durch Reife sprangen, ist allbekannt und fällt uns nicht auf; nur Eines ist außer Mode gekommen: man ließ im Alterthume auch dem gutmüthigem Rinde keine Ruhe und dressirte es zu künstlichen Stellungen und Tänzen! Einen blinden Hund von außerordentlicher Klugheit zeigte im Jahre 543 ein Italiener, Namens Andreas, zu Konstantinopel. Er ließ sich Ringe von den Zuschauern geben, verscharrte sie und der Hund brachte dann Jedem den seinigen. Dann sortirte er auf Befehl die verschiedensten Münzen nach den Bildnissen der Kaiser. Endlich bezeichnete er die Anwesenden nach ihrer Größe und ihrem Charakter! Eine antike Terracottalampe zeigt einen Gaukler, zu dessen linker Seite ein aberichteter Affe sitzt, während auf der anderen ein Hund eine Leiter hinaufklettert. Daß man in Griechenland ganz gewöhnlich gezähmte wilde Thiere für Geld sehen ließ, bezeugt folgende Stelle des Isokrates: „Jedes Jahr schauen wir unter den Kunststücken Löwen, die sich zahm gegen ihre Wärter geberden und Bären, die sich wälzen und ringen und unsere Geschicklichkeiten nachahmen."

VIII.

Die Pantomimik.

Wenn man die Tanzkunst der Griechen und Römer im Allgemeinen mit der modernen vergleicht, so zeigt sich auf den ersten Blick eine prinzipielle Differenz, welche die Aehnlichkeit bedeutend verringert, ja beinahe aufhebt. Bei uns ist der Tanz vorherrschend geselliger Genuß; die Tanzenden kümmern sich fast nur um ihr eigenes Vergnügen, wenig um ihre Beziehung zu den Zuschauenden, und wenn, wie in Deutschland, zur Armuth an schönen Formen noch der Mangel an Grazie beim Tanze kommt, so muß man vom gewöhnlichen Tanze als besonderer Kunstform ganz absehen. Anders gestaltete sich die Orchestik bei den Alten, in deren Anschauung geistige und körperliche Schönheit untrennbar waren, bei denen alles Innere plastisch in die Gestalt heraustrat. Sie tanzten eben mit dem ganzen Körper; besonders das selbst von den Kunsttänzern jetzt arg vernachlässigte Spiel der Arme und Hände richtete sich streng nach der Stimmung der Musik, gleichsam durch die Harmonie der Bewegungen die fehlenden musikalischen Ausdrucksmittel ersetzend. Freilich knüpft sich an den Umstand, daß damals die Tänze fast blos für den Zuschauer berechnet waren, der weitere Unterschied, daß bald der gesellige Tanz größtentheils im Kunst-

tanz unterging und dann bei Mahlzeiten und anderen Belustigungen Tänzer und Tänzerinnen von Profession auftraten. Die bei Homer noch nicht vorhandenen Vorurtheile gegen die Kunst treten in der historischen Zeit deutlich hervor und das Beispiel des Atheners Hippokleides, der sich vor seinem ernsten Schwiegervater Kleisthenes in Sikyon die Braut durch zu leidenschaftliche Liebe zum Tanz verscherzte, wird manchem griechischen Dandy warnend vorgeschwebt haben. Auch war bei der halborientalischen Abgeschlossenheit der Frauen an ein Zusammentanzen beider Geschlechter unter Erwachsenen gar nicht zu denken, und es wäre dasselbe für ein hoher Grad unmännlicher Haltungslosigkeit angesehen worden. Noch strenger, als die Griechen, urtheilten natürlich die Römer in dieser Beziehung, weil ihnen mit der gravitätischen Würde des Mannes eine tänzelnde Beweglichkeit unvereinbar erschien. Ciceros berühmt gewordenes Wort: „Niemand fast tanzt in nüchternem Zustande, wenn er nicht vielleicht den Verstand verloren hat,“ trifft deshalb zufällig mit der Ansicht vieler Sittenrichter unserer Tage überein, „die,“ wie Vischer sagt, „nur eine häßliche Sinnlichkeit kennen.“ So bliebe denn eigentlich blos ein Vergleich zwischen den höheren Kunstformen alter und neuer Zeit möglich, wie sie besonders in der theatralischen Orchestik auftreten und hier ist es besonders die römische Kaiserzeit, die bis jetzt unerreicht dasteht.

Die überaus große Beweglichkeit der Südländer, ihre lebhafte Gestikulation und die Mannigfaltigkeit des Lebens erzeugte bei den Griechen eine Reihe von Geberden, welche auch außerhalb des Theaters im täglichen Leben ihre Anwendung fanden und allen sogleich verständlich waren. Einige Gesten dieser Art, namentlich solche, die sich auf Liebesverhältnisse bezogen, kommen noch in den Malereien antiker Thongefäße vor. Man wundert sich deshalb nicht über die Neigung der Griechen, auch durch den Tanz wirkliche Handlungen darzustellen. Bald überwog das mimische Element das rythmische, und es gab endlich

keinen Charakter, kein Gewerbe, nichts Auffallendes im Getriebe des Lebens, was diese Art der Pantomimik nicht durch die stumme Sprache der Glieder wiedergegeben hätte. Als solche Charaktertänze werden z. B. aus der älteren Zeit erwähnt: Angelike, Gypones, Brydalliche, Mimetike. Die Angelike stellte einen Boten vor, der eine überraschende Nachricht hastig und bezeichnend mittheilte; im Gypones veranschaulichte man das Einherschleichen bejahrter und vom Alter gebeugter Männer; die Brydalliche bezeichnete das Treiben ausgelassener Weiber, die Mimetike einen auf dem Diebstahl von Eßwaaren Ertappten. Einer noch niedrigeren Art der Komik gehörten die Nachahmungen besonders hervorstechender Thiere, z. B. des Löwen, des Fuchses, der Eule, an. Ein bedeutender Fortschritt war es, daß die Orchesten, unter denen die lakonischen und sizilischen die ausgezeichnetsten waren, ihre Stoffe aus der Mythologie wählten und nun die Thaten und Schicksale ihrer Götter und Heroen in mimischen Tänzen und Tableaux ausdrückten. Die anschaulichste Schilderung einer Darstellung dieser Art liefert uns Xenophon in seiner Beschreibung des Gastmahles, welches Kallias seinem Freunde Sokrates giebt. Hier erscheint zur Erheiterung der Gäste ein Syrakusaner nebst einer Tänzerin, einer Flötenspielerin und einem der Orchestik kundigen, schönen Knaben. Nachdem die Gesellschaft mancherlei Gauklerkünste zum Besten gegeben hat, erbittet sich Sokrates selbst einen dramatischen Tanz. Ein Lehnstuhl reichte hin, um das Gemach anzudeuten; der Syrakusaner gab mit wenigen Worten das Programm der Darstellung: Die Heimführung der Ariadne durch Dionysos. „Hierauf kam zuerst Ariadne herein, bräutlich geschmückt, und setzte sich auf den Sessel. Da ertönte auf der Flöte die Melodie eines bacchischen Tanzes. Sogleich zeigte Ariadne durch ihr Benehmen, wie freudig sie die Töne durchschauerten; zwar stand sie nicht auf, um dem Gott entgegenzugehen, aber sie konnte ihre Unruhe nicht verbergen. Endlich erschien Dionysos, halbberauscht, setzte sich zu ihr und umarmte sie. Verschämt

erwiederte sie seine Liebkosungen. Als aber Dionysos aufstand, Ariadne mit sich emporzog und beide sich vermittelst der Geberdensprache ihre Liebe gestanden, da ergriff die Zuschauer Staunen über die Wahrheit der Darstellung; denn sie glaubten zu hören, daß der Gott das Mädchen fragte, ob sie ihn liebte und daß sie es mit einem Eide bejahte, ja sie wollten alle darauf schwören, daß die beiden Pantomimen einander wirklich liebten."

Auch außer dem Theater und den Lustbarkeiten des Hauses zeigte sich diese Fortbildung des mimischen Tanzes in den Volkstänzen bei ländlichen Festen. Hervorzuheben ist hier besonders der Winzertanz, in welchem verschiedene Gruppen von Personen alle bei der Weinlese und dem Mostkeltern vorkommende Handlungen, vom Lesen der Trauben bis zum Trinken des Weines, vorstellten. Die antike Musik leistete als Begleiterin des Tanzes den Griechen mehr Unterstützung, als wir gewöhnlich anzunehmen geneigt sind. Sie entbehrte zwar der Harmonie der Akkorde und überhaupt des freieren Aufschwunges der modernen; allein sie war eben dadurch durchsichtiger, von unmittelbarerer Wirkung, und da sich an bestimmte Tonarten und Taktbewegungen im Bewußtsein des Hörers sogleich eine bestimmte Gemüthsstimmung knüpfte, so wirkte sie bei der mimischen Darstellung als ein direkt mit das Verständniß vermittelndes Element. Dabei fehlte aber der Pantomimik noch so lange die höchste Fähigkeit, den ganzen Reichthum eines geschichtlichen Süjets in der Darstellung zu entwickeln, als sie sich noch nicht vom Gesange, dessen Text den Inhalt der Handlung bestimmt aussprach, begleiten ließ. Dieses dritte nothwendige Vehikel der Kunst kam auf italischem Boden hinzu, ohne daß die dadurch vervollkommnete Pantomimik eigentlich eine römische Erfindung genannt werden kann. Das römische Drama bestand bereits seit dem Jahre 240 v. Chr. aus dem Dialoge (der stets gesprochen wurde), dem Gesang und den Pantomimen. In den lyrischen Monologen ging die Rezitation in Gesang, die Gesti=

kulation in Tanz über. Der eigentliche Schauspieler stellte schon den Inhalt des Monologs pantomimisch dar, während ein Sänger oder ein Chor den Text nach besonders dazu komponirten Melodien mit Flötenbegleitung absang. Von dieser Einrichtung zu rein pantomimischen Stücken war nur noch ein Schritt. Man brauchte eben blos den Dialog auszuschließen und die Hauptsituationen in eine Reihe von Monologen zusammenzufassen, die vielleicht den erzählenden Rezitativen unserer Oratorien glichen. Die Bekanntschaft des Publikums mit dem gesammten mythologischen Material konnte dann die etwa bleibenden Lücken leicht ausfüllen.

Griechische Balletmeister waren es, die unter der Regirung des Kaisers Augustus diesen glücklichen Einfall hatten, so wie überhaupt Künstler aus Hellas oder den gräcisirten Provinzen, besonders Syrien und Aegypten, den Ruhm der Meisterschaft behaupteten, den Italienern die eigentlichen Mimen (Harlekinaden mit übertriebenen Grimassen und obscönen Geberden) überlassend. Und es sind nicht blos die Namen fast aller Virtuosen in dieser Kunst griechisch, sondern auch die Texte scheinen den Andeutungen der Alten zufolge bisweilen in griechischer Sprache verfaßt gewesen zu sein. Die Erfinder waren Pylades aus Cilicien und Bathyllos aus Alexandria. Bathyllos zeichnete sich besonders in der Darstellung des Zarten, Weichen, Weibischen und Komischen aus, Pylades mehr in den tragischen Rollen. Bathyllos war deshalb ein Favorit des weichlichen Mäcenas und Liebling der römischen Damen, die von namenlosem Entzücken hingerissen wurden, wenn er ihnen sein Meisterstück, die von Zeus geliebte Leda, vorzauberte. Die energischere Natur seines Rivalen Pylades spricht aus mehreren über ihn aufbewahrten Anekdoten. Als er zum ersten Mal im „rasenden Herkules" auftrat, den er später privatim vor dem Kaiser wiederholen mußte, und das Publikum Zeichen des Mißfallens über das ungewöhnliche Geberdenspiel gab, nahm er die Maske ab und rief: „Ihr Thoren, mein Tanz stellt ja einen Rasenden

vor!" Ein anderes Mal zeigte er mit dem Finger höhnend auf einen Zuschauer, der ihn auszischte. Dies war für Augustus genug, ihn aus Rom und Italien auf einige Zeit zu verbannen. Die Zurückberufung des geliebten Pantomimen söhnte das Volk mit mancher strengen Maaßregel der kaiserlichen Regirung wieder aus, und als ihm Augustus drohend die Feindschaft mit dem von ihm protegirten Bathyllos vorwarf, antwortete er keck und treffend: „Es ist Dir blos von Nutzen, o Kaiser, wenn sich das Volk im Streite über uns die Zeit vertreibt."

In der Wahl der Stoffe blieben die Erfinder und ihre Nachfolger bis in die späteste Zeit bei demselben abgeschlossenen Kreise der Mythologie und der ältesten Sagengeschichte stehen. Ferner war das Spiel in den ersten zwei Jahrhunderten auf eine einzige Person beschränkt, die so schnell als möglich ihr Kostüm wechselte und durch ein rasches Nacheinander gleichen Schritt mit dem Nebeneinander der Handlung zu halten suchte. In Bezug darauf erzählt Lukian, es sei einst ein Ausländer ins Theater gekommen und habe bemerkt, daß fünferlei verschiedene Masken für den Tänzer in Bereitschaft waren. Da er nun blos einen Tänzer sah, habe er gefragt, wo denn die übrigen vier wären, die mit demselben agiren sollten. Man sagte ihm, dieser Einzige würde alle fünf Rollen spielen. „Um Verzeihung," sprach der Fremde zum Pantomimen, „Du hast also in einem Leibe fünf Seelen? Das konnte ich nicht wissen." Ja, derselbe Lukian erklärt sich den vielgestaltigen Proteus schon auf ächt rationalistische Weise als einen recht geschickten ägyptischen Tänzer! — Die Masken waren immer schön und dem Süjet angemessen, nicht mit offenem, sondern mit geschlossenem Munde. Natürlich hinderten sie das uns so nöthig dünkende Mienenspiel ganz; allein erstlich lag in der alten pantomimischen Kunst der Hauptaccent auf der Cheironomie, der Gestikulation, und dann konnten in den ersten Jahrhunderten, wo keine weiblichen Pantomimen öffentlich auftraten, die Tänzer bei weiblichen Rollen der Larven nicht entbehren. Die Flötenmusik

verstärkte man bald durch andere Instrumente und besondere Taktschläger regelten durch das sogenannte Skabillum, eine eiserne Schuhsohle, den Rythmus des Gesanges. Allein, der stärkere Effekt, der durch das Zusammenklingen mehrerer Instrumente erreicht wurde, und die größere Biegsamkeit in der Modulation fanden bald strenge Tadler. Es war dies nach unserer Ansicht ein naturgemäßes Bedürfniß nach konkreterer Belebung der Musik durch Harmonie; aber dieses Schmelzen und Flüssigwerden des kalten Einklanges erschien den alten Kunstkennern als Verweichlichung, Entnervung der edeln Tonkunst, und die Klagen über ihre schlechte Theatermusik erinnern uns lebhaft an die vielleicht gerechteren Stoßseufzer über leichtfertige Ballet- und Opernkompositionen in der Neuzeit.

Die Pantomimen akkommodirten ihre Geberden so streng dem gesungenen Texte, daß sie ihr Spiel bis auf einzelne Worte nüancirten. So wird erzählt, daß einst Hylas, der ausgezeichnetste Schüler des Pylades, einen Chor tanzte, dessen Schlußworte waren: „den großen Agamemnon,“ und dabei seine Gestalt hoch aufrichtete. Da rief ihm sein Lehrer von den Zuschauersitzen aus zu: „Du machst ja aus dem Großen einen Langen!“ und als er hierauf auf die Bitte des Volkes denselben Chor sogleich selbst tanzte, nahm er an derselben Stelle des Textes eine tiefnachsinnende Stellung an. Ein anderes Mal tanzte Hylas den blinden Oedipus mit zu sicherer Haltung, und Pylades tadelte ihn wieder laut mit den Worten: „Du siehst ja!“ Mit dem Grade der Kunstausbildung steigerte sich auch die Kennerschaft des Publikums, von dem man überhaupt dreist behaupten kann, daß es weniger aus Neugierde, als aus Liebe zur Darstellung das Theater besuchte, da ihm ja alle Stoffe bekannt waren und ihm also die moderne Spannung auf die Erfindung und Komposition der Stücke gänzlich abging. Wehe auch dem Akteur, an welchem man das geringste Unschickliche bemerkte! Lukian erzählt aus Antiochia, einer Hauptbildungsstätte aller Gaukler und Tänzer: „Einst trat

ein sehr kleiner Tänzer auf, um den Hektor zu tanzen; sogleich schrieen alle Zuschauer wie aus einem Munde: „„Da kommt Astyanax (Hektors Sohn), aber wo bleibt Hektor?““ Ein anderes Mal stellte ein recht langer Bursche den Kapaneus (einen der Sieben gegen Theben) vor, und da er sich eben anschickte, die Mauern von Theben zu bestürmen, riefen sie ihm zu: „Steige doch hinüber, Du brauchst keine Sturmleiter!“ Einen überaus dicken Tänzer, der gewaltige Sprünge machte, baten sie, zu bedenken, daß man die Bühne noch länger brauchte; einem außerordentlich schmächtigen dagegen rief man zu: „Gute Besserung!“ So ist es denn erklärlich, daß die patomimische Kunst eine Höhe erreichte, wogegen alles, was bei uns Mimik heißt, in den Hintergrund tritt, daß wirklich endlich bei manchen Meistern „jeder Gedanke eine Geberde, jede Geberde ein Gedanke“ wurde.

Zwei Triumphe der Kunst berichten uns die Alten aus Neros Zeit. Der cynische Philosoph Demetrios zog damals gegen die Tanzkunst los und that es auch einst in Gegenwart eines Orchesten. Da er dem musikalischen Ohrenkitzel die Hauptwirkung der Pantomimik zugeschrieben hatte, so bat der Tänzer, ihn erst tanzen zu sehen, bevor er über ihn urtheilte. Demetrios willigte ein; der Tänzer hieß die Flöten und Sänger schweigen und tanzte ohne alle Begleitung die in den Armen des Kriegsgottes überraschte Venus, wie Helios sie dem Vulkan verräth, dieser sie belauscht und beide im Netze fängt, wie er die gesammten Götter herbeiruft und jeder derselben sich auf besondere Weise benimmt — Alles mit so viel Geschicklichkeit, daß Demetrios, vor Vergnügen außer sich, dem Tänzer zugerufen haben soll: „Was für ein Mann bist Du? Ich sehe nicht nur, ich höre alles, was Du machst, und da Du so gut mit den Händen reden kannst, ist Dir eine andere Sprache leicht entbehrlich.“ Die zweite Anekdote betrifft einen Fürsten aus einem barbarischen Lande, der an Neros Hof gekommen war. Er sah denselben Tänzer einige Pantomimen so deutlich

ausführen, daß er alles verstand, wiewol ihm die Worte des Gesanges verloren gingen. Als er sich nun vom Kaiser beurlaubte, und ihm dieser sagte, er möchte sich von ihm ausbitten, was er wollte, es sollte ihm mit Vergnügen gewährt werden, erwiederte er: „Du würdest mich sehr glücklich machen, wenn Du mir den Pantomimen schenken wolltest.“ „Und was willst Du in Deinem Lande mit ihm anfangen?“ fragte Nero. „Ich habe,“ antwortete der Fremde, „verschiedene Nachbarn, die eine andere Sprache reden, und es findet sich nicht immer sogleich ein Dolmetscher; so oft ich nun einen brauche, soll er diesen Leuten durch Geberden meinen Willen erklären.“ Kaum läßt sich aber auch der ungemessene Beifall, den dieses Spiel fand, der ausschweifende Eifer aller Klassen für dasselbe schildern. Hohe und Niedere, Alt und Jung, Männer wie Weiber glühten von Leidenschaft für diese Darstellungen, und zuweilen artete die Begeisterung des Publikums in Raserei aus. So geschah es, daß einst zu Lukians Zeit ein Tänzer den „rasenden Ajax“ gab und sich dabei ganz wie ein Rasender geberdete, einem Taktschläger die Kleider vom Leibe riß, einem Flötenspieler die Flöte aus dem Munde nahm und damit dem sich seines Sieges freuenden Ulysses ein Loch in den Kopf schlug. Die Zuschauer ließen sich aber auch anstecken, sprangen auf, schrieen wie die Unsinnigen und warfen ihre Kleider von sich! — Zu Hause ahmte man Stellungen und Gesten nach, trällerte die Melodien der Chöre und die Gefährlichkeit der Pantomimen für das schöne Geschlecht übersteigt noch die unserer Ballettänzerinnen. Aergerlich sagt der Philosoph Seneka: „Wie ängstlich ist man bemüht, daß ja nicht der Name irgend eines Pantomimen untergehe! Fest begründet durch viele Nachfolger steht das Haus des Pylades und Bathyllos; groß ist die Zahl der Schüler, groß die der Lehrer dieser Künste. In allen Häusern der Stadt erdröhnen die Bretter der Bühnen; auf ihnen drehen sich stampfend Männer und Weiber. Beide Geschlechter wetteifern in der Ehre, die Pantomimen auf der Straße zu begleiten.“ Besonders die letzten Worte deuten auf

den Umschlag hin, den die öffentliche Meinung hinsichtlich des Makels, der von Alters her an den Schauspielern haftete, bald erfuhr. Augustus ließ zwar die entehrende Strafe der Peitschung sogar an dem Liebling des Volkes, Hylas, noch vollziehen und Tiberius erneuerte die alten Verbote: daß kein Senator die Häuser der Pantomimen betreten, daß kein römischer Ritter in Begleitung derselben sich blicken lassen oder anderswo als im Theater ihren Vorstellungen beiwohnen sollte, und daß die Prätoren die Exzesse der Claque und der Faktionen mit dem Exil bestrafen durften; ja er verbannte acht Jahre später, als die Klagen sich mehrten, alle Schauspieler aus Italien. Allein Kaligula führte die lange entbehrten Belustigungen wieder ein, veranstaltete dieselben sogar des Nachts (was bis dahin noch unerhört war) bei voller Erleuchtung der Stadt, grollte lästernd mit Jupiter, als einst Regengüsse die Vorstellungen der Pantomimen verzögerten, und küßte den vortrefflichen Künstler Mnester vor den Augen des ganzen Volkes. Nero begünstigte natürlich in seiner Kunstmanie auch die Pantomimen, hatte seine große Freude an den Raufereien des Volkes und warf selbst vom Proszenium herab mit Steinen und Stuhlbeinen unter die Kämpfenden; als aber sein Versuch, die Orchestik beim Tänzer Paris zu erlernen, mißlang, ließ er denselben hinrichten und verbannte alle derartigen Künstler aus Italien. Seine Ermordung brachte die Hauptstadt um einen großen Genuß; denn er hatte bei der herannahenden Gefahr das Gelübde gethan, bei den Spielen zu Ehren seiner Erhaltung den König Turnus nach Virgil zu tanzen! Wenn man bedenkt, daß damals jeder Anführer von einer Abtheilung der kaiserlichen Claque eine Besoldung von 2500 Thlr. erhielt, so kann man sich eine schwache Vorstellung von den Kosten des Theaters machen (das gewöhnliche Honorar der Schauspieler für eine Vorstellung schwankte übrigens in der Kaiserzeit gesetzlich zwischen 25 und 50 Thlr.).

Unter Domitian entzückte ein zweiter Paris das Volk. Er war so sehr Liebling der Damen, daß Juvenal es unter den

Opfern aufzählt, die sich eine Frau auferlegte, wenn sie die Hauptstadt verließ: daß sie das Spiel dieses Künstlers missen mußte. So war es kein Wunder, daß selbst die Kaiserin Domitia sich sterblich in ihn verliebte. Endlich merkte aber der Tyrann die Untreue seiner Gemahlin, verstieß dieselbe und ließ den Pantomimen auf offener Straße niederstoßen. Seiner Wuth fiel sogar ein unschuldiger, kränklicher, aber seinem Lehrer an Gestalt und Kunst ähnelnder Schüler des Paris zum Opfer, so wie die Todesstrafe an Allen vollzogen wurde, welche den Ort, wo der Tänzer ermordet worden war, mit Blumen schmückten. Außerdem gestattete Domitian von nun an nur noch das Spiel der Pantomimen innerhalb der Privatwohnungen. Vom edeln Trajan verlangte das Volk mit derselben Uebereinstimmung die Abschaffung der Pantomimen, wie von Nerva die Wiedereinführung derselben. Unter den folgenden Kaisern wagte es höchstens Kommodus, dem Volke diese Darstellungen zu entziehen; sie erhielten sich in Gunst bis zum Untergange des weströmischen Reiches und fanden in der neuen Hauptstadt des oströmischen denselben ausschweifenden Beifall. Noch der ostgothische Geheimschreiber Kassiodor lobt „die geschwätzigen Hände, die zungenfertigen Finger, das schreiende Stillschweigen, die stumme Erzählung der Pantomimen“ und zugleich ersieht man aus ihm, daß weder die Art der Aktion, noch die Süjets der Darstellung sich bis dahin geändert haben. Justinian endlich, dessen schamlose Gattin selbst früher Tänzerin gewesen war, hat unter anderen auch die Bestimmung des Kaisers Theodosius in seine Gesetzsammlung aufgenommen: daß die Bildnisse der Pantomimen nicht neben den Porträts der Kaiser an öffentlichen Orten figuriren sollten, sondern blos am Cirkus und im Theater.

Wenn nun aber auch die Kunst sich ziemlich gleich blieb, so artete doch der sinnliche Reiz der pantomimischen Stücke in Schamlosigkeit aus, als im vierten Jahrhundert die ausschweifendste Lüsternheit das Spiel weiblicher Pantomimen auf die Bühne brachte. Bevor jedoch dies geschah, kam noch neben der

hergebrachten eine Gattung des dramatischen Ballets auf, welche insofern große Aehnlichkeit mit dem unsrigen hat, als hier dramatische Gegenstände von mehreren Personen dargestellt wurden und der Chorgesang wegblieb. Der altdorische Waffentanz, Pyrrhiche genannt, war schon zu Cäsars Zeit nach Rom verpflanzt und dort von Asiaten getanzt worden. Nach und nach wurde er aber mehr theatralisch als kriegerisch-mimisch und stellte theils mythologische Stoffe, die Thaten des Dionysos, des Ikaros u. a. dramatisch vor, theils blos künstliche Chortänze. Im „goldenen Esel" des Appulejus findet sich noch die interessante Schilderung einer theatralischen Aufführung beider Arten der Pyrrhiche hintereinander. Sie lautet: „Zuerst tanzten Jünglinge und Mädchen von jugendlicher Frische und schöner Gestalt, in glänzendem Kostüme mit graziöser Haltung, die griechische Pyrrhiche. Reihenweise geordnet schwebten sie in zierlichen Windungen einher, bald im Kreise sich drehend, bald in Kreuzungen sich verschlingend, und jetzt zum hohlen Viereck geschart, jetzt wieder sich trennend in einzelne Haufen. Endlich gab das Schmettern der Trompete das Zeichen zur Auflösung der labyrinthischen Drehungen, der Vorhang hob sich und die Bühne wurde anders arrangirt. Als sie sich wieder öffnete, stand vor unsern Augen ein hoher, künstlich aus Holz gebildeter Berg, der Homerische Ida, mit Gesträuch und lebendigen Bäumen bepflanzt. Vom höchsten Gipfel desselben rieselte Quellwasser herab, einige Ziegen pflückten sich Gras und ein Jüngling in phrygischer Tracht spielte den Hirten Paris, durch eine goldene Tiara seine königliche Abkunft verrathend. Da erschien ein anderer netter Jüngling, blondgelockt, nur mit einem kurzen, von der linken Schulter herabwallenden Mantel bekleidet. Der Heroldsstab und die goldenen Flügelchen zu beiden Seiten des Hauptes kennzeichneten ihn als den Götterboten Merkur. Leichtfüßig herbeitanzend reichte er Paris einen goldenen Apfel dar, richtete ihm durch Geberden den Auftrag Jupiters aus und verschwand eben so schnell, wie er gekommen war. Hierauf

traten drei Tänzerinnen auf. Die eine, würdigen Antlitzes, mit Diadem und Szepter geschmückt, stellte Juno vor, die zweite erkannte man als Minerva am funkelnden Helm, den eine Krone von Olivenzweigen bekränzte, am Schild und an der geschwungenen Lanze; die Göttin der Liebe endlich, an Liebreiz, Schönheit und Grazie den andern überlegen, war nur zum Theil in einen durchsichtigen Stoff von blauer Farbe gehüllt. Jede Göttin hatte außerdem die ihr zukommende Begleitung. Juno zur Seite gingen Kastor und Pollux, durch die Sterne ihrer Helmspitzen kenntlich; sie selbst schritt nach dem Rythmus des Flötenspielers vor und machte mit ruhiger, würdevoller Gliederbewegung dem Hirten verständlich, daß sie ihm die Herrschaft über ganz Asien verspräche, wenn er ihr den Preis der Schönheit zuerkennen würde. Zwei Jünglinge mit bloßen Schwertern und ganz gewappnet, der Schrecken und der Schauder, beschützten Minerva und hinter ihr spielte die Flöte einen aufregenden, kriegerischen Marsch. Sie selbst in unruhiger Haltung, mit drohenden Augen und heftigen Gesten, versprach Paris Heldenruhm und kriegerische Ehren, wenn er ihrer Schönheit den Sieg gewinnen ließe. Venus endlich stand hold lächelnd in der Mitte der Bühne, umringt von einem ganzen Volke kleiner Liebesgötter, die beflügelt und mit Köchern und Pfeilen bewaffnet, der Herrin hochzeitliche Fackeln vortrugen; schöne Grazien und Horen huldigten ihr außerdem, mit den herrlichsten Blumengewinden sie umschwebend. Anmuthiger noch, als die liebliche Musik, welche sie begleitete, bewegte sie sich zögernden Schrittes vorwärts. Mit Augen, welche bald drohend blitzten, bald sanft schmachteten, deutete sie durch die reizenden Winke ihrer Arme dem Jüngling an, daß sie ihn für den Vorzug mit dem schönsten Weibe beglücken wollte. Da reichte ihr freudig der Phrygier den goldenen Apfel. Traurig entfernten sich Juno und Minerva, die Entrüstung über ihre Zurücksetzung pantomimisch ausdrückend. Venus dagegen bezeugte mit ihrem Chor im Tanze ihre Freude. Zum Schlusse entsprudelte

der Quelle wohlriechender Safran, der die Zicklein gelb färbte und das ganze Theater durchduftete, bis endlich der ganze Berg vor den Augen der Zuschauer versank."

Bei der großen Aehnlichkeit, die diese Tableaux mit dem modernen Ballet haben, muß man doch immer dem alten theatralischen Kunsttanz den Vorzug geben. Die Handlung ist bei uns nicht mehr wirklicher Tanz, die Chortänze sind zwar oft schön, aber „die Solotänze der heraustretenden Tänzer und Tänzerinnen," sagt Vischer treffend, „sind, wo nicht Nationaltänze von ihnen ausgeführt werden, ausdruckslos und zum widerlichen Kunststück herabgesunken, welches das Schwere mit dem Schönen verwechselt; das führt nothwendig zum Schweren auf Kosten des Schönen, zur häßlichen Verrenkung, und für die Beleidigung der Anmuth entschädigt der Kitzel der Entblößungen, den der Reiz des Verbotenen in einer Welt strenger Decenzbegriffe verdoppelt." Bei unseren westlichen Nachbarn scheint kein gesundes Drama ohne die Zuthat dieses sinnlichen Reizmittels mehr aufkommen zu können. Auch in Rom unterlagen Tragödie und Komödie schon zu Anfang der Kaiserzeit den Pantomimen, nachdem sie kaum angefangen hatten, sich selbständig zu entwickeln. Bei Festen von religiöser Bedeutung, wo die Pantomimen fehlten, erwähnt schon Tacitus zu Neros Zeit die geringe Betheiligung des Publikums an dramatischen Stücken und nach Juvenal verkauften die besten Dichter ihre Stücke an Pantomimen, um dem Hungertode zu entgehen.

IX.

Die Astrologie in der römischen Kaiserzeit.

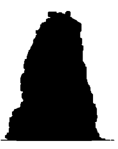
Ob die Beobachtung und Berechnung der Gestirne und der mit dem Sternendienste zusammenhängende Glaube an den Einfluß der Planeten auf die Schicksale der Menschen bei den Aegyptern oder Babyloniern ihren Anfang genommen haben, bleibe hier unentschieden. Gewiß ist, daß seit dem Sturze des persischen Reiches durch den Makedonier Alexander die Kenntnisse und Geheimnisse der chaldäischen Priesterkaste sich über die griechischen Kulturstaaten verbreiteten und die Astrologen des Ostens, welche vorgaben, schon 47 Myriadenjahre vor Alexander im Besitze ihrer Kunst gewesen zu sein, die breite Straße des Erwerbes nach dem Westen einschlugen. Am Hofe Alexanders und der Diadochen spielten sie bereits eine große Rolle, während in Griechenland selbst ihre Konstellationslehre wol vorher schon bekannt gewesen war (das spartanische Gesetz, welches nicht gestattete, ins Feld zu rücken, bevor der Vollmond eingetreten war, deutet darauf hin), aber verhältnißmäßig keinen bedeutenden Einfluß gewonnen hatte. Nirgends fanden die Sterndeuter aber einen günstigeren Boden als in Rom während des Unterganges der Republik und in der Kaiserperiode. Mehrere Ursachen vereinigten sich, ihnen dort gute Aufnahme zu sichern.

Der Römer war überhaupt abergläubischer als der Grieche; Zeichendeuterei und Wahrsagerei umspann bereits das Staats- und Privatleben; der stark fatalistisch gefärbte Volksglaube konnte der Annahme einer unabwendbaren Vorherbestimmung jedes Menschen von der Geburt an nicht abhold sein, und als nun in der allgemeinen Auflösung des sittlichen Lebens der Glaube an die alten Institute der Divination unterging, als die Formen und Religionen aller Völker sich in Rom zu vermischen begannen, als in Hinblick auf den auffallenden Wechsel und das Wandelbare der menschlichen Schicksale die irreligiöse Generation den obersten Rang in der Götterwelt der blinden Fortuna einräumte: da wurde auch die Neugierde auf die kommenden Dinge mächtiger und jeder Ehrgeizige hegte endlich den Wunsch, den Schleier seiner Zukunft zu lüften. So kommt es denn, daß die Astrologen nicht wenig, sowol absichtlich als auch zufällig, in die damaligen Geschicke der Welt mit eingegriffen haben; ja, man kann dreist behaupten, daß manche ihrer Prophezeiungen wirklich eingetroffen sind dadurch, daß energische Naturen das ihnen verkündigte hohe Ziel fest ins Auge faßten und so endlich in blindem Vertrauen auf die Wahrheit ihres Horoskops die vorgespiegelte Zukunft in eine wirkliche verwandelten.

Schon im Jahre 139 v. Chr. wurden die Sterndeuter, in Rom Chaldäer oder Mathematiker genannt (die jetzige Mathematik hieß Geometrie), durch ein Edikt des Prätors Kornelius Hispallus bedeutet, innerhalb zehn Tagen Rom und Italien zu verlassen. Doch scheinen sie damals noch eine ziemlich verachtete Klasse gewesen zu sein. Der erste angesehene Mann, den sie ganz bethörten, war der Konsul Oktavius. Er ließ sich im Jahre 87 bei der Annäherung seines Feindes Marius von den Chaldäern bewegen, in der Hauptstadt zu bleiben, und als er von den Trabanten des neuen Machthabers auf dem kurulischen Sessel niedergehauen worden war, fand man in seinem Busen eine Tafel mit dem trügerischen Horoskop. Marius selbst

hielt sehr viel auf die Wahrsagekunst und soll selbst in den Tagen der höchsten Gefahr festes Vertrauen zu einer alten Prophezeiung gehegt haben, die ihm das siebenmalige Konsulat verheißen hatte. „Sulla,“ sagt Plutarch, „sah nicht nur seinen Tod voraus, sondern beschrieb ihn auch gleichsam. Denn er brachte zwei Tage vor demselben das zweiundzwanzigste Buch seiner Memoiren zu Ende, in welchem er meldet, daß ihm die Chaldäer vorhergesagt hätten, er werde im höchsten Glücke sein Leben beschließen.“ Traf hier die Verheißung des Erwünschten zufällig ein, so heißt es dagegen bei Cicero: „Wie vieler Aussprüche der Chaldäer erinnere ich mich in Bezug auf Pompejus, auf Krassus und selbst Cäsar, dahin lautend, daß jeder derselben im Greisenalter, zu Hause, im höchsten Glanze des Ruhmes sterben würde! Es ist mir wunderbar, daß es überhaupt noch jemanden giebt, der ihren Prophezeiungen glaubt, da dieselben doch täglich durch den Erfolg widerlegt werden.“ Es finden sich diese Worte des großen Redners in seinem Buche „Ueber die Weissagung“, in welchem er in einem längeren Abschnitte gegen die Vernunftwidrigkeit und den verderblichen Einfluß der astrologischen Grundsätze eifert. Es hatten diese damals aber bereits eine solche Gewalt über die Gemüther erlangt, daß ein gewisser Tarutius Firmanus es wagen konnte, die Geburtsstunde der Stadt Rom zu berechnen, zu behaupten, daß zu jener Zeit der Mond im Zeichen der Wage gestanden habe und darnach die weiteren Schicksale zu bestimmen.

Ein anderer Zeitgenosse Ciceros, der berühmte Grammatiker P. Nigidius Figulus, soll als eifriger Astronom und Nativitätssteller, sobald er die Nachricht von der Geburt Oktavians erhielt, denselben als künftigen Herrn des Reiches bezeichnet haben. Weniger auf diese Aeußerung als auf ein anderes Begegniß gründete sich später Oktavians Zuversicht auf seinen glücklichen Stern. Wenige Monate vor seines Oheims Ermordung war er nach Apollonia in Illyrien gesandt worden, um sich dort mit dem Heere bekannt zu machen und



seine Studien fortzusetzen. Da trieb ihn einst die Neugierde und das Beispiel Anderer, den in der Nähe wohnenden Seher Theogenes zu besuchen. In Begleitung Agrippas erstieg er die Höhe, auf der das astronomische Observatorium stand, und ungekannt betraten sie dasselbe. Agrippa fragte zuerst und erhielt so große und beinahe unglaubliche Versprechungen, daß der junge Oktavian, aus Furcht, ein geringeres Loos zu ziehen, sich weigerte, die Stunde seiner Geburt anzugeben. Schüchtern that er es endlich auf vieles Zureden; Theogenes verstummte und — bezeugte ihm fußfällig seine Verehrung. Wer kann wissen, ob nicht dieser Vorgang die schlummernde Herrschsucht in Cäsars Neffen weckte, ihn wenigstens mächtig in den Entschlüssen stärkte, welche er vielleicht wenige Wochen später als erklärter Erbe von Cäsars Namen und Vermögen faßte? Thatsache ist, daß er als Kaiser eine silberne Münze mit dem bei seiner Geburt dominirenden Zeichen des Steinbocks prägen ließ und die Widmung der astrologischen Gedichte des Manilius annahm. Natürlich kam unter ihm die Genethliologie in der Hauptstadt immer mehr in Aufnahme; sorgfältig notirte man bei jedem Kinde die entscheidende Stunde, und selbst die Damen interessirten sich schon lebhaft für die Wissenschaft der Zukunft und studirten die von den Mathematikern herausgegebenen Schemata und Berechnungen. Daher sieht sich Horaz veranlaßt, seiner Freudin Leukonoë zuzurufen: „Forsche nicht, denn es ist frevelhaft, was Zeus für ein Ziel bestimmt, o Leukonoë, für Dich oder mich; flieh die chaldäischen Zahlen! Besser erträgt man mit Geduld, was uns beschieden ist.“ Auch das furchtsame Gemüth Mäcens, der sich vielleicht über die gefährliche Stellung der Planeten in seiner Nativität Sorgen machte, beruhigt er mit den Worten: „Warum zerquälst Du durch Deine Klagen mich? Der Götter Will' ists nicht, noch der meinige, daß Du Mäcen, mein Stolz und meine mächtige Stütze, zuerst entschlummerst. — Ob einst die Wag' auf mich, ob der Skorpion, der ersten Lebensstunde gewaltiger Begleiter, grausenvoll

herabsah, oder des Weltmeers Tyrann, der Steinbock: so stimmt unglaublich unser Geburtsgestirn zusammen."

Endlich nahm das Unwesen so überhand, daß sich Augustus genöthigt sah, im Jahre 11 n. Chr. die Astrologen zu beschränken, indem er ihnen verbot, einem Einzelnen Orakel zu ertheilen, besonders über den Tod Anderer, was auch in Gegenwart Mehrerer nicht geschehen sollte. Auch mögen unter den 2000 prophetischen Büchern, die er verbrennen ließ, viele astrologischen Inhaltes gewesen sein. Noch leidenschaftlicher aber huldigte der Kunst Tiberius. Während seines halb unfreiwilligen Aufenthaltes in Rhodus, als er in Zurückgezogenheit fern von der Stadt ein einsames Haus hoch auf steilem Meeresufer bewohnte, hatte er sich dem Studium der Philosophie und Mathematik ergeben. Sein Lehrer Thrasyllos wurde bald Mitwisser seiner geheimsten Gedanken, besonders seitdem er den Prinzen auch in der geheimnißvollen Kunst der Chaldäer unterrichtete. Allnächtlich geleitete ein Freigelassener von großer Körperstärke und geringem Verstande den Philosophen auf schwindelndem Stege zum Hause, wo dann dieser neben Tiberius auf dem hohen Altan den gestirnten Himmel beobachtete und dem Schüler über die künftige Herrschaft und die Geschicke der im Wege stehenden Verwandten befriedigende Auskunft ertheilte. Allein es verging Jahr auf Jahr, die Zukunft Tibers schien sich immer mehr zu trüben und mit dem schwindenden Vertrauen wurde sein Verhältniß zu Thrasyllos immer kälter. Endlich beschloß er sich des möglichen Verräthers seiner verborgensten Pläne zu entledigen und gab eines Tages dem Freigelassenen Befehl, den Astrologen auf dem Rückwege von den Felsen hinabzustürzen. Zuvor wollte er jedoch noch einmal die Kunst des Lehrers auf die Probe stellen und fragte ihn, ob er seine eigene Geburtsstunde kenne, und was wol das Jahr, die gegenwärtige Stunde ihm bringe? Thrasyllos hatte genug Gelegenheit gehabt, die Gemüthsart des Fragestellers kennen zu lernen; er war ein sehr kluger Kopf und ahnte die ihm drohende Ge=



fahr. Nachdem er also die Stellung und Entfernung der Gestirne gemessen hatte, gerieth er in Verwirrung, begann zu zittern und rief endlich voll Staunen und Furcht: „Die Stunde ist für mich sehr bedenklich, es droht mir eine sehr große Gefahr!“ Da umarmte ihn Tiberius und wünschte ihm Glück dazu, daß er durch die Sicherheit seines Wissens der Gefahr entronnen sei. Einen zweiten Beweis zu seinen Gunsten lieferte der Astrolog dadurch, daß er, als das Regirungsschiff in Sicht kam, welches dem Verbannten die Erlaubniß zur Rückkehr brachte, vorhersagte, das Schiff berge eine freudige Nachricht. Tiberius konnte sich nun von Thrasyllos nicht mehr trennen, nahm ihn mit sich nach Rom und behielt ihn bis an's Ende seines Lebens in seiner Nähe. Sehr klug hatte sich der Astrolog vor jeder gefährlichen Ungnade seines Herrn geschützt, indem er stets behauptete, Tiberius werde zehn Jahre später als er sterben; ja er erwarb sich dadurch, vielleicht ohne es zu wollen, ein Verdienst um Andere insofern, als der grausame Tyrann gegen das Ende seines Lebens trotz der zunehmenden Schwäche manche blutige Maaßregel aufgeschoben haben soll, weil ja sein getreuer Thrasyllos noch lebte! — Uebrigens gab der kaiserliche Adept auch Proben seiner Kunstfertigkeit und soll unter anderem dem unglücklichen Galba, als derselbe noch Konsul war, gesagt haben: „Auch Du wirst einst die Herrschaft kosten!“ Trotzdem hegte er aus angeborenem Argwohn und eigener Erfahrung Mißtrauen gegen die Chaldäer und gestattete ihnen nur auf ihr Versprechen, die Ausübung ihres Gewerbes unterlassen zu wollen, den Aufenthalt in Italien. Als aber später die Untersuchungen gegen Skribonius, Libo und Lepida darthaten, wie leicht jenes Gelichter selbst schwache Gemüther mit nichtigen Hoffnungen erfüllen und zu gefährlichen Unternehmungen reizen konnte, veranlaßte er einen Senatsbeschluß zur Vertreibung der Chaldäer und Magier und ließ einen derselben vom tarpejischen Felsen herabstürzen, einen andern auf dem Richtplatz der Sklaven enthaupten.

Allein die Charlatane waren längst der Hauptstadt unentbehrlich geworden; alle Verbote blieben erfolglos; „Den Mächtigen unzuverlässig und trügerisch den Hoffenden", wie Tacitus sie nennt, fanden sie sich stets wieder ein. Der unsinnige Kaligula scheint wenig auf chaldäische Weisheit gegeben zu haben, und man erzählte sich bei Hofe, er habe den ungeheuern, zwecklosen Brückenbau über die 3600 Schritte lange Wasserstrecke von Bauli nach Puteoli blos deshalb unternommen, um die Prophezeiung des berühmten Thrasyllos zu nichte zu machen: daß Kaligula eben so wenig zur Regirung gelangen könnte, als über die Bucht von Bajä mit Rossen fahren. Allein gegen sein Ende hin soll er sich doch herabgelassen haben, den Mathematiker Sulla über seine Zukunft zu befragen und mit der bestimmtesten Verkündigung des nahen Todes bedacht worden sein. Unter Klaudius waren einige Hochverrathsprozesse wegen Befragung der Chaldäer über Verhältnisse des kaiserlichen Hauses die Ursache zu einem abermaligen „harten und vergeblichen" Verbannungsdekret. Desto sehnlicher scheinen die Chaldäer den Tod des beschränkten Kaisers erwartet zu haben. Wenigstens läßt der über den Aberglauben seiner Zeit hoch erhabene Philosoph Seneka in seiner Spottschrift auf den Tod des Klaudius den Merkur zu einer der Parzen sagen: „Gestatte doch endlich einmal den Astrologen die Wahrheit zu sagen, die jenen, seitdem er Kaiser geworden ist, in jedem Jahre, in jedem Monate begraben lassen!" Die zweite Gemahlin des Kaisers, Agrippina, die würdige Mutter Neros, war ganz in den Händen der Mathematiker. Der Sohn des Thrasyllos hatte ihr vorausgesagt, daß ihr Sohn zwar den Thron besteigen, aber seine Mutter tödten werde, worauf sie erwiedert haben soll: „Mag er mich tödten, wenn er nur Kaiser wird!" Die Astrologen waren ferner mit Schuld an der Verheimlichung vom Tode des Klaudius, weil Agrippina erst die von ihnen bestimmte glückliche Stunde zur Proklamirung des neuen Kaisers abwarten wollte. Mit Nero

begann die eigentliche goldene Zeit der Wahrsagerei. Er selbst duldete nicht nur die Chaldäer, sondern ließ sich selbst oft von ihnen die Zukunft enthüllen. Da sagten ihm denn Einige voraus, daß er einmal die Krone wieder verlieren würde, und er soll darauf mit desto größerem Eifer der Musik obgelegen haben, da er sie als seine künftige Ernährerin ansah; andere versprachen ihm die Herrschaft über den Orient, namentlich das Königreich Jerusalem, mehrere endlich auch die Wiedereinsetzung in die verlorene Würde. Die Erscheinung eines Kometen beunruhigte ihn und auf den Rath des Astrologen Babilos suchte er das Verderben durch mehrere aus den Vornehmsten gewählte Schlachtopfer von sich abzuwälzen. Auch die berüchtigte Poppäa Sabina war von Mathematikern („den schlechtesten Werkzeugen einer Fürstin", bemerkt Tacitus) umgeben, die in alle ihre Geheimnisse eingeweiht waren. Kein Wunder daher, wenn die ängstliche Scheu vor den Planeten in alle Verhältnisse des Lebens eindrang, wenn selbst in der Heilkunde Krinas aus Marseille als Stifter einer neuen Schule sein Glück machte — er hinterließ gegen 600,000 Thaler zum Bau der Stadtmauern von Marseille, nachdem er die gleiche Summe bei Lebzeiten schon einer andern Stadt zugewendet hatte! — die nach genauer Beobachtung astrologischer Stundentafeln Speisen und Arzneien zu nehmen vorschrieb.

Am treffendsten charakterisirt diese Zustände Juvenals sechste Satire ungefähr mit folgenden Worten: „Den Chaldäern schenkt man sehr großes Vertrauen; was ein Astrolog sagt, dem glaubt man, als sei es ein Orakelspruch des Jupiter Ammon. Der angesehenste unter ihnen ist aber, wer mehrmals verbannt worden ist; denn es fließt der Kunst Vertrauen zu, wenn an der rechten und linken Hand die Fesseln geklirrt haben, wenn man recht lange im Gefängniß des Feldlagers geschmachtet hat. Einer, der noch nicht verurtheilt worden ist, wird nie den Geist der Weissagung besitzen, nur ein solcher, der kaum dem Tode entrinnen konnte, dem es mit Mühe glückte,

auf eine der Kykladen geschickt und endlich vom Inselchen Seriphos wieder zurückgerufen zu werden. Bei ihm befragt sich Deine Hausfrau über den zögernden Tod ihrer gelbsüchtigen Mutter, vorher aber über den Deinigen; wann sie die Schwester, wann ihre Oheime zur ewigen Ruhe begleiten könne, ob ihr Geliebter sie überleben werde? Sie hat jedoch keine astrologischen Kenntnisse und weiß nichts von den Häusern und Kräften der Planeten. Hüte Dich aber, einer Frau zu begegnen, in deren Händen Du ein abgenutztes, bernsteingelbes astrologisches Tagebuch erblickst! Sie befragt Niemanden, sondern ertheilt schon selbst Antworten; sie wird sich nicht von der Stelle rühren, sobald ihr die Berechnungen des Thrasyllos abgerathen, mag der Mann ins Feld ziehen, oder ins Vaterland heimkehren. Beliebt es ihr, eine Spazirfahrt bis zum ersten Meilenstein zu machen, wird die Stunde dazu dem Buche entnommen; juckt der etwas geriebene Winkel des Auges, so wird das Horoskop gestellt und darnach Augensalbe gefordert; liegt sie krank, so ist keine Stunde zum Speisen schicklicher, als welche der größte Astrolog Aegyptens, Petosiris, gerathen hat.“ Einen passenden historischen Beleg zu dieser Stelle liefert die von Tacitus im 16. Buche der Annalen erzählte Verrätherei des Antistius Sosianus. Dieser war wegen einiger Spottgedichte auf Nero verbannt worden und machte auf seiner Insel mit einem berühmten Chaldäer, Namens Pammenes, Bekanntschaft. Letzterer lebte ebenfalls dort im Exil, unterhielt aber mit seinen vornehmen Kunden in Rom einen lebhaften Briefwechsel. Hierauf baute Antistius seinen Befreiungsplan. Nachdem er sich in des Chaldäers Vertrauen eingeschlichen, suchte er sich unter dessen Korrespondenten einen römischen Edeln, Namens Antejus, aus. Derselbe hatte bei Neros Mutter in Gunst gestanden und war daher dem Kaiser verhaßt; außerdem hatten seine Reichthümer einen Reiz für denselben. Antistius fing also dessen Briefe auf, stahl dann bei Pammenes des Antejus Horoskop und die Prophezeiungen über den Regenten und denunzirte den Frage-

steller wegen Hochverraths. Er erreichte zwar seinen Zweck und erlangte die Freiheit, wurde aber bei Vespasians Regirungsantritt als Angeber wieder auf dieselbe Insel zurückgeschickt.

Die angesehenen Astrologen ließen sich sehr theuer bezahlen (in einer Anekdote des Appulejus bekommt Diophanes in einer griechischen Stadt für Angabe eines glücklichen Reisetages 100 Denare). Aber auch der gemeine Mann hatte Gelegenheit, die Sterne zu befragen. „Das plebejische Schicksal," sagt Juvenal, „hat seinen Stand im Cirkus oder auf dem Walle (jetzt Porta San Lorenzo); dort fragt die Frau des Schenkwirthes, ob sie ihren Mann verlassen und den Kleidertrödler heirathen soll." Auch diese vagabundirenden Sterndeuter erkundigten sich nach Jahr, Tag und Stunde der Geburt und rechneten dann mit Hilfe von Rechensteinchen, die auf einer Tafel aufgelegt wurden oder an den Fingern den Bescheid aus. Ihre Manieren beschreibt der jüngere Plinius am Beispiel seines Feindes, des Rechtsverdrehers Regulus. Dieser kam zu einer reichen Frau an's Krankenlager. „Er setzte sich nahe zu ihr, fragte sie, an welchem Tage, zu welcher Stunde sie geboren sei; als er das gehört hatte, nahm er eine ernste Miene an, faltete die Augenbrauen, bewegte die Lippen, spreizte die Finger und rechnete — nur, damit die Arme recht lange in Erwartung schwebte. Du stehst, sprach er hierauf, in einem Stufenjahre; aber Du wirst davon kommen. Und um die Probe auf sein Exempel zu machen, läuft er schnell zu einem Eingeweidebeschauer und erhält natürlich dieselbe Antwort. Die leichtgläubige Kranke verlangt ihr Testament und setzt dem Regulus aus Dankbarkeit ein Legat aus; als sie aber immer kränker wurde, verwünschte sie sterbend den meineidigen Betrüger."

Auch der in der Schule Neronischer Genußsucht verdorbene Otho ließ sich ganz von Astrologen beherrschen und als einmal die Prophezeiung des Ptolemäos eingetroffen war, daß er den Kaiser Nero überleben werde, schenkte er leicht der wei-

teren Versicherung Glauben: daß er selbst zur Kaiserwürde bestimmt sei, und lebte sich so in diesen fatalistischen Wahn hinein, daß er sogar die Ermordung Galbas beschleunigte, weil es die Sterndeuter so haben wollten! Sein Nachfolger Vitellius, früher in allem dem Orakel der Sterne gehorsam, haßte als Kaiser die Mathematiker tödtlich und ließ jeden, der sich verrieth, ohne Untersuchung hinrichten. Er hatte nämlich ein Edikt publizirt, in welchem er ihnen geboten hatte, bis zum ersten Oktober Italien zu verlassen; am nächsten Morgen las man an allen Straßenecken: „Glück und Heil! Die Chaldäer sagen hiermit an, daß Vitellius Germanikus bis zum 1. Oktober nicht mehr existiren wird.“ Auch unter Vespasian blieb dies Verbannungsdekret gegen die Unverschämten in Kraft; der Kaiser aber selbst war, wie Tacitus sagt, nicht frei von diesem Aberglauben, hatte stets den Astrologen Seleukos als Berather in seiner Nähe und bewilligte dem ephesischen Astrologen Barbillos zu Gefallen der Stadt Ephesus die Einrichtung eines periodischen Festspieles. Ihm verlieh die Zuversicht auf seine Nativität solches Selbstvertrauen, daß er einst dem Senate, der einiger Verschwörungen wegen besorgt geworden war, versicherte: entweder würden seine Söhne ihm nachfolgen oder Niemand. Titus war selbst Eingeweihter der Kunst und stellte nach Sueton Anderen das Horoskop. Der Haß Domitians, der die Chaldäer ebenfalls vertrieb, hatte, wie auch ursprünglich bei Vitellius, seinen Grund darin, daß ihm dieselben Unangenehmes in Beziehung auf seinen Tod prophezeit hatten. Die Erzählung Suetons vom Märtyrertode des Astrologen Askletarion klingt wahrhaft legendenartig. Derselbe hatte das nahe Ende Domitians vorhergesagt und wiederholte seine Prophezeiung muthig vor dem Tyrannen. Auf die Frage, welches Ende denn er selbst haben werde, antwortete er: „Ich werde in kurzem von Hunden zerrissen werden.“ Obgleich nun der Kaiser sogleich befahl, den Askletarion zu tödten und sorgfältig zu verbrennen, ging die Voraussagung doch in Erfüllung. Ein

plötzliches Ungewitter verjagte die Leichenbestatter und warf vom Scheiterhaufen den Leichnam herab, der dann eine Beute der Hunde wurde!

Bei so allgemeiner Verbreitung des Glaubens an die Herrschaft der Planeten und an die Prädestination des Einzelnen würde es befremden, wenn Hadrian, der in ägyptischen und griechischen Mysterien den Schlüssel verborgener Weisheit suchte und überhaupt die Eitelkeit besaß, gründliche Kenntnisse in allen Wissenschaften zeigen zu wollen, nicht auch Fertigkeit in der astrologischen Kunst beansprucht hätte. Und wirklich hat er sich so tiefes Verständniß der Konstellation zugetraut, daß er stets am Anfang des Jahres alles aufschrieb, was ihm im Verlauf des ganzen Jahres begegnen würde. Natürlich standen unter ihm auch die Astrologen in großer Ehre, und da er nichts weniger als Widerspruch vertragen konnte, so wundert man sich einigermaßen, daß sein Zeitgenosse, der Philosoph Favorinus, es wagen durfte, so offen dem Aberglauben entgegenzutreten. „Die Astrologen", sagt dieser, „tappen stets im Finstern zwischen Wahrheit und Lüge; durch vieles Tasten stoßen sie zuweilen plötzlich auf das Richtige oder sie kommen bei der Leichtgläubigkeit der Fragenden durch Schlußfolgerungen darauf. Deshalb scheinen sie auch immer die Vergangenheit besser zu kennen als die Zukunft. Die Dinge aber, die ihnen eintreffen, sind nicht der tausendste Theil von denen, welche sie Lügen strafen!" In den Biographien der folgenden Kaiser geschieht der Nativitätsstellerei häufig Erwähnung. Dem Kaiser Septimius Severus z. B., der als Privatmann in Afrika einen Mathematiker befragte, ging es beinahe eben so, wie früher Oktavian; durch Ausplaudern dieses Geheimnisses gerieth er später in eine gefährliche Untersuchung und ließ dann als Regent selbst Viele hinrichten, die im Verdacht standen, die Sterne über sein Leben befragt zu haben. Am meisten aber wurde später die Astrologie von Alexander Severus begünstigt. Er errichtete in Rom Lehrstühle dieser Kunst und gab den

Professoren öffentliche Hörsäle und Gehalt. Am Ende des dritten Jahrhunderts erneuerte Diokletian das alte Verbot, nach welchem sogar die, welche den Sklaven über die Zukunft ihrer Herren antworteten, deportirt oder in die Bergwerke verwiesen, die fragenden Sklaven aber gekreuzigt wurden. In den Gesetzen heißt es: „Die Geometrie zu lernen und zu üben, ist von öffentlichem Nutzen; die mathematische Kunst aber ist verbannungswürdig und gänzlich verboten.“ Konstantin, dem Großen, gebot die Staatsklugheit Vorsicht in Bezug auf das Heidenthum. Er verbot deshalb auch den Propheten blos, innerhalb der vier Wände Antwort zu ertheilen, überhaupt Besuche anzunehmen und die Schwellen anderer Häuser zu betreten. Aber schon sein Sohn Konstantius befahl, „daß die Neugierde in Betreff der Zukunft ganz ruhen sollte“, und verhängte die Strafe des Schwertes über alle Ungehorsame. Doch half dieses strenge Gesetz wenig; denn 15 Jahre später, als unter dem leidenschaftlichen und grausamen Valens die Anhänger der alten Religion, begierig nach einem heidnischen Kaiser, durchaus den Namen des Nachfolgers zu erforschen strebten, wurde auch die Astrologie wieder lebendig.

Welch abenteuerliche Mittel nebenbei in Anwendung kamen, wäre uns kaum glaublich, wenn wir nicht selbst im Zeitalter des Tischrückens und Geisterklopfens lebten. So schrieb der Sophist Libanius 24 Buchstaben in den Staub und legte zu jedem derselben ein Weizenkorn. Dann ließ er einen Hahn herbeischaffen und beobachtete, während er gewisse Formeln rezitirte, welche Körner derselbe zuerst fraß. Einige Beamte des Hofes konstruirten aus Stäbchen von Lorbeer ein dreifüßiges Tischchen. Dasselbe diente einer metallenen Schüssel als Unterlage, in deren Rand die 24 Buchstaben eingravirt waren. Dann stellte sich Einer über die Schüssel, in der Rechten einen Faden mit einem geweihten Ringe haltend, der in Schwingung gerathend endlich einzelne Buchstaben berührte. Während der Hahn des Libanius bis THEOD gekommen war,

hatte der Ring erst die Buchstaben THEO gewählt, als ein Vorlauter schrie, es könne Niemand anders gemeint sein, als Theodoros, ein eingebildeter kaiserlicher Sekretär*). Leider verstand der Kaiser keinen Scherz und wüthete mit Folter, Feuer und Schwert gegen Schuldige und Unschuldige. Unter anderem büßte ein vornehmer Mann, der vor der Entbindung seiner Frau das Geschlecht des Sprößlings zu erfahren gesucht hatte, mit dem Verluste seines Vermögens, und ein armer Provinzbewohner, bei dem man die Nativität eines längst verstorbenen Bruders fand, der unglücklicherweise des Kaisers Namensbruder

*) Man hat in der betreffenden Stelle bei Ammian (XXIX, 1.) die ersten Spuren des modernen Tischrückens erkennen wollen und in der „Gartenlaube" (Jahrg. 1860, Nr. 52), in der „Allg. Modezeitung" (1863, Nr. 25) und erst vor kurzem in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (93. u. 94. Band, 9. Heft) diese Behauptung aufgestellt. Jene Art, sich Orakel ertheilen zu lassen, ist aber weiter nichts, als eine systematische Erweiterung des einfachen Spieles mit dem sympathetisch schwingenden Ringe, das wir Alle schon in unserer Jugend versucht haben; die Erklärung der Gartenlaube, daß der weissagende Tisch über einer mit Buchstaben bezeichneten Grundlage gestanden habe und daß mehrere an langen Fäden herabhängende Ringe von Zeit zu Zeit während seiner Drehung die Buchstaben berührt und dadurch die Zusammensetzung einer Antwort ermöglicht hätten, beruht auf grobem Mißverständniß des lateinischen Textes; und der ganze Irrthum entstand eigentlich aus den Worten Mensulam — ritualiter consecratam movimus tandem; movendi autem erat institutio talis. Das Wort movere heißt hier (wie kurz vorher bei sortes movere): zur Antwort bewegen, überhaupt: befragen. Man nahm es aber frischweg in seiner ersten Bedeutung und übersetzte: „Wir brachten den Tisch endlich zum Drehen." Es wird also leider nicht gelingen, die Wirksamkeit der vierbeinigen und dreibeinigen Psychographen im Alterthume nachzuweisen, man müßte denn an die von Strabon erwähnten, tanzenden Körbe im Tempel der Artemis zu Kolon bei Sardes denken! Zur Glaubensstärkung aller Spiritualisten aber, deren Apostel sogar frei an den Zimmerdecken dahin zu schweben vermögen, sei noch bemerkt, daß auch die Neuplatoniker Jamblichos und Proklos sich am hellen Tage vor ihren Schülern Ellen hoch über die Erde erhoben haben und daß schon die Orphiker Reisen durch die Luft machten.

gewesen war, wurde ohne Untersuchung enthauptet. Eine Unmasse Bücher wurde gesammelt und verbrannt und ein neues Gesetz bedrohte Lehrer und Schüler der Astrologie mit dem Tode.

Die alten christlichen Kirchenlehrer machten einstimmig gegen die Astrologie Front und wußten noch nichts von den Spitzfindigkeiten, durch die man sich im Mittelalter vom astrologischen Standpunkte aus gegen die Konsequenz eines fatalistischen Determinismus zu verwahren suchte. Daß von der Kirche die Sterndeuterei als etwas spezifisch Heidnisches angesehen wurde, ergiebt sich auch aus dem letzten Gesetze der Art, das Honorius im Jahre 409 gegen sie erließ; es lautet: „Wir befehlen, daß die Mathematiker, wenn sie nicht bereit sind, nach Verbrennung ihrer Bücher vor den Augen der Bischöfe zu versprechen, daß sie der katholischen Religion treu bleiben und nie zu ihren früheren Irrthümern zurückkehren wollen, nicht allein aus der Stadt Rom, sondern auch aus allen andern Städten vertrieben werden. Wenn sie sich dennoch nicht entfernen und bei Ausübung ihrer Profession ergriffen werden, sollen sie die Strafe der Deportation empfangen.“ Die erwähnten Gesetze der Kaiser Diokletian, Konstantius und Valens wurden später auch von Justinian adoptirt.

X.

Aktiengesellschaften im Alterthume.

Insofern man unter Aktien verkäufliche Verbriefungen über den Geldantheil versteht, welchen Jemand an einer gemeinschaftlichen Unternehmung Mehrerer hat, kann freilich eben so wenig von ihnen in der Zeit vor der Entstehung des neuen Geldwesens die Rede sein, wie von eigentlichen Wechseln; wenn man aber findet, daß bereits bei Griechen und Römern sich ganze Gesellschaften vereinigt haben, in welchen Jeder nach Verhältniß des von ihm eingeschossenen Kapitals seinen Antheil am Gewinn (Dividende) bekam und an welchen eine ziemlich ausgebildete Organisation der Verwaltung nicht zu verkennen ist, so dürfen dieselben dennoch einen Vergleich mit den modernen Aktienkompagnien aushalten.

Bei den Athenern bot der Staat selbst dem Unternehmungsgeiste vielfach Gelegenheit dar, indem er Staatsgüter, Steuern und Zölle nicht durch seine eigenen Beamten verwalten ließ, sondern verpachtete. Unter den Staatsbesitzungen waren es vorzüglich die Bergwerke, die für eine verhältnißmäßige Summe als Pachtpreis und außerdem $4^1/_6$ Prozent als jährliche Abgabe einzelnen reichen Bürgern, aber auch Gesellschaften überlassen wurden. Nach einer freilich nur oberflächlichen Andeutung bei

Demosthenes scheint im zweiten Falle der Werth eines Grubenantheils sich durchschnittlich auf ein Talent (1500 Thlr.) belaufen zu haben. Da der Gewinn des Staates, welcher bis zur Zeit der Perserkriege unter die Bürger vertheilt wurde, unter Themistokles gegen 50,000 Thlr. betrug, so ergiebt sich als jährliche Ausbeute der Pächter ungefähr die Summe von 1,500,000 Thalern. Die Ergiebigkeit der Gruben, besonders der berühmten lauriotischen im Süden des Landes, war jedoch schon nach dem peloponnesischen Kriege in Abnehmen begriffen. Außer dem Mangel an Betriebskapital und der Unvollkommenheit des Schmelzverfahrens scheint besonders die Erschöpfung der Gruben das Sinken des Bergbaues befördert zu haben; denn nach Alexander dem Großen deckte der Gewinn bei der größten Rührigkeit im Anbau nicht einmal immer die Betriebskosten, und im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gab man die Gruben auf und durchsuchte nur noch einmal die alten Schlacken. Während nun bei der Betheiligung an Gruben und Hüttenwerken noch viel auf Eifer und Geschick der Unternehmer ankam, war dagegen die Pachtung der Kopf- und Gewerbesteuer mehr ein Glücksspiel, dessen Resultat von der Sterblichkeit, der Aus- und Einwanderung, überhaupt vom Steigen und Fallen der Einwohnerzahl abhing. Uebrigens waren die Bürger selbst nicht direkt besteuert, wol aber die in Athen ansässigen Fremden, in deren Händen vorzüglich Handel und Gewerbe lagen, und die Sklaven. Da nun der Mann 3 Thlr., die Frau die Hälfte und der Sklave 3—4 Groschen Kopfsteuer bezahlte, so läßt sich die Totalsumme bei 12,000 steuerpflichtigen Schutzverwandten und 365,000 Sklaven auf 75,000 Thlr. anschlagen. Ueber die Gewerbesteuer, die jedenfalls wieder an andere Leute verpachtet wurde, wissen wir nichts Näheres; daß sie aber in ziemlich weitem Umfange stattgefunden habe, ersieht man aus der Eintreibung der schmutzigen Hetärensteuer. Genauere Einsicht steht dagegen in das athenische Zollwesen und in die Betheiligung der Privaten an dessen Verwaltung offen. Soweit

man zurückblicken kann, ist das Freihandelssystem nirgends in Griechenland zu finden. Schutzzölle, Monopole, Ein- und Ausfuhrverbote existiren dagegen allenthalben als Maßregeln der Staatskunst. Der freisinnige Solon verbietet alle Ausfuhr aus Attika, das Oel ausgenommen. Auch später blieb die Ausfuhr des Getreides und aller zum Schiffsbau nöthigen Gegenstände verpönt und lag ein Zoll von zwei Prozent auf allen Waaren, selbst auf dem für das Land unentbehrlichen, fremden Getreide.

Diese Zölle übernahmen bald einzelne Personen, bald größere Gesellschaften, die einen Direktor an der Spitze hatten, auf dessen Namen die Pacht lief. Dabei mußten Bürgen gestellt werden, die wahrscheinlich aus Mitgliedern der Gesellschaften bestanden und es geschah sogleich nach dem Abschluß des Kontraktes eine Vorauszahlung, welcher die übrige Liquidirung in bestimmten Terminen nachfolgte. Wer nicht zahlte, wurde ehrlos, bei der nächsten Frist zum Doppelten verurtheilt, und ging zuletzt seines Vermögens verlustig. Einen recht klaren Einblick in das Verhältniß gewährt eine von Plutarch über Alkibiades aufbewahrte Anekdote. Dieser nämlich, der einen Groll auf die Zollpächter hatte, veranlaßte einen Fremden durch Drohungen, die Pächtergesellschaft zu überbieten. „Derselbe ging daher am bestimmten Morgen auf den Markt und bot ein Talent mehr als die Anderen. Die Pächter steckten die Köpfe zusammen, wurden ganz unwillig und verlangten, daß er seinen Bürgen angeben sollte, weil sie glaubten, er würde keinen finden können. Der Fremde wurde hierüber ganz betreten und wollte eben den Handel aufgeben, als Alkibiades von fern den Archonten zurief: Schreibt es auf mich! Er ist mein guter Freund und ich bin Bürge für ihn! Die Zöllner waren nun sehr bestürzt, da sie gewohnt waren, bei dem neuen Pachte die alten Pachtgelder zu bezahlen. Sie baten daher den Konkurrenten, daß er ein Stück Geld nehmen und zurücktreten sollte. Allein Alkibiades ließ ihn dies nicht eher thun, bis man ihm ein Talent zugestand." Die Einnahme der Zölle geschah theils

durch die Pächter selbst, theils durch eine Menge Unterbeamter, die meist Sklaven der Unternehmer waren. Zur Abwartung ihrer Geschäfte war letzteren Freiheit vom Kriegsdienste gewährt, auch schützte sie der Staat im eigenen Interesse durch strenge Gesetze gegen Defraudationen. So kann man sich leicht denken, daß das Verpachtungssystem beim Zollwesen noch mehr Uebelstände mit sich führte und das Publikum noch ärgeren Plackereien aussetzte, als die Zollerhebungen durch Staatsdiener in unserer Zeit. Eigennutz und Habsucht reizten damals gewiß die Einnehmer stärker zur Strenge und Unnachsichtlichkeit, als der abstrakte Amtseifer ihre heutigen Kollegen, und ein heimlicher Händedruck mit glänzender Einlage hätte das Uebel wol nur noch schlimmer gemacht.

Die Artikel, welche die Zolllinie passirten, wurden zwar deklarirt und in die Listen von den Beamten eingetragen; außerdem fand aber auch bei den Griechen, wie später bei den Römern noch spezielle Durchsuchung statt (bei den Römern nahm das Gesetz hierbei die Matronen aus). Cicero sagt deshalb von den Douaniers: „Sie schütteln die Leute ganz aus;" und Plutarch: „Die Zöllner fallen uns lästig, nicht, wenn sie unter den eingeführten Sachen sortiren, sondern wenn sie nach dem Verborgenen suchend im fremden Gepäcke herumwühlen." In den „Zwillingsbrüdern" des Plautus spricht Menächmus zu seiner neugierigen Frau: „Wenn Du fortfährst mich so zu behandeln, sollst Du bald als Wittwe Deinen Vater wiedersehen; denn wenn ich ausgehen will, hältst Du mich zurück und forschest, wohin ich gehe, was ich vorhabe, was für ein Geschäft ich besorgen wolle, was ich suche, was ich bringe, was ich gethan habe. Als habe ich mir einen Zöllner in's Haus geführt, so muß ich Alles, was ich thue und gethan habe, ansagen." Ja sogar das Briefgeheimniß wurde von ihnen keineswegs respektirt; wenigstens will in einem plautinischen Stücke Jemand das Fehlen des Siegels an einem gefälschten Briefe damit entschuldigen, daß er sagt, der Brief sei auf dem Zollamte erbrochen und

eingesehen worden. So konnten also auch schon in der alten Zeit die Beamten der Zollkompagnien nicht auf Beliebtheit beim Publikum rechnen, und wenn auch in Athen alle unverzollten Waaren konfiszirt wurden, so scheint doch Schmuggelei dort an der Tagesordnung gewesen zu sein. Eigentlich mußten alle Waaren, die in Athen oder im attischen Gebiete abgesetzt werden sollten, im Piräus, dem abgegrenzten Emporium Athens, ausgeladen und verzollt werden. Man umging diese Bestimmung aber leicht, indem man in den unweit Athen gelegenen, sogenannten Diebshafen einlief. Daß hier wenig Kontrole gewesen ist, ergiebt sich deutlich aus Demosthenes' Rede gegen Lakritos, wo es heißt: „Es ist aber, wenn Jemand ein Schiff in den Diebshafen führt, ungefähr ebenso, wie wenn er in Megara oder Aegina anlandete, da es freisteht, aus dieser Bucht wegzusegeln wohin und wann es Jedem beliebt." Wenigstens scheint die Versteuerung der Ladung ohne Visitation des Schiffes am Lande geschehen zu sein. Die strengsten Maßnahmen gegen Zolldefraudanten müssen übrigens in Olbia (am Dniepr) geherrscht haben, wo der Vater des Philosophen Bion um 300 v. Chr. als Schmuggler mit seinem ganzen Hause verkauft worden sein soll.

Außer diesen Gelegenheiten zu Kompagniegeschäften, welche der Staat gab, suchten ferner die Rentner oft durch gemeinschaftliche Betheiligung an Handelsgeschäften ihr Vermögen zu vergrößern. Zwar der eigentliche Betrieb des Handels war für den Athener nicht ehrenvoll; der Detailhändler war tief verachtet und selbst der Großhandel konnte zum Vorwurfe gemacht werden und wurde fast ausschließlich von Fremden, Schutzverwandten und Freigelassenen betrieben; allein mit Rhederei und Bodmerei (deren Entstehung von Manchen fälschlich in die neuere Zeit verlegt wird) beschäftigten sich häufig reiche Athener. Die Kapitalien wurden dann theils auf die Fracht, theils auf die Ausrüstung des Schiffes geliehen, gegen Verpfändung der Ladung oder des Fahrzeuges. Nur Hoffnung auf hohe Zinsen

die bis zu 36 Prozent stiegen, konnten natürlich zur Uebernahme eines solchen Risikos bewegen; denn gewöhnlich erklärte der Gläubiger in der Vertragsurkunde, daß er für das Schiff oder die Ladung alle Gefahr auf sich nehme und für den Fall des Unterganges auf Zinsen und Kapital Verzicht leiste. So erzählt z. B. ein Bodmerist bei Demosthenes: „Da aber die Schuldverschreibung, wie dies bei allen solchen Fällen stattzufinden pflegt, die Bestimmung enthielt, daß nur, wenn das Schiff geborgen würde, das Geld zurückzuzahlen wäre, so beschlossen die Schiffer, das Schiff unterwegs in den Grund zu bohren." In diesem Falle war das Geld in Syrakus aufgenommen worden, und man sieht also daraus, daß diese Sitte nicht blos in Athen galt. Natürlich konnte es nun den Gläubigern nicht einerlei sein, wohin die Fahrt des Schiffes ging, weil davon die Dauer der Reise, also auch des Darlehns abhing, namentlich wenn das Geld für Hin- und Rückfahrt geliehen worden war. Die größere oder geringere Gefährlichkeit der Meeresgegenden und besonders die Jahreszeit wurden natürlich außerdem berücksichtigt, sowie die Fälle, in welchen sich den Schiffern unterwegs günstigere Aussichten in andern Häfen, als im Vertrage bezeichnet waren, darbieten konnten.

Wir geben hier einen Auszug aus einer Schuldverschreibung über eine Ladung, wie sie sich in der Rede des Demosthenes gegen Lakritos findet: „Androkles aus Karystos (Euböa) und Nausikrates aus Sphettos (Attika) haben dem Artemon und Apollodoros aus Phaselis (Pamphylien) dreitausend Drachmen Silber (750 Thlr.) geborgt zu einer Fahrt von Athen nach Mende und Skione (Makedonien) und von da nach dem Bosporos und, wenn sie wollen, an der linken Küste bis zum Dniepr und zurück nach Athen, zu 22½ Prozent und für den Fall, daß sie Anfang September aus dem Pontos zurücksegeln sollten, zu 30 Prozent, so, daß als Unterpfand 3000 Krüge Wein gelten sollen. Die Rückfracht muß in demselben Schiffe geschehen und die Zahlung des schuldigen Geldes erfolgt binnen

zwanzig Tagen nach der Zurückkunft. Ausgenommen dabei ist der Verlust an Waaren, die in der Gefahr über Bord geworfen oder den Feinden überlassen werden müssen. Wenn aber das Schiff von irgend einem Unfalle betroffen wird, der seinen Untergang zur Folge hat, so muß das Pfand gerettet werden und was erhalten und geborgen wird, gehört den Gläubigern gemeinschaftlich." Hier war also angenommen, daß Kapital nebst Zinsen nach der Rückkehr gezahlt würden, und so geschah es meistentheils, weil es keinen Kommissionshandel und keine Wechsel gab; es kam aber doch, besonders im schwarzen Meere, vor, daß Athener Geschäftsfreunde besaßen, an die sie dann vorher schrieben, um die Schuldner beobachten und das Kapital oder einen Theil der Zinsen einziehen zu lassen. Auch geschah es nicht selten, daß einer der Gläubiger, um des Geldes sicher zu sein, an der Handelsreise selbst Theil nahm, sich die Summe am Ziele der Fahrt auszahlen ließ und sogleich wieder auf neue Gefahr auslieh. Trotzdem nun aber der Gewinn sehr bedeutend war und das Gesetz die Gläubiger berechtigte, sich an das Eigenthum des säumigen Schuldners zu halten, so war doch der Kaufmann, wenn er ein Schiff nebst Ladung verpfändet hatte, für den Fall eines Unglückes noch in größerem Vortheil, ja eigentlich verassekurirt und die Höhe der Zinsen beweist doch auch den großen Profit, den er im glücklichen Falle bei dem Handel machen konnte.

Bei dem **römischen** Volke tritt die Bildung von Gesellschaften zur Uebernahme gewinnversprechender Geschäfte schon viel deutlicher und geregelter auf und auch hier giebt das Verpachtungssystem hinsichtlich der Staatseinkünfte die nächste Veranlassung zu ihrer Entstehung. Um die Kosten der Verwaltung zu ersparen und gleich am Anfange jeder Finanzperiode ein festes Budget aufstellen zu können, wurden auch in Rom die Einnahmen, welche aus dem Zehnten der Provinzen, den Domänen, den Hafenzöllen, den Bergwerken, Salinen und Fischereien flossen, an die Meistbietenden verkauft. Da dieses Geschäft

den Censoren oblag, so wurden die Kontrakte meist auf 5 Jahre und nur ausnahmsweise auf längere Zeit geschlossen. Bei der von Jahr zu Jahr sich ausdehnenden Größe des Reiches mußten natürlich auch die einzelnen Branchen der Nationaleinkünfte bald das Vermögen jedes Privatmannes aus dem Mittelstande übersteigen und da das Gesetz den Senatorenstand von Handel und Gelderwerb ausschloß, so kam es, daß die Kapitalisten mit dem höchsten oder Rittercensus (nicht unter 30,000 Thlr.) als Mittelspersonen in den finanziellen Angelegenheiten des Staates eintraten und daß der sich bildende Stand der Staatspächter größtentheils aus Rittern bestand, wenn es auch viele Ritter gab, die sich nicht an Geldgeschäften betheiligten. Wirkliche Gesellschaften (societates), in welchen die Mitglieder zuweilen gleichen, oft sehr ungleichen Antheil am Gewinne hatten, verbanden sich wahrscheinlich schon früh. Zuerst erwähnt werden sie während des zweiten punischen Krieges. Damals fand man es (nach Livius) bei der großen Erschöpfung der Staatskasse für billig, daß diejenigen, welche als Generalpächter ihr Vermögen vermehrt hätten, dasselbe auch dem Staate in der Noth darliehen. Es wurde daher die Verproviantirung des spanischen Heeres verpachtet und am Lizitationstermine fanden sich drei Gesellschaften, im Ganzen 21 Mann stark, welche alles Nöthige herbeischafften, ohne natürlich die Gefahr des Transportes zu übernehmen. Die Organisation einer römischen Pachtgesellschaft war ungefähr folgende. Ein Disponent übernahm das Bieten bei der Lizitation, schloß im Namen der Uebrigen den Kontrakt mit dem Censor ab und leistete mit seinem Besitze Bürgschaft oder stellte Bürgen. Er war also der eigentliche Entrepreneur und übernahm die Gefahr des Geschäftes. Die Leitung der Geschäfte dagegen hatte ein jährlich wechselnder Direktor (magister), der in Rom zu bleiben pflegte, das Rechnungswesen besorgte und das Archiv mit allen Urkunden und Korrespondenzen in Verwahrung hatte. Man weiß sogar, daß die Vorsteher nach Ablauf ihres Jahres sich von ihrer General-

rechnung, die nach den monatlichen Berichten aus der Provinz zusammengestellt war, eine Kopie zu nehmen pflegten. In der betreffenden Provinz führte ein Stellvertreter, Vizedirektor, die Aufsicht und unter diesem stand das größtentheils aus Freigelassenen und Sklaven zusammengesetzte Personal der Subalternen, je nach der Art der Pacht geordnet und vertheilt. Die Gesellschaft unterhielt ihre eigenen Briefboten, die auch oft von den höheren Beamten der Provinz benutzt wurden. Uebrigens benannte man auch die Gesellschaften nach ihrer Pachtung die „Zehntner, Zöllner" u. s. w. Die Pächter des Zehntens, von Cicero „die Senatoren unter den Generalpächtern genannt", kauften dem Staate den Zehnten in denjenigen Ländern ab, wo man Grund und Boden den früheren Eigenthümern gegen eine Naturabgabe gelassen hatte. In manchen Provinzen wurden diese Abgaben, welche von Getreide den Zehnten, von Wein, Oel und Gartenfrüchten den Fünften betrugen, zu Geld geschlagen und von den Kommunen direkt an den Staat abgeliefert. In Asien und einem Theile Siziliens aber hausten noch die Pächter, welche gewöhnlich nicht den wirklichen Ertrag der Ernten abwarteten, sondern nach der Aussaat und den Durchschnittsernten eines Jeden schon vorher die Lieferungsverträge abzuschließen pflegten. Wie hart und ungerecht diese Klasse ihre Steuerpflichtigen drücken konnten, wenn sie sich mit den Statthaltern gut zu stellen wußten, lehrt das Beispiel des berüchtigten Verres, der in Sizilien das Gesetz gab, daß der Ackerbauer dem Zehntner so viel Zehnten zu entrichten habe, als dieser von ihm verlangen würde, daß der Ackerbauer dem Zehntner, wohin der letztere wolle, das persönliche Erscheinen vor Gericht versprechen müsse und daß Niemand das Getreide von der Tenne nehmen solle, bis er mit dem Zehntpachter abgeschlossen habe! Mit dem Eintritte der Kaiserzeit hörten diese Verhältnisse auf, weil kaiserliche Beamte mit der Einnahme der Grundsteuer beauftragt wurden.

Was die Domänen betrifft, so wurden für den Staat

nach Eroberung eines Landes gewöhnlich nur die Domänen der abgesetzten Könige eingezogen oder die Kommunalländereien solcher Städte, welche eine härtere Behandlung verschuldet hatten. Diese Güter wurden zerschlagen und die Parzellen theils an Römer, theils an Provinzialen auf längere Zeit, z. B. 100 Jahre, verpachtet oder geradezu in Erbpacht gegeben. Das eingezogene Weideland dagegen benutzte der Staat in unmittelbarer Weise und ließ es, wie den Zehnten, durch die Censoren verpachten. Die Beamten der Sozietäten führten dann die strengste Aufsicht über die Triften, katastrirten überall den Viehbestand und ließen sich für jedes Stück ein Triftgeld zahlen. Wollten die Besitzer mehr Vieh halten, als sie hatten einschreiben lassen, so hatten die Pächter das Recht der Konfiskation. Später bekamen die kleinen Landwirthe das Recht, 10 Stück großes und 50 Stück kleines Vieh auf den Staatstriften weiden zu dürfen. Die Einnahmen von den Triften wurden dadurch geringer und in der Kaiserzeit weideten in den Provinzen die kaiserlichen Heerden auf den öffentlichen Weideplätzen; in Italien führten kaiserliche Prokuratoren die Aufsicht über den Bestand der, wie auch heute, während des Sommers in den Apenninen weidenden Heerden und die Bestimmungen über das Einschreibegeld waren noch in der ostgothischen Zeit beinahe dieselben.

Die anfänglichen Einkünfte des römischen Staates aus den Bergwerken waren gering, weil er während der Republik nicht ausschließlich das Recht des Bergbaues beanspruchte und weil es Maxime war, den Metallreichthum Italiens zu schonen (So durften z. B. in den Goldgruben bei Vercelli nur 5000 Arbeiter gehalten werden!). Der Ertrag der Gruben stieg jedoch ungeheuer, nachdem die spanischen und makedonischen zu Staatseigenthum erklärt worden waren. Ihr Betrieb wurde ebenfalls Aktiengesellschaften überlassen. Doch wenn auch der ältere Plinius von staunenswerthen Seifenarbeiten in den spanischen Bergwerken erzählt, so wird der Grubenbetrieb im Allgemeinen durch das Verpachtungssystem gar nicht gewonnen haben, sondern nur

zu häufig in Raubbau ausgeartet sein. Auch die Verfälschung des Metalles von Seiten der Pächter blieb natürlich nicht aus. So durfte z. B. der Zinnober aus den Gruben des südwestlichen Spaniens an Ort und Stelle nicht fertig zubereitet werden, sondern es wurden davon jährlich gegen 2000 Pfund unter Aufsicht nach Rom geschafft und in den Offizinen der Kompagnie geschlemmt, wobei das Pfund dann nicht über $3^1/_2$ Thlr. zu stehen kommen durfte. Trotzdem hatten die Pächter nach Plinius ihren größten Profit dabei durch die Versetzung. Die einträglichsten Gruben waren die Silbergruben bei Neukarthago in Spanien, welche 40,000 Menschen beschäftigten und täglich 25,000 Denare (jährlich beinahe 2 Millionen Thlr.) einbrachten. Von den spanischen Bleibergwerken nennt Plinius als jährliche Pachtsumme 15,000 und 30,000 Thlr. Mit welchem Eifer auch die Privatbergwerke in Spanien ausgebeutet wurden, zeigt sich daran, daß die Abgaben derselben dem Staate noch mehr einbrachten, als die Pachtgelder der Staatsgruben. Die Bergleute waren fast alle Sklaven und ihr Schicksal mag kläglich genug gewesen sein. „Die zu den Bergwerken bestimmten Sklaven,“ sagt Diodor, „bringen ihren Herren unendlichen Nutzen; da sie aber beständig fortarbeiten müssen, so daß sie weder Tag noch Nacht rechte Ruhe haben können, sondern immer wieder von neuem durch Schläge zur Arbeit ermuntert werden, so sterben die meisten in sehr kurzer Zeit, und diejenigen, welche bei fester Körperkonstitution länger leben, wünschen sich wol hundertmal den Tod, um das mühselige Leben, welchem sie ausgesetzt sind, nur endlich los zu werden.“ Die Verpachtung der Bergwerke, sowie eines Theiles der Marmor- und Wetzsteinbrüche und der Salinen dauerte auch unter der Monarchie fort, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Kaiser nach und nach alle Goldbergwerke erwarben, die schon im ersten Jahrhunderte n. Chr. wenig mehr ergiebigen spanischen Silbergruben an Privatpersonen veräußerten und die veränderlichen Pachtgelder in eine feste Abgabe von 10 Prozent ver-

wandelten. Selbst die zum Bergbau verurtheilten Sträflinge wurden später zuweilen den Aktienkompagnien übergeben und ein wahres Nertschinsk soll in dieser Beziehung Sandarake am schwarzen Meere (Bithynien) gewesen sein, wo eine Mennigart gegraben wurde und nach Strabon die 200 Arbeiter, durch die Arsenikdünste vergiftet, wie die Fliegen wegstarben. Auch in den Salinen, deren Pächter zugleich das Heizungsmaterial für die Bäder lieferten, wurden die Verbrecher, namentlich Frauen, gleichsam als Inventar den Gesellschaften überlassen. Erst spät wurden eigene Bergbeamte angestellt, unter deren Aufsicht Sklaven und Tagelöhner für unmittelbare Rechnung des Staates arbeiteten.

Daß endlich auch die Zölle an die Meistbietenden versteigert wurden und dadurch in die Hände von Kapitalistengesellschaften kamen, ist bereits erwähnt worden. In der Königszeit scheint die Ein= und Ausfuhr mit Abgaben belastet gewesen zu sein. Der erste römische Freihandelsmann, der sie abschaffte, war Valerius Poplikola. Und so blieb Rom und Italien lange Zeit frei, während man in allen eroberten Ländern theils die bestehenden Zölle in römisches Staatseigenthum verwandelte, theils neue Zölle einführte. Erst 179 v. Chr. bekam Rom die Zölle wieder und behielt sie nach einer kurzen Unterbrechung von Cäsars Zeit bis in die späteste Periode. Alle Handelswaaren und Luxusartikel waren mit Aus= und Eingangssteuern belegt, nicht aber die zum Privatgebrauch bestimmten Gegenstände des gewöhnlichen Lebens. Cicero z. B. nennt unter den Artikeln, die von Sizilien aus Exportzoll entrichten mußten, und an denen die Zollpächter Siziliens durch die Defraudationen des Verres allein im Hafen von Syrakus über 3000 Thlr. eingebüßt hatten: Gold, Silber, Elfenbein, Purpur, malteser Teppiche, Stoffe aller Art, kostbare Gefäße, Getreide, Honig; und in einem Tarif aus der Zeit der Antonine werden aufgezählt: Gewürze, Medikamente, Baumwollengewebe, orientalische Pelzwaaren, Elfenbein, indisches Eisen, Edelsteine,

Opiate, indische Matten, Seide, halbseidene Stoffe, Eunuchen, Löwen, Leoparden und Panther, Farben und feine indische Wolle. Der Zollsatz betrug fast immer 2$^{1}/_{2}$ Prozent vom Werthe der Waare, in Sizilien dagegen 5 Prozent und eben so viel vom Werthe der freigelassenen Sklaven; die indischen Waaren zahlten in den Häfen des rothen Meeres eine Importsteuer von 25 Prozent. Die Hauptstadt befand sich bei diesen Zolleinrichtungen am schlimmsten; ihr Handel war blos passiv, da die Ausfuhr kaum in Betracht kam; ja nicht einmal das einträgliche Transportgeschäft nährte den Römer, da die Kaufleute aus den Provinzen ihre und die weiter herkommenden Produkte selbst nach Italien verschifften. Den Betrag der aus Indien allein jährlich importirten Waaren giebt Plinius auf beinahe 4 Millionen an. Wenn man nun rechnet, daß dieselben im rothen Meere einen hohen Eingangszoll, an den Nilmündungen wieder Ausgangszoll und in Italien zum zweiten Male Eingangssteuer zahlten und daß z. B. die Transportkosten einer Kameellast Weihrauch vom glücklichen Arabien bis an die italienische Küste über 150 Thlr. betrug, so wird man der Versicherung desselben Gelehrten Glauben schenken, daß sich der Verkaufspreis in Rom auf das Hundertfache des Einkaufspreises gesteigert habe. Die Generalpächtergesellschaften, welche für die Zölle die ganze Kaiserzeit hindurch fortbestanden haben, mögen freilich dabei den schönsten Gewinn gezogen haben. Schließlich sei noch bemerkt, daß man in der Kaiserzeit auch auf Land- und Wasserstraßen Durchgangssteuer, Chaussee-, Kanal- und Brückengelder zahlen mußte. Cäsar spricht von den großen Wegegeldern in den Alpen, die Marseiller erhoben an der Einfahrt des Rhonekanals, den sie doch von Marius geschenkt bekommen hatten, einen Sundzoll, wie einst die Athener im Bosporos, und nach einer Stelle bei Strabon scheint es fast, als seien damals schon Schlagbäume zur Sperrung in Anwendung gekommen! Wenn so die Kapitalisten und Aktiengesellschaften hinreichende Gelegenheit fanden, ihr Vermögen

arbeiten und steigen zu lassen, so verdienten sie außerdem noch sehr viel dadurch, daß sie ihre Anwesenheit in den Provinzen dazu benutzten, durch Banquier- und Wuchergeschäfte gegen unerhörte Zinsen den erschöpften Kassen der Provinzialen zu Hilfe zu kommen.

Daß übrigens in Rom der Seewucher in ähnlicher Weise wie in Griechenland getrieben wurde, zeigt das Beispiel des älteren Kato, von dem Plutarch erzählt: „Diejenigen, denen er Geld lieh, mußten mit fünfzig Anderen in Kompagnie treten und dann mit ihnen eben so viele Schiffe ausrüsten, auf deren jedem Kato einen Theil seines Geldes stehen hatte und worüber er seinen Freigelassenen Quintion stellte, der mit den Kaufleuten und Schuldnern zur See ging und auf Alles genau Acht hatte. Kato wagte also nicht die ganze Summe, sondern nur einen geringen Theil davon und konnte doch dabei sehr viel gewinnen." War dies bei der großen Gefahr des alten Seeverkehres ganz richtig kalkulirt, so bot das Zusammentreten Mehrerer auch den Senatoren, welche nach dem Klaudischen Gesetz keinen Seehandel treiben durften, Gelegenheit, sich unter fremder Firma bei dem Geschäfte zu betheiligen. Endlich wurde auch der Transport des Getreides, welches aus Sardinien, Sizilien, Spanien und Afrika auf Rechnung des Staates bezogen wurde, nach Varros und Kolumellas Zeugniß an die Mindestfordernden vergeben. Da nun z. B. aus Aegypten allein des Jahres 300,000 Scheffel Waizen geliefert wurden, kann man sich einen Begriff von der Bedeutung dieser Entreprisen machen, die ebenfalls von Handelsgesellschaften übernommen wurden, welche ganze Flotten von Kauffahrern unterhielten. Aus der Gesetzsammlung des Kaisers Theodosius erfährt man, daß die alexandrinischen Schiffe 4 Prozent der Ladung und für je 1000 römische Scheffel ein Goldstück, die afrikanischen nur 1 Prozent der Ladung als Transportvergütung erhielten. Das von Lukian geschilderte ägyptische Kornschiff Isis verdiente jährlich 19,000 Thlr. an

Fracht. Wie sehr sich zu Katos Zeit das Assoziationswesen auf Geschäfte aller Art ausdehnte, ersieht man auch aus einem von ihm aufgestellten Musterkontrakte über eine Olivenernte, nach welchem der Akkord gewöhnlich mit ganzen Kompagnien geschlossen wurde. Ja, dasselbe geschah mit Hausbauten, Begräbnissen und Regulirungen von Konkursmassen.

XI.

Banquiers, Banken und Geldkrisen.

Die Geschichte zeigt, daß den großen und sicheren Geld- und Handelsströmungen überall erst die engen, trüben Kanäle des Wuchers vorangingen. So entwickelte sich im Mittelalter das Bankwesen gleichzeitig mit dem steigenden Geldverkehre aus dem Wucherwesen der Juden und Lombarden. Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse bei den beiden Hauptvölkern des klassischen Alterthums.

Die griechische Nation, durch die treffliche topographische Beschaffenheit ihres Landes begünstigt und auf Seefahrt und Handel hingewiesen, fühlte natürlich sehr bald das Bedürfniß des Geldwechsels, und es gab deshalb auf allen größeren Handelsplätzen Geldhändler. Das ursprünglichste Geschäft derselben bestand darin, das fremde Geld oder rohes Gold und Silber gegen marktübliches Geld oder umgekehrt zu vertauschen; ja auch ohne den Verkehr mit fremden Völkern würde dieser Handel durch die griechische Kleinstaaterei dringend geboten gewesen sein. Der ihnen aus dem Agio zufließende Gewinn war jedoch keineswegs der Haupttheil ihres Verdienstes. Man borgte von ihnen auch Geld, und da das Maß der Zinsen gesetzlich nicht beschränkt war, und selbst Zinseszins genommen werden konnte,

(die Zinsen wurden aber im Alterthume nur alljährlich zum Kapital geschlagen), so bekamen die athenischen Wechsler bis zu 36 Prozent und gaben auch auf Pfänder nur gegen sehr hohe Zinsen Darlehne. Dennoch waren diese ausgeliehenen Kapitalien selten ihr Eigenthum. Viele reiche, vornehme Leute, die zu bequem waren, sich mit der Verwaltung ihres Vermögens zu befassen, oder durch Reisen oder andere Verhältnisse an der eigenen Kassenverwaltung behindert wurden, pflegten den Wechslern im Vertrauen auf deren größere Geschäftsgewandtheit Kapitalien gegen mäßige Zinsen zu übergeben. Wußten nun die Banquiers gewiß, wie lange solche Summen bei ihnen stehen blieben, so verborgten sie dieselben gegen hohe Zinsen an Dritte und betrieben so überhaupt ihr Hauptgeschäft mit fremdem Gelde. Ja, es kommt bei Demosthenes der merkwürdige Fall in Frage, daß der Besitzer einer Wechselbank, die nicht nur aus eigenem Handelskapital, sondern auch aus 15,000 Thlrn. fremder Depositengelder bestand, dieselbe an seinen Freigelassenen verpachtet hatte. Der Vater des reichen Rhetors Herodes Attikus hatte in seinem Testamente jedem athenischen Bürger eine Mine (25 Thlr.) jährlich ausgesetzt. „Als nun das Testament vorgelesen wurde," sagt Philostratos, „fanden sich die Athener mit Herodes ab, er sollte durch einmalige Bezahlung von 5 Minen auf den Mann die Verpflichtung der immerwährenden Abgabe abkaufen. Allein da sie zu den Wechslern kamen, um sich die Summe, über welche sie einig geworden waren, auszahlen zu lassen, und ihnen dagegen Verschreibungen von ihren Vätern und Großvätern vorgelegt wurden, welche auf die Aeltern des Herodes lauteten, und sie sich einer Abrechnung unterwerfen mußten, so erhielten Einige nur wenig ausgezahlt, Andere gar nichts, noch Andere waren mehr schuldig, so daß sie sogar noch herauszahlen sollten." Die ursprünglichen Darleiher wiesen aber nun alle ihre Zahlungen auf ihre Banquiers an, indem sie gewisse verabredete Zeichen, meistens Ringe, ihren Anweisungen beifügten

oder die Personen namhaft machten, welche die Identität der Ueberbringer darthun sollten. So sendet in einem Lustspiele des Plautus der Gläubiger seinem Wechsler nebst seinem Siegelringe einen Brief folgenden Inhaltes: „Ich bitte Dich inständig, daß Du demjenigen, welcher diese Zeilen überbringt, das Mädchen nebst Kleidung und Goldschmuck übergiebst; das Geschäft ist in Deiner Gegenwart und unter Deiner Vermittelung abgeschlossen worden und Du kennst ja die Abmachung: das Geld zahlst Du dem Kuppler, dem Ueberbringer überlieferst Du das Mädchen."

In dieser Vereinfachung der Zahlung liegt allerdings ohne Zweifel der Anfang zu unserem Wechselwesen; allein an den weiteren Schritt, an die Uebertragung der Anweisung auf einen Dritten und Vierten, dachten weder Griechen noch Römer. Etwas Anderes als bloßes Deponiren und Umschreiben fand auch bei den griechischen Staatsbanken nicht statt, welche hier und da z. B. in Tenos, Ilium und Temnos (in Mysien) bestanden. Von der letzteren sagt Cicero, es könne dort kein Geld umgesetzt werden ohne die vom Volke gewählten fünf Prätoren, drei Quästoren und vier Banquiers. Auch in Aegypten war in jedem Distrikte eine königliche Bank unter einem Beamten, bei welcher Zahlungen geleistet und Kontrakte geschlossen wurden. Die Stadt Byzanz hatte nach Aristoteles das Geldwechseln an einen einzigen Banquier verpachtet, und bestrafte jede Umgehung dieser Maßregel mit Konfiskation des betreffenden Geldes. Von einer öffentlichen Bank in Athen findet sich keine Spur; doch standen die Wechsler, die hier, wie in Rom, ihren Stand alle am Markte hatten, in Verbindung miteinander, so daß einer dem andern aushalf. Als Kommis waren bei ihnen meist Sklaven angestellt. Die Wechsler führten nun schon im Interesse ihres Rufes genaue Handelsbücher über ihr Geschäft und ein Jeder, dem in rechtlicher Beziehung daran gelegen war, scheint die Einsicht in diese Bücher haben fordern zu können, welchen auch vor Gericht Beweiskraft beigelegt wurde. Trotz-

dem war die Achtung, in welcher die ganze Klasse der Geldhändler stand, im Ganzen keine große; Raubgier und Unehrlichkeit waren Prädikate, die man ihnen sprichwörtlich beilegte. In demselben Plautinischen Stücke spricht der Wechsler mit sich selbst über seinen Stand folgendermaßen: „Ich gelte für wohlhabend; aber ich habe eben einen kleinen Ueberschlag gemacht, wie viel von meinem Gelde mir, wie viel Anderen gehört. Reich bin ich, wenn ich meine Gläubiger nicht bezahle; wenn ich ihnen wiedergebe, was ich schulde, sind meine Passiva überwiegend. Wahrlich, wenn ich mir meine charmante Lage überlege, muß ich ich es auf eine Klage ankommen lassen, sobald sie mich bedrängen. So machen es ja die meisten Wechsler, daß sie immer, einer von dem anderen, Geld fordern und Niemanden wieder bezahlen. Sie möchten gern mit den Fäusten bezahlen, wenn das Geld zu dringend verlangt wird!“ — Bei den griechischen Rednern finden sich Fallissements erwähnt, bei welchen sich die Banquiers schon ganz in moderner Weise anfänglich verborgen halten und dann außer Land gehen. Zugleich dürfte man aus diesem Umstande schließen können, daß ein insolventer Wechsler von Seiten der Gerichte gefänglich eingezogen zu werden pflegte. Dagegen finden sich auch genug Ehrenmänner, an welche sich sogar die Regirungen in Verlegenheiten wendeten. Ein solcher war der Zeitgenosse des Demosthenes, Pasion, dem die Athener wegen seiner Verdienste um den Staat das Bürgerrecht ertheilten, und der dann als Neubürger in seinen Staatsleistungen große Freigebigkeit bewies. Ueberhaupt liegt der Grund der gewöhnlichen Mißachtung des ganzen Standes bei den Griechen nicht in dem von Einzelnen geübten Mißbrauche des Kredits, sondern darin, daß sich meist Menschen von niederer Herkunft und schlechter Gesinnung, namentlich Freigelassene, dem Geschäfte widmeten.

Vergleicht man mit diesen griechischen Zuständen die römischen, so springt zuerst der Unterschied in die Augen, daß Rom zwar keine stehende öffentliche Bank hatte, daß aber der

Staat mehr als in Griechenland die Wechsler beaufsichtigte, ja von Staatswegen dergleichen anstellte. Nur in Fällen großer Noth, in eigentlichen Geldkrisen, errichteten die Römer Staatsbanken unter Leitung öffentlicher Beamten, und dann waren es stets nur Leihanstalten. Zum ersten Male geschah dies im Jahre 352 v. Chr., um dem ungeheuer verschuldeten niederen Volke unter die Arme zu greifen. Fünf Staatsbeamte prüften die Verhältnisse der Schuldner und leisteten an ihren am Hauptmarkte errichteten Tischen gegen Sicherstellung Vorschüsse aus der Staatskasse. Der umgekehrte Fall trat ein, als während des zweiten punischen Krieges das Aerar selbst in die Lage kam, die aufopfernde Hilfe der Patrioten in Anspruch zu nehmen. Damals nahm dieselbe Behörde Geld und edles Metall in Empfang, während ihre Schreiber die Namen in die Liste der öffentlichen Anleihe eintrugen. Der Kaiser Augustus etablirte später aus dem Ertrage der konfiszirten Güter der Verurtheilten eine Leihkasse, aus welcher Jeder, der für den doppelten Betrag Unterpfand stellen konnte, auf eine gewisse Zeit geborgt bekam. Diesem Vorgange folgte auch später Alexander Severus, indem er ein großes Kapital zu geringen Zinsen verlieh und Armen zum Ankaufe von Grundstücken Gelder ohne Zinsen vorstreckte, die sie dann von dem Ertrage derselben nach und nach wiedererstatteten. Wir sehr sich übrigens schon zu Anfange der Kaiserzeit der Betrieb der Geldgeschäfte geändert und das Ansehen der Banquiers gesteigert hatte, zeigt sich besonders in den Mitteln, welche Tiberius zur Beseitigung einer großen Geldkrisis im Jahre 32 n. Chr. anwendete. Es fehlte damals keineswegs an Kapital; das plötzliche Aufhören des Kredits war nur eine Folge falscher Maßregeln. Da nämlich die Schuldner laut über die Härte und den Zinswucher der Kapitalisten klagten, zu denen freilich sämmtliche Mitglieder des demoralisirten Senats gehörten, so ging man auf ein Gesetz Cäsars zurück, nach welchem Niemand mehr als 15,000 Denare (4350 Thlr.) baares Geld besitzen durfte, gebot den Reicheren,

zwei Drittheile ihres Vermögens in Ländereien anzulegen und setzte zu diesen Veränderungen eine Frist von 18 Monaten fest. Allein die Gläubiger kündigten nun aus Furcht alle ihre Kapitalien auf; durch die Menge der Bankerotte sank der Preis aller städtischen Besitzungen und Wohlstand und Ehre Vieler ging zu Grunde. Da löste endlich der Kaiser die Stockung des Kredits, indem er gegen sieben Millionen Thaler den Zahltischen des Banquiers zur Disposition stellte, die nun im Namen des Staates gegen doppelte Hypothek, aber ohne Zins, auf drei Jahre Geld vorschossen.

Von der Zeit an, wo sich die inneren Verhältnisse des großen Römerreiches mehr konsolidirten, wo die Habsucht der reich gewordenen Epigonen die alte, festgewurzelte Scheu der Altvordern vor schnödem Gelderwerb erstickte und unzählige Summen in den Provinzen auf hohe Zinsen ausgeliehen oder in Handelsgeschäften angelegt wurden, fehlte es natürlich auch nicht an ungünstigen Rückschlägen von dort nach Italien, welche mit den durch den internationalen Wechselverkehr bedingten Schwankungen des Kredits in jetziger Zeit verglichen werden können. So nennt wol Cicero mit gutem Grunde die Periode Sullas „eine Zeit sehr schwieriger Zahlung", und eben so sagt er über die Erschütterungen der östlichen Provinzen durch den pontischen Mithridates: „Man weiß, daß damals, als so Viele in Asien große Summen verloren hatten, auch in Rom durch die in den Zahlungen eingetretene Hemmung der Kredit ganz gesunken ist; denn es können nicht in einem Staate Viele ihr Vermögen einbüßen, ohne Andere mit sich in dasselbe Unglück zu verwickeln." Auch die Entwerthung des Geldes erzeugte große Störungen des Verkehrs. Zwar war es erst einer fernen Zukunft vorbehalten, den Geldwerth des Papieres zu entdecken und auszubeuten; aber das Kippen und Wippen verstanden die römischen Gewalthaber schon vortrefflich. Während der Bürgerkriege mischte der Triumvir Antonius Eisen unter das geprägte Silber und den Entdecker der Silberprobe ehrte

damals das Volk mit Bildsäulen in allen städtischen Distrikten. In den 200 Jahren von Nero bis Aurelian verschlechterte sich aber das Geld allmählich immer mehr. Die Regirungen verboten das Probiren ihrer Münzen und gaben bronzene Denare mit Silberplattirung aus, deren Silbergehalt von $^1/_3$ endlich auf $^1/_5$ herabsank. Zuletzt wußte man gar nicht mehr, ob der Ueberzug des weiß gesottenen Kupfers aus Silber oder Zinn bestand und es geriethen alle Vermögensverhältnisse in die heilloseste Verwirrung. Die Abgaben mußten unter Elagabal und Alexander Severus in Gold gezahlt werden, und hiermit war eigentlich schon der Staatsbankerott ausgesprochen. Erst Diokletian gelang es, vollständige Ordnung im Münzwesen wieder herzustellen.

Wie in Athen wurde auch in Rom das Forum dadurch zu einer Art von Börse, daß die Boutiquen der Wechsler auf demselben oder in seiner Nähe sich befanden. Besonders unter den drei großen, gewölbten Durchgangsbogen desselben, in welchen besondere kleine Nischen zu diesem Zwecke angebracht waren, pflegten sie ihren Stand aufzuschlagen und nach der Lokalität bezeichneten sie auch ihre Firma (z. B. „der Wechsler von der julischen Basilika", „vom Cirkus Flaminius" u. s. w.). Ihre Geschäfte waren bedeutend ausgedehnter und vielseitiger als die der griechischen Kollegen. Zwar machte das Wechselwesen selbst, wie schon erwähnt, in Rom keinen Fortschritt, und es blieb nach wie vor bei den bloßen Anweisungen; allein der Ausdehnung des Reiches analog erweiterten sich auch die Beziehungen der römischen Banquiers zu denen in den Provinzen und es kamen mit der Zeit eine Menge auf Geld und Handel bezügliche Besorgungen in ihre Hände, die bei uns besonderen Agenten und den Notaren anheimfallen. Bei Käufen und Verkäufen dienten sie als Mäkler, sie besorgten Privatauktionen und wurden bei öffentlichen Versteigerungen als Schriftführer und Kassirer zugezogen, weshalb auch die Auktionskataloge an ihre Buden angeschlagen wurden. Natürlich liehen

sie auch fremdes Geld, um dasselbe zu höhern Zinsen wieder unterzubringen; aber bei solchen Operationen waren sie hinsichtlich der Zinsen immer durch Regirungsmaßregeln beschränkt und der Zinsfuß stand in Rom nie auf der Höhe des griechischen. Von 8% stieg er wol am Ende der Republik auf 12%, sank aber zu Anfang der Monarchie durch die Anhäufung vieler Kapitalien bis auf 4% herab. Zwar dauerte dies nicht lange; aber über 8% scheint er nicht oft gestiegen zu sein, und Justinian setzte endlich den gesetzlichen Zinsfuß auf 6% fest und verbot den Zinseszins gänzlich. In Rom beaufsichtigte die Wechsler der Stadtpräfekt, in den Provinzen der Statthalter, und vom Kaiser Galba wird erzählt, daß er als Gouverneur in Spanien einem unredlichen Banquier die langfingrigen Hände abhauen und an den Wechslertisch habe nageln lassen. In Rom war eine bestimmte Zahl für die Geldhändler festgesetzt, welche eine Art von Innung bildeten, zuweilen unter sich solidarische Verbindlichkeiten eingingen und das Recht besaßen, über die Aufnahme neuer Mitglieder zu entscheiden. Sklaven waren nur als Kommis zulässig und der Herr des Geschäftes blieb stets für sie verantwortlich. Besonders streng verpflichtet waren die römischen Banquiers, ihre Bücher genau zu führen, und es befrembet dies um so weniger, als es überhaupt bei den Römern bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. allgemeine Sitte war, Ausgaben und Einnahmen gehörig aufzuschreiben und zu verrechnen, so daß Summen, die nicht im Buche (Calendarium) standen, als unredlich erworbene vorgeworfen werden konnten. Daher hatten die Wechsler nicht nur ein Kassabuch, in welches sie ihre Einnahmen und Ausgaben chronologisch eintrugen, sondern auch ein Kontokurrentbuch, in welchem das Soll und Haben der einzelnen Kunden verzeichnet stand, und ein Journal zum Behuf späterer Eintragung in das Kassabuch. Vor Gericht hatten diese Bücher vollständige Beweiskraft.

Justinian war den Wechslern besonders günstig gesinnt,

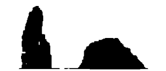


vermehrte ihre Privilegien und sagt unter anderem in dem bezüglichen Gesetze nach der Bestimmung, daß ihnen auch ohne vorgehende Abmachung stets die gesetzlichen Zinsen des verborgten Geldes gezahlt werden sollten: „Denn es wäre ungerecht, wenn diejenigen, welche bereit sind, fast alle Hilfsbedürftigen zu unterstützen, durch solche kleinliche Chikanen Unrecht erleiden sollten.“ Ueberhaupt hatte in der Kaiserzeit dieser ganze Stand gleiche Geltung mit den Kaufleuten. Der reiche Banquier war eben so angesehen wie der Großhändler; der kleine Wechsler und der schmutzige Wucherer dagegen genossen eben so wenig Achtung wie überhaupt jeder Kleinhändler und Krämer. Auf solche Händler niederen Ranges beziehen sich auch die bitteren Worte des Plautus: „Hinter dem Kastortempel sind diejenigen, bei welchen Du schlecht ankommen kannst, wenn Du ihnen geschwind Geld anvertraust; so wie Du dies gethan hast, machen sie augenblicklich Bankerott!“

XII.

Die Aerzte.

Die Heilkunde ist fast bei allen Völkern, deren Bildung noch auf der ersten Stufe stand, als Geheimlehre in den Händen der Priester gewesen. Auch in Hellas wurden die Kranken in den Tempeln verschiedener Gottheiten behandelt, unter denen Asklepios, der Gesundheit spendende Sohn Apollons, den ersten Rang einnimmt. Die Asklepieen waren meist an freien, hohen Orten in der Nähe gesunder Quellen erbaut und außer einer zweckmäßigen Diätetik thaten oft auch die einfachsten Arzneimittel hier Wunder, da sie durch psychische Einwirkungen, wie den Tempelschlaf der Kranken oder Priester, von dem man Inspiration der Kurmethode erwartete, mächtig unterstützt wurden. Die Genesenen weihten, wie in christlichen Wallfahrtsstätten, in den Tempeln metallene Nachbildungen der geheilten Organe oder Täfelchen mit der Krankheitsgeschichte und ihren Namen. Die ärztliche Kunst war natürlich in den Priesterfamilien erblich; doch mußten die Schüler erst durch besondere Weihen in den Orden der Asklepiaden aufgenommen werden. Besonders zu betonen ist dabei der Eid, die Geheimnisse der Kunst nicht verrathen zu wollen, den auch nach der Zeit des Hippokrates die angehenden Meister noch schwören mußten.



Unabhängiger gestaltete sich die Medizin durch die Philosophenschulen und besonders durch die sich entfaltende Blüthe der Gymnastik. Der verständige Turnunterricht in Athen beschränkte sich nicht auf die Einübung athletischer Kunststücke und auf einseitig betriebene Fertigkeiten, sondern bildete den Körper harmonisch zu derjenigen Vollkommenheit und Schönheit aus, welcher er überhaupt fähig war. Man suchte deshalb auch in den Gymnasien die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit durch sorgfältige Diät und geregelte Muskelthätigkeit zu erzielen und die moderne Orthopädik und Heilgymnastik hat ihren Schöpfer im Lehrer des Hippokrates, Herodikos von Selymbria zu suchen. Mit dem genialen Hippokrates und seiner rationelleren Behandlungsart erreichte dann die griechische Medizin einen Abschluß, der erst durch das naturwissenschaftliche System des Aristoteles und die empirische Methode der Alexandriner überschritten wurde. Das Ansehen der Aerzte blieb jedoch in Griechenland, auch nachdem sie den religiösen Boden verlassen hatten, durch den göttlichen Ursprung der Wissenschaft gehoben und den Namen Asklepiades legten sich die Mediziner bis in die späteste römische Zeit gern bei, um sich als Nachkommen ihres Patrons zu bezeichnen. Der erwähnte Eid des Hippokrates deutet auch auf ein zunftmäßiges Zusammenhalten der späteren Aerzte hin und auf eine nach Ablauf der Lehrzeit vielleicht nach vorhergehender Prüfung den Schülern ertheilte Erlaubniß zur Ausübung der Kunst. Eine Wahl von Seiten des Volkes fand nur für diejenigen statt, welche vom Staate in öffentlichen Sold genommen werden wollten. Um zu beweisen, wie thöricht es sei, keinen Lehrer haben zu wollen, läßt Sokrates bei Xenophon einen solchen Kandidaten zum Volke sprechen: „Ich habe von Niemandem die Heilkunst erlernt und auch nie darnach gestrebt, daß mich ein Arzt in die Lehre nähme; denn ich habe mich stets gehütet, nicht allein von den Aerzten etwas zu lernen, sondern auch vor dem Scheine, diese Kunst erlernt zu haben. Gleichwol

bitte ich Euch, Athener, mir die Ausübung der Heilkunst zu gewähren; denn ich will versuchen, sie durch Experimente an Euch zu erlernen!" Für eine unglückliche Kur konnte der Arzt nach dem Gesetze nicht verantwortlich gemacht werden, und wenn auch Aristoteles sagt, daß der Arzt nur vor Aerzten Rechenschaft von der Richtigkeit seiner Heilmethode geben könne, so liegt in diesen Worten noch nicht, daß ein ärztliches Kollegium je über einen Amtsgenossen zu Gerichte gesessen habe.

Die Belohnung für ihre Dienste erhielten die Aerzte von ihren Patienten, und zwar ließen sie sich oft das Honorar voraus bezahlen, da sie die Ausgaben für die Arzneien selbst zu verlegen hatten. Aelian berichtet, daß der vom Vater der jüngeren Aspasia zu Rathe gezogene Arzt sich weigerte, ein Gewächs im Gesichte derselben zu behandeln, weil die Familie die geforderten drei Stateren nicht erlegen konnte. Auch bei Achilles Tatius heißt es von einem Arzte: „Umsonst öffnet er nicht den Mund, sondern er ist ein Arzt und verlangt zuerst den Lohn." Gewöhnlich aber wurde wenigstens von dem Arzte in voraus eine Summe ausbedungen. Aristoteles sagt von ihnen: „Wenn sie die Kranken geheilt haben, tragen sie ihr Honorar davon." Dasselbe beweist auch jene spaßhafte Fabel Aesop's, wo eine an den Augen leidende alte Frau mit einem Arzte das Uebereinkommen trifft, daß sie eine bestimmte Summe nach der Heilung zu bezahlen habe, wenn dieselbe aber nicht einträte, nichts schuldig sei.

Einen Theil des Einkommens bildete auch das Lehrgeld ihrer Schüler, von denen sie sich bei ihren Besuchen begleiten ließen. Noch Galen erzählt von dem unter Kaiser Klaudius lebenden Thessalos von Tralles, daß er einen Haufen von Lehrlingen sechs Monate lang bei seinen Krankenbesuchen mitgeschleppt habe, worauf er ihnen die eigene Praxis erlaubte! Die Aerzte im Staatsdienste wurden auch von der Regirung bezahlt. So erhielt Demokedes aus Kroton in Aegina jährlich 1500 Thlr., nach seiner Uebersiedelung nach Athen 2500, bei

Polykrates in Samos 3000 Thlr. Das Selbstdispensiren der Aerzte war nicht zu vermeiden, da es keine Apotheken gab. Allerdings konnte man auch Arzneien in den Buden der Medikamentenhändler bekommen. Diese Leute standen aber mit den eigentlichen Aerzten in gar keiner Verbindung, sondern waren Quacksalber und Marktschreier, die auf eigene Hand Hausmittel, Gifte, Farben, Schminke und andere Dinge verkauften. Von einem derselben erwähnt Lukian, daß er ein Mittel wider den Husten angepriesen habe, das sofort von dieser Plage befreien sollte, daß er aber dabei selbst vom Husten arg geschüttelt worden sei. Die leichteren Kranken besuchten den Arzt in seiner Werkstätte oder Bude, wo sich auch Müssiggänger mancherlei Art einfanden. Da die griechischen Aerzte Medizin und Chirurgie zugleich ausübten, vereinigte ein solches Lokal das Aussehen einer Apotheke mit dem einer Barbirstube. Arzneibüchsen, Salbgefäße, Waschbecken, Schröpfköpfe, Klystirspritzen und Schalen waren an den Wänden aufgestellt und von seinen Gehilfen und Schülern unterstützt, bereitete dort der Arzt seine Arzneien, amputirte und hantirte vor aller Augen, wie es eben das Geschäft mit sich brachte. Unter den Assistenten gab es auch Sklaven, denen besonders die Behandlung ihrer Standesgenossen überlassen gewesen zu sein scheint, und die nach Platons Tadel, voll Anmaßung und Nachlässigkeit sich kaum die Mühe nahmen, die Kranken auszufragen, sondern sofort nach Gutdünken verordneten und weiter eilten. Unter den freien Aerzten gab es aber sicher viele, die mit Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt zu Werke gingen und auch in ihrem äußeren Auftreten den Vorschriften des Hippokrates nachzukommen suchten. Nach diesen sollten sie die größte Sauberkeit der Haut und des Haarwuchses beobachten und auch in der Kleidung zwischen Reichthum und Armseligkeit die rechte Mitte halten, „außer wenn der Patient an besonders kostbarem oder schäbigem Anzuge sein Vergnügen findet."

Schwieriger wurde es den Herren, die von dem Meister

ebenfalls verbotenen Klippen der Großsprecherei und Insolenz zu umschiffen. Zu allen Zeiten sind die Jünger Aeskulaps leicht auf den Abweg der Wichtigthuerei und Charlantanerie gerathen. Wenige zwar erhoben sich wol bis zur Einbildung des Menekrates aus Syrakus, der im königlichen Schmucke einherzog und sich Zeus nannte, weshalb ihm Philipp von Makedonien „gesunden Menschenverstand" wünschte; aber es finden sich genug Klagen über geräuschvolles Auftreten, Rücksichtslosigkeit und Grobheit der griechischen Aerzte. Einer antwortete z. B. einem Kranken auf die Aeußerung, er werde wol sterben, mit dem Verse:

„Starb doch auch Patroklos, ein Mann viel höheren Werthes!"

Auch verstanden sie es schon recht gut, durch die Eleganz ihrer Instrumente die Menge zu blenden, und Lukian schreibt darüber: „Die unwissendsten Aerzte lassen sich elfenbeinerne Büchsen, Schröpfköpfe aus Silber und Messer, mit Gold eingelegt, machen. Wenn sie sich aber dieser Dinge bedienen müssen, verstehen sie es nicht, geschickt damit umzugehen und ein Kunstverständiger, der nur eine scharf geschliffene, sonst rostige Lanzette hat, muß dann den Patienten vom Schmerze befreien."

Auch in Rom waren die Priester zugleich privilegirte Aerzte; aber der Kultus medizinischer Gottheiten kam größtentheils aus dem Auslande, aus Etrurien und Griechenland. Bereits während des dritten samnitischen Krieges war der Dienst Aeskulaps auf Befehl der sibyllinischen Bücher von Epidauros nach Rom verpflanzt worden, um einer damals herrschenden Epidemie Einhalt zu thun, und gewiß wurden auch seitdem im Tempel des Gottes auf der Tiberinsel die von den griechischen Asklepiospriestern allenthalben geübten Wunderkuren nicht unterlassen. Allein an ein wohleingerichtetes Tempellazareth läßt sich dabei wol auch für die spätere Zeit nicht denken, und wenn Sueton erzählt, daß der Kaiser Klaudius das Verfahren der Herren, welche ihre kranken Sklaven auf der Tiberinsel aussetzten, als eine arge Grausamkeit dadurch bestrafte, daß er solche Sklaven für frei erklärte, so spricht dies eben nur für das geringe An=

sehen und die wenig allgemeine Benutzung jenes Instituts. Eigentliche Aerzte soll Rom vor dem 6. Jahrhunderte seiner Zeitrechnung nicht gehabt haben. Der Peloponnesier Archagathos war der erste bedeutende Arzt, der sich in Rom niederließ und der Senat beschenkte ihn mit dem Bürgerrechte und einer Bude. Das ungewohnte Schneiden und Brennen verdarb den Chirurgen aber bald den Kredit und verschaffte ihnen den Beinamen „Henkersknechte". Zudem konnte der Ernst und die fest eingewurzelte Scheu der Römer vor allen auf Gelderwerb abzielenden Künsten den Leichtsinn und die gewinnsüchtige Rührigkeit der entarteten Griechen nicht vertragen. Daher kurirten sich noch Viele mit Hausmitteln nach alten Rezeptbüchern. Auch der ältere Kato haßte die Aerzte und schrieb ungefähr fünfzig Jahre nach Ankunft des Archagathos aus Athen an seinen Sohn: „Nimm meine Worte für eine Weissagung: wenn uns dieses Volk einst seine Wissenschaften mittheilen wird, so wird Alles in Verderbniß gerathen und besonders dann, wenn es uns seine Aerzte senden wird. Diese haben sich verschworen, alle Barbaren durch ihre Medizin zu tödten. Und selbst dieses thun sie um Lohn, damit man ihnen glaube und sie desto leichter ins Unglück stürzen können. Ich untersage Dir den Gebrauch der Aerzte!" Ist dieses Urtheil aus Widerwillen gegen den damaligen griechischen Volkscharakter im Allgemeinen entstanden, so zogen die Nachfolger des Archagathos sich Spott und Verachtung noch dadurch in Rom zu, daß sie ihre Unwissenheit und den Mangel an persönlichem Vertrauen durch marktschreierische Ostentation zu ersetzen suchten. „Ein jeder Grieche," sagt Juvenal, „der zu uns kommt, bringt in sich einen Redekünstler, einen Feldmesser, einen Maler, einen Seiltänzer, einen Arzt, einen Apotheker, einen Wahrsager, einen Zauberer mit: Alles versteht ein hungriger Grieche. Sprich: fahre gen Himmel! — er wird es thun." So verspottet auch schon Plautus die Prahlerei der Jünger Aeskulaps, die sich am Abend, wenn sie von den Patienten kämen, rühmten, diesem Gott ein Bein, jenem

einen Arm eingerichtet zu haben, so daß man nicht wisse, ob man einen Arzt oder einen Schmied vor sich habe; und der Arzt, den er in seinen „Zwillingsbrüdern" auftreten läßt, ist ein tölpelhafter Ignorant. Doch ersieht man aus demselben Stücke, daß die damaligen Aerzte schon Kranke zu sich ins Haus nahmen, um sie unter sorgfältigerer Aufsicht und Pflege zu haben.

Der berühmteste griechische Arzt, aber zugleich ein großer Charlatan, war Asklepiades aus Bithynien, ein Zeitgenosse Ciceros. Nachdem er in Athen und Alexandria studirt hatte, kam er 80 v. Chr. nach Rom und machte durch Zungenfertigkeit, Beherztheit und Fleiß bald großes Glück. Er stieß alle vorhergehenden Methoden um, kurirte meist durch Fasten, Abreiben der Haut, Bewegung in freier Luft, überhaupt durch die einfachsten und angenehmsten Mittel, und als er endlich zufällig bei einem Scheiterhaufen vorübergehend den Leichnam als scheintodt erkannt und ins Leben zurückgerufen hatte, stieg sein Ruhm bis zur Vergötterung und er wurde mit Gold überschüttet. Dem pontischen Mithridates, der ihn zu sich eingeladen hatte, schickte er in ächt moderner Art seine Schriften! Trotz des Mißtrauens gegen die Griechen blieb jedoch die Medizin in den Händen derselben bis tief in die Kaiserzeit hinein. Wenigstens sagt der ältere Plinius, daß bis zu seiner Zeit sich sehr wenige Römer dieser einträglichen Wissenschaft zugewendet hätten. Und auch diese Wenigen mußten sich wo möglich vollständig gräcisiren, „weil auch solche Leute, die des Griechischen unkundig sind, Aerzten, die ihre Kunst nicht griechisch betreiben, kein Vertrauen schenken; ja, sie haben weniger Zuversicht, wenn sie verstehen, was zu ihrem Heile dient!"

Blieb man also in Hinsicht auf körperliches Wohl einerseits in Abhängigkeit von Ausländern, so konnte anderntheils die Ausbildung und der Werth der Arzneikunde selbst nur verlieren, als römische Sklaven und Freigelassene begannen, die ärztliche Praxis zu üben und von den Vornehmen zu Hausärzten verwendet wurden. Und doch stieg seit dem Höhe-

punkte der römischen Macht und Weltherrschaft mit der einreißenden Entnervung und Verweichlichung der Geschlechter das Bedürfniß und die Nothwendigkeit der Heilkunde mit jedem Jahre! Für das Heer der Krankheiten, welche sich nach und nach einbürgerten, reichten die einfachen Hausmittel, die in der alten, guten Zeit verständige Familienväter sich aufgezeichnet hatten, bei weitem nicht mehr aus. „Hippokrates, der Fürst der Aerzte,“ sagt Seneka, „hat behauptet, daß das weibliche Geschlecht weder den Haarschmuck verlieren, noch am Podagra leiden könne. Unsere Zeit straft den großen Arzt und Naturforscher Lügen; denn jenen Vorzug des Geschlechtes haben die Frauen längst durch ihre Lebensweise verloren;“ und an einer anderen Stelle: „Die vielen Krankheiten sind ein Erzeugniß der vielen Gerichte; zähle die Köche in der Stadt und Du wirst Dich über die Unzahl der Krankheiten nicht wundern.“ Besonders gehörten Fieber jeder Art und durch klimatische Einflüsse begünstigte Augenkrankheiten (für welche sich bald eigene Augenärzte etablirten) zu den gewöhnlichsten Folgen der sinnlichen Ueberfeinerung und Schwelgerei. Die Furcht vor dem Tode stieg und zuletzt ließ man sogar den Sklaven, den man zur Erkundigung nach dem Befinden des kranken Freundes abgeschickt hatte, nicht eher wieder ins Haus, als bis er sich durch ein Bad gereinigt hatte! Wie grell sticht nun von dem wegwerfenden Urtheil Katos das zahme Vertrauen des jüngeren Plinius ab! Er schreibt an Restitutus: „Ich selbst pflege den Meinigen einzuprägen: Wenn ich krank werden sollte, so hoffe ich, werde ich nichts verlangen, was mich reuen könnte, wenn mich aber die Krankheit übermannen sollte, so erkläre ich, daß man mir nichts geben soll, als mit Erlaubniß der Aerzte, und wer mir doch etwas giebt, der wisse, daß ich ihn so strafen werde, wie Andere diejenigen, welche ihnen etwas verweigern. Ja, als ich vom heftigsten Fieber verzehrt, in der Besserung begriffen und gesalbt von dem Arzte einen Trank erhielt, reichte ich ihm meine Hand, sagte ihm, er sollte

mir den Puls fühlen, und gab den Becher, den ich schon an die Lippen gesetzt hatte, zurück."

Kein Wunder also, wenn man für die Erhaltung des lieben Lebens enorme Summen verausgabte; 14,000 Thlr. war anfangs der gewöhnliche Jahrgehalt der kaiserlichen Leibärzte; der berühmte Stertinius verlangte aber unter Klaudius das Doppelte, indem er vorrechnete, daß ihm seine Privatpraxis in den reichen Familien Roms über 30,000 Thlr. früher eingetragen habe. Er hinterließ anderthalb Millionen, nachdem er seine Vaterstadt Neapel mit Bauwerken geschmückt und dadurch sein Vermögen bedeutend geschwächt hatte. Einem Wundarzte, Namens Alkon, der wegen Verbrechen verurtheilt war, entriß Klaudius eine halbe Million und doch erwarb sich derselbe binnen weniger Jahre während seiner Verbannung in Gallien sein Vermögen wieder. Die Preise scheinen da, wo kein jährliches Honorar festgesetzt war, wie in Griechenland (und oft im heutigen Nordamerika) für jeden einzelnen Krankheitsfall vorausbedungen worden zu sein. Plinius erwähnt z. B. einen Fall, wo von einem Arzte ein Kranker in der Provinz für 10,000 Thlr. in Behandlung genommen worden war. Auch Cicero schreibt an seinen kranken Freigelassenen Tiro: „Laß ja dem Arzte so viel Honorar versprechen, als er verlangen wird." Die Zahl der kaiserlichen Hofärzte stieg übrigens später auf sieben; von ihnen erhielt aber unter sparsamen Kaisern, wie z. B. Alexander Severus, nur ein einziger sein Honorar in klingender Münze; die übrigen bekamen ein Deputat in Naturalien.

Das Schwankende in den Prinzipien dieser Wissenschaft trat in jenen Zeiten ihrer Kindheitsperiode noch mehr an den Tag. Wer sich irgend einen Namen machen wollte, suchte an der alten Schulweisheit des Hippokrates, an den neueren Systemen des Asklepiades oder Themison etwas zu mäkeln und zu ändern und die entgegengesetztesten Methoden folgten sich in raschem Wechsel. Antonius Musa, ein Freigelassener,



kurirte den Kaiser Augustus, der schon sein Haus bestellt hatte, auf Priesnitz'sche Art durch kalte Bäder und Wassertrinken, und erhielt dafür eine Bildsäule neben Aeskulap, den goldenen Ring, das Vermögen der Ritter und Abgabenfreiheit für sich und für seine Kunstgenossen auf alle Zeiten. Aber sein Kredit sank etwas, als der geliebte Schwestersohn des Kaisers, Marcellus, bei derselben Behandlungsart starb und bald darauf empfahl man, anstatt der erkältenden brennend heiße Bäder und verordnete Speisen und Arzneien nach dem Stande der Gestirne. Selbst Aerzte, die blos mit Wein kurirten, fanden ihr Publikum. Als aber endlich das Heidenthum seinem Untergange näher kam, übten die Schatten des Aberglaubens, welche sich gespenstig überall an Stelle der zerfallenden Religion in die Gemüther drängten, auch auf die Heilkunde bedeutenden Einfluß. Eine Unmasse magischer Mittel, Besprechungen, Amulete wurden nun auch von Aerzten anerkannt und angewendet; ja der ganze Kram von Hexerei, Sympathie und Geheimmittellehre, der sich durch das ganze Mittelalter hindurch bis in unsere Zeit herein glücklich im Gedächtnisse des Volkes erhalten hat, gewann damals die weiteste Ausdehnung. Unter den sonderbarsten Mitteln nennen wir z. B. Mäusegehirn gegen Kopfschmerzen; verbrannten Hundszahn gegen Zahnschmerzen; ein Spänchen oder Steinchen, heimlich auf den Kopf gelegt, gegen Schlucken; Einreibungen mit Blut aus der großen Zehe des Kranken oder Genuß des Blutes von einem Gladiator oder Verbrecher gegen Epilepsie; den Zahn einer Spitzmaus, mit der linken Hand aufgehoben, gegen Gicht; Haare aus dem Schwanze des Kameels oder Katzenmist nebst einer Uhuzehe, um den Hals getragen, gegen Wechselfieber. Gegen Triefäugigkeit trug Servius Nonianus ein Amulet mit den Buchstaben P und A um den Hals, Mucianus eine lebendige Mücke in einem Stück Leinwand! Außerdem gab es eine Menge Mittel, die nach den Entdeckern oder nach der Wirkung benannt waren und denen das Alterthum eben so blinden Glauben schenkte, wie unsere Zeit der

Revalenta Arabika und anderen spezifischen Pillen, Salben und Pulvern.

Die Bereitung der Arzneien hatten früher, wie die griechischen, auch die römischen Aerzte selbst besorgt und wenn auch hier arge Mißgriffe unausbleiblich gewesen sein mögen, so war es doch eine heillose Verschlimmerung des Verhältnisses, daß die Aerzte der Kaiserzeit aus Bequemlichkeit und Sorglosigkeit dies unterließen und fertige Salben und Pflaster aus den Buden der Kräuter- und Salbenhändler (seplasiarii) entnahmen, die mehr Aehnlichkeit mit unseren Droguisten als Apothekern hatten und theils aus Unwissenheit sündigten (Plinius erwähnt, daß sie häufig anstatt des indischen Drachenblutes Zinnober unter die Salben mischten!), theils ihre sprichwörtlich gewordenen Betrügereien übten und entweder verlegene oder verfälschte Waaren verkauften. Da die Medikamente sehr komplizirt zu sein pflegten und die einzelnen Stoffe aus den fernsten Gegenden herbeigeschafft werden mußten, so war es überhaupt schwer, ächte Droguen in Rom zu bekommen. Der große Galen machte deshalb mehrere Reisen, um sich ächte Waare zu verschaffen, und holte z. B. aus Palästina Balsam und aus Lemnos die rothe sogenannte „Siegelerde.“ Es kam endlich der Ausdruck medicamentarius so in Verruf, daß er im Gesetzbuche des Kaisers Theodosius geradezu „Giftmischer“ bedeutet. Freilich mußte auch in einer Zeit, wo die Giftmischerei so vielfach benutzt wurde, jeder Seplasiarius auf einige akute Mittelchen für seine vornehmen Kunden halten, so wie daneben auf die betreffenden Gegengifte, unter denen das berühmte Mithridatikum aus 54 Ingredienzen zusammengesetzt werden mußte. Recht belehrend über solche Verhältnisse ist folgende Stelle aus der Rede Ciceros für Kluentius: „Hat nicht Dein Vater, Oppianikus, Deine Großmutter, deren Erbe Du bist, getödtet? Als er seinen eigenen Arzt zu ihr brachte, rief die Frau aus, sie wollte nicht von einem Menschen behandelt werden, der alle ihre Angehörigen umgebracht hätte. Da wendet er sich plötzlich

an einen gewissen Klodius aus Ankona, einen herumziehenden Quacksalber, der zufällig damals nach Larinum gekommen war, und kommt mit ihm um 400 Sesterzen (23 Thlr.) überein. Klodius, der Eile hatte, weil er noch an vielen Plätzen Geschäfte machen wollte, brachte die Sache zu Ende, sobald er das Krankenzimmer betreten hatte, und schaffte die Frau durch das erste Tränklein aus der Welt." Und so übelbestellt mit der Arzneibereitung blieb es noch später unter den Byzantinern. Nicht einmal der kaiserliche Hof in Konstantinopel besaß einen zuverlässigen Apotheker, sondern ein Kammerdiener besorgte die seiner Aufsicht unterstellte Sammlung von Salben, Pflastern, Giften und Gegengiften für Menschen und Vieh.

Bei solchen Uebelständen finden wir die Klagen römischer Schriftsteller über die Ungestraftheit und Unverantwortlichkeit der Aerzte völlig begründet, wenn sie auch bei der Unsicherheit der schwierigen Wissenschaft auf alle Zeiten Anwendung finden. „Jedem, der sich Doktor nennt," sagt Plinius, „schenkt man sogleich Vertrauen, während doch mit keiner Lüge eine größere Gefahr verbunden ist. Wer unter den Aerzten nur ein gutes Mundwerk besitzt, wird sogleich unser unumschränkter Herr über Leben und Tod. Das beachten wir aber nicht; so schmeichelnd ist für jeden Kranken die Süßigkeit der Hoffnung. Außerdem giebt es kein Gesetz, das die Unwissenheit unschädlich machte und kein Beispiel von Strafe. Sie lernen durch unsere Gefahren und werden an Erfahrung reicher durch Todesfälle, und nur an dem Arzte bleibt es völlig ungeahndet, einen Menschen getödtet zu haben." Auch Martial verschont den Stand nicht mit seinem Spotte:

„Neulich noch war er ein Arzt, jetzt Leichenträger, Diaulus,
Was er als Träger betreibt, that er als Doktor schon längst."

„Fröhlich badet' mit uns Andragoras, fröhlich auch schmaust' er,
Und am Morgen darauf fand man Andragoras todt.
Du, Faustinus, erforschest den Grund so plötzlichen Todes?
Hermokrates, den Arzt, hat er im Traume gesehn."

Eben so braucht auch Juvenal, um den Begriff einer hohen Zahl auszudrücken, die Ausrede:

„Lieber noch nenn' ich die Zahl von Hippias vielen Geliebten,
Oder die Kranken, die stets zur Herbstzeit Themison würgte."

Sogar über die Sucht, die Krankheiten zu vergrößern, um höheren Ruhm durch die Heilung zu ernten, klagt schon Seneka mit den Worten: „Viele Aerzte können die Krankheiten, wenn sie dieselben ihres Ruhmes wegen vermehrt und gesteigert haben, gar nicht mehr verscheuchen oder bezwingen sie endlich nur unter großen Leiden der Patienten." Besonders gern renommirten sie auch mit der Zahl ihrer Schüler, die sie an die Krankenbetten begleiteten: „Ich war unwohl," sagt Martial zum Arzt Symmachus; „aber Du kamst zu uns in Begleitung von hundert Schülern. Hundert durch Boreas erstarrte Hände haben mich berührt: Ich hatte kein Fieber; jetzt habe ich es." Doch gelangte gerade zu Senekas Zeit das Medizinalwesen in Rom wenigstens äußerlich zu einer festeren Regelung. Unter Nero wurden nämlich über die gewöhnlichen Aerzte noch Oberärzte, die im Staatsdienste standen, gesetzt. Es gab deren in jeder Stadt eine bestimmte Zahl; in Rom nach den städtischen Distrikten 14. Das Kollegium dieser Oberärzte beaufsichtigte die anderen Aerzte, ertheilte den ausschließlichen Unterricht in der Medizin, prüfte die Kandidaten und ergänzte sich selbst durch Majoritätswahlen, wobei der Neuangestellte den untersten Rang bekam und die anderen nach dem Alter aufrückten. Die Staatsärzte erhielten ihre Besoldung vom Staate und übernahmen dafür auch die Verpflichtung, die Armen unentgeltlich zu behandeln. Dies scheinen sie jedoch oft ohne Gewissenhaftigkeit gethan zu haben; denn ein Gesetz des Kaisers Valentinian II. vom Jahre 386 gebot ihnen, nicht, wie bisher die Mehrzahl gethan hätte, blos ihrem Vortheile im Dienste des Reichthumes nachzugehen, sondern dem Nothrufe der ärmeren Klasse willig zu folgen. Honorar anzunehmen, war ihnen nicht verboten, aber ausdrücklich nur so viel, als ihnen

die Genesenen freiwillig anboten, nicht aber Summen, die ihnen in der Todesangst etwa für die Rettung versprochen wurden. Sie waren, wie die Professoren aller Wissenschaften, nebst ihren Familien frei von allen Abgaben, von Rekrutirung und Einquartirung, und wer ihre Ruhe durch Beleidigung störte, sollte 4000 Thlr. Strafe erlegen, war er ein Sklave, in Gegenwart des Beleidigten mit Ruthen gezüchtigt werden. Dagegen wurde auch nach und nach das Publikum durch die Gesetzgebung gegen Betrügerei und Gewissenlosigkeit von Seiten der Aerzte geschützt und jede ungeschickte oder nachlässige Behandlung konnte vor Gericht zur Untersuchung und Bestrafung kommen. Außer den Gemeinden der Städte hatten auch die Gladiatoren, Cirkusfaktionen und Vestalinnen ihre eigenen Aerzte und seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. auch die Legionen, deren Aerzte doppelten Sold erhielten, Rüstung trugen und ihre Kranken schon in Feldlazarethen behandelten. — Man hat in der Gräberstadt Pompeji nicht nur zwei Apotheken entdeckt, in denen man noch trockene Arzneikörper und eingetrocknete Flüssigkeiten in Gläsern fand und deren eine die Schlange Aeskulaps mit dem Pinienapfel im Rachen als Aushängeschild führte, sondern auch in dem Hause eines Chirurgen dessen vollständiges Besteck, bestehend aus Sonden, Zangen, Lanzette, Katheter, Brenneisen, Skalpell u. s. w.

XIII.

Die Armenpflege.

Pauperismus und Proletariat nehmen in allen neueren Staaten in erschreckendem Grade überhand. Die wachsende Uebervölkerung, die Beeinträchtigung vieler Gewerbe durch das Fabrikwesen, die Verdrängung der Handarbeit durch Maschinen aller Art, die Schwankungen und Störungen des Handels durch politische Verwickelungen und Spekulationswuth, die zunehmende Vervielfältigung der Lebensbedürfnisse, haben eine Armennoth erzeugt, die der Weisheit der Gesetzgeber und dem guten Willen der Besitzenden spottet. Im Alterthume fehlten viele dieser Vorbedingungen zur Vermehrung der Armen. Die Verhältnisse des Verkehres waren weniger verwickelt, die Kosten des Unterhaltes durch die Genügsamkeit der niederen Klassen und die Wohlfeilheit der Lebensmittel gering, die ungeheure Proletariermasse endlich, die von den Sklaven gebildet wurde, war vor dem Verhungern dadurch geschützt, daß sie von den Herren ernährt werden mußte. In Rom freilich fiel durch außerordentliche Umstände bald eine große Zahl freier Einwohner dem Staate zur Last. Wie wenig Unterschied aber dort zwischen hilfsbedürftiger Armuth und frecher Arbeitsscheu gemacht wurde und wie geringen Erfolg man überhaupt durch die kostspieligsten

Unterstützungen der Armen erzielte, weil man sich eben auf das bloße Hinfristen beschränkte, ohne das Uebel an der Wurzel zu fassen, wird sich später ergeben. Die attischen Zustände waren in dieser Hinsicht natürlicher und gesünder. Erstlich war das Prinzip der gegenseitigen Unterstützung in Noth und der Vereinigung der Kräfte zum Schutze vor Verarmung, das in neuester Zeit in freien Genossenschaften aller Art wirksam befolgt wird, theilweise bereits in Athen zur Geltung gelangt. Es bestand eine Menge von geschlossenen Gesellschaften, deren Mitglieder monatliche Beiträge zahlten, um eintretender Geldverlegenheit und Noth abhelfen zu können. Der Empfänger war verpflichtet, die Unterstützungssumme zurückzuerstatten, wenn er in bessere Umstände kam, und die Gesetze begünstigten diese Vorschußvereine (Eranoi) durch Entscheidung ihrer Rechtshändel binnen Monatsfrist.

Dann wurde aber auch von Seiten des Staates für gebrechliche und arbeitsunfähige Bürger, deren Vermögen die Summe von drei Minen (75 Thlr.) nicht erreichte, gesorgt. Schon Solon ließ den im Kriege verkrüppelten Bürgern eine kleine Unterstützung auszahlen, die später auf alle Arbeitsunfähigen ausgedehnt wurde. Sie betrug täglich einen Obolos (1 Sgr. 4 Pf.), später das Doppelte und wurde durch einen Volksbeschluß zuerkannt, während dem Rathe der Fünfhundert die monatliche Prüfung der Unterstützungswürdigkeit zukam. Der Staat verwendete auf solche Almosen jährlich 7—15,000 Thlr. und unterhielt auch die Kinder der im Kriege Gefallenen bis zur Mündigwerdung. Plutarch erzählt es dem Demetrios Phalereus nach, daß das Volk auf Antrag des letzteren den beiden Töchtern des Aristides täglich drei Obolen und später jeder eine Drachme habe reichen lassen, und dem Kallisthenes, daß der Polykrite, der Enkelin des Aristides, soviel ausgesetzt worden sei, als die olympischen Sieger bekamen, nämlich 500 Drachmen. Armenhäuser, Spitäler und andere Armenanstalten dagegen gab es nicht. Die Speisung auf öffentliche

14*

Kosten war keine Unterstützung, sondern eine Ehrenbezeigung, die den Siegern in den olympischen Spielen, siegreichen Feldherren und verdienten Staatsmännern zu Theil wurde oder mit der amtlichen Stellung verbunden war. Außerdem gab es noch mancherlei öffentliche Spenden, die aber ohne Auswahl vertheilt wurden und nicht den Zweck hatten, der Armuth zu steuern, sondern von Demagogen ausgebeutet wurden, um die Gunst und die Stimmen des Volkes zu gewinnen. Dahin gehört das Verkaufen des Getreides aus den Staatsmagazinen um einen niedrigen Preis oder zuweilen auch die Schenkung desselben, die durchs Loos ertheilten Güteranweisungen in eroberten Ländern, die von Themistokles abgeschaffte Vertheilung der aus der Verpachtung der lauriotischen Silberbergwerke fließenden Einkünfte und vorzüglich die von Perikles eingeführte Zahlung der Eintrittsgelder zu den Theatervorstellungen, aus denen aber nach und nach ein Beitrag zur fröhlichen Feier aller athenischen Feste wurde. Den Gesammtbetrag dieser jährlichen Festgelder veranschlagt man auf wenigstens 40,000 Thlr.; und diese Verschleuderung des Nationalvermögens nannte der feile Redner Demades den Kitt der Demokratie! Recht treffend bemerkt dagegen Aristoteles, eine derartige Unterstützung gleiche einem durchlöcherten Fasse; man solle lieber den Armen die Mittel schaffen, sich ein Stück Feld zu kaufen oder einen Handel anzufangen. Dasselbe meint auch Plautus, wenn er im Trinummus den Philto sagen läßt: „Einem Bettler dient man schlecht, wenn man ihm giebt, was er ißt oder trinkt. Man verliert nur, was man schenkt und giebt sein Leben dem Elende preis.“ Was übrigens die Lebensweise der athenischen Bettler betrifft, so können wir sie nicht besser schildern, als mit den Versen des Aristophanes. Im „Plutos“ sagt nämlich Chremylos zur Armuth:

„Du, was kannst Du denn Gutes verleih'n als nur Brandblasen im Badhaus,
Und der Kinder Geschrei, die der Hunger gebleicht, und der keifenden Weiber Gekreische?

Denn alle die Läus' und die Mücken und Flöh' und all das Geziefer erwähn' ich
Gar nicht, so viel sind ihrer, die Nachts um das Haupt Dir summen, Dich quälen,
Dich wecken vom Schlaf, Dir schwirren ins Ohr: „Auf, rühre Dich, oder Du hungerst!“
Dazu kommt, daß man anstatt des Gewands nur Lumpen hat, und für ein Ruhbett
Ein Strohsack dient, mit Wanzen gefüllt, der ewig den Schlafenden aufweckt.
Für Teppiche giebst Du von Rohr ein Geflecht, ein vermodertes, und für ein Polster
Liegt unter dem Haupt ein gewaltiger Stein; statt nährender Brote verspeist man
Nur Malvengemüs' und statt Mehlbreis nur Blätter des schmächtigen Rettigs.
Als Schemel der Füße gebraucht man den Hals des zerbrochenen Kruges, zum Backtrog
Faßdauben, den Rest vom gesprungenen Faß.“

In Italien griff die Verarmung des Volkes seit den Bürgerkriegen mit reißender Schnelligkeit um sich. Die Masse der Bevölkerung war durch unaufhörliche Rekrutirungen der friedlichen Arbeit entfremdet, der Stand der kleinen Landwirthe hörte bald ganz auf, das Land gerieth in die Hände von Spekulanten, die statt des nicht genug lohnenden Getreides Wein und Oel bauten, oder ging in den Besitz luxuriöser Reichen über, welche es in Parkanlagen, Gärten oder Fischteiche verwandelten. Auf den übrig bleibenden Strecken fand der freie Landmann weder als Pachter noch als Tagelöhner Beschäftigung, da die Reichen ihre ungeheuren Güter durch Sklaven bewirthschafteten, die ihnen weniger kosteten und über die sie nach Willkür als kleine Tyrannen schalteten. So verschwand nach und nach der eigentliche Mittelstand; wie in der Zeit nach der Königsherrschaft dem Erbadel, stand jetzt der übermüthigen Geldaristokratie die große, besitzlose Masse gegenüber. Der Rückschlag, den die Hauptstadt durch diese Aenderungen in Italien erhielt, war ein empfindlicher. Ihre Bevölkerung war immer

im Steigen begriffen und erreichte endlich unter Augustus die Einwohnerzahl der jetzt bevölkertsten Stadt Europas, aber leider nicht durch natürliches Wachsthum, sondern durch die Einwanderung italischer Bettler und ausländischer Glücksritter. „Sieh," schreibt Seneka an seine Mutter, „diese ungeheure Einwohnermenge, für welche kaum die Häuser der unermeßlichen Stadt hinreichen. Der größte Theil dieser Volksmasse ist heimathlos; aus den Munizipien und Kolonien, aus dem ganzen Erdkreise strömen sie hier zusammen." Die Wenigsten kamen in der Hoffnung gesteigerten Erwerbes auf dem Wege der Arbeit, die Meisten, um Theil zu nehmen an der reichlich fließenden Quelle der kaiserlichen Geschenke und Unterstützungen oder um die Eitelkeit und Verschwendungssucht der römischen Großen auszubeuten. Freilich sollte man glauben, daß sich bei dem grenzenlosen Luxus, mit dem sich die nur nach Lebensgenuß haschenden Reichen umgaben, die arbeitende Klasse der Bevölkerung recht gut gestanden haben müßte. Dies war jedoch keinesweges der Fall. Zwar fanden Hunderte von Menschen bei einem einzigen Manne Beschäftigung und Unterhalt; aber es waren wieder seine Leibeigenen, die, wie früher bei den russischen Magnaten, nicht blos als Bediente und Feldarbeiter, sondern als Handwerker und Künstler jeder Art alle Bedürfnisse seines großen Haushaltes befriedigten. Dazu kam, daß der Freigeborene sich schwer von dem altrömischen Vorurtheile gegen alle Gewerbe, die ihm gemein und niedrig vorkamen, losreißen konnte. So erklärt sich denn jene uns seltsam dünkende Erscheinung, daß in der damaligen Hauptstadt der Welt, trotz der unendlichen Reichthümer, die dort zusammenflossen, die Hälfte der freien Bevölkerung sich nicht ernähren konnte, sondern Jahr aus Jahr ein vom Staate unterhalten werden mußte.

In früheren Zeiten, als Rom anfing, sich durch überseeische Zufuhren zu verproviantiren, hatte man bereits, um das Volk nicht dem Kornwucher preiszugeben, auf Rechnung des Staates den Bedarf der Stadt aufgekauft und dann aus

den Magazinen jedem Hausvater monatlich ungefähr ³/₄ preuß. Scheffel zu billigerem Preise abgelassen. Schon dadurch verlor die Staatskasse in einem einzigen Jahre nur an sizilischem Weizen über eine halbe Million Thaler und im Jahre 62 v. Chr. betrug die Einbuße gegen 2 Millionen! Kurz darauf ging der Gesetzvorschlag des berüchtigten Tribuns Klodius durch, nach welchem den Bürgern Roms mit Ausnahme der Senatoren und Ritter das Getreide ganz umsonst geliefert werden mußte. So fand denn Jul. Cäsar 320,000 Getreideempfänger vor, deren Versorgung jährlich wenigstens 4 Millionen kosten mochte. Er nahm nun eine Revision vor, schied 170,000 Mann aus, siedelte 80,000 Arme in überseeischen Kolonien an und suchte auch für die in Italien bleibenden einen regelmäßigen Erwerb zu schaffen, indem er die Besitzer größerer Güter verpflichtete, wenigstens den dritten Theil ihrer Hirten aus Freien zu nehmen. 150,000 sollte die Normalzahl für die Getreideempfänger werden und für die durch Aussterben leer werdenden Plätze wurden die Inhaber aus den Expektanten durchs Loos bestimmt. Es ist dabei mehr als wahrscheinlich, daß unter Cäsar und später nur den ganz Armen das Getreide umsonst gegeben wurde, den Uebrigen zu einem geringen Preise. Die Gratisspenden scheinen in den Magazinen gegen Vorzeigung von Freimarken erfolgt zu sein. Unter Augustus stieg die Zahl der Empfänger wieder auf die frühere Höhe, weil er die Aufnahme, zu welcher vorher erst das elfte Lebensjahr berechtigt hatte, auch auf kleinere Kinder ausdehnte. Er reduzirte die Zahl nochmals auf 200,000, verdoppelte aber die Freimarken und gab zuweilen Allen das Getreide umsonst. Und so blieb es mit wenigen Ausnahmen unter den folgenden Kaisern. Es war schwer, bei der Menge die Würdigkeit und Bedürftigkeit der Einzelnen festzustellen, und deshalb sagt Seneka: „Das öffentliche Getreide empfängt eben so wol der Dieb als der Meineidige und der Ehebrecher und ohne Unterschied der Sitten überhaupt Jeder, dessen Name in die Erztafeln eingegraben ist; ebenso erhalten

jede andere öffentliche Spende Gerechte und Ungerechte, nicht als gute Menschen, sondern als römische Bürger." Selbst Wohlhabendere schämten sich nicht, durch Freilassung ihrer Sklaven Betrug zu üben und sich eine größere Quantität zu verschaffen. Dennoch reichten selbst bei den Armen diese 12 Metzen monatlich nicht hin, da das weibliche Geschlecht nicht mit bedacht war; es fehlt deshalb nicht an Klagen der Undankbarkeit darüber, daß die ganze Familie sich mit der Ration eines Soldaten oder Gefangenen begnügen müsse, und in Jahren der Theuerung mußte das Doppelte, ja Vierfache der gewöhnlichen Portion vertheilt werden.

Allmählich hörte aber das Verkaufen des Getreides ganz auf, nachdem sich eine Zeit lang der Preis ziemlich hoch gestellt hatte, und nur die Schenkungen der Freimarken dauerten fort. Aber bald gingen wichtige Veränderungen mit dieser Versorgung der Armen vor sich. Schon zu Aurelians Zeit bekamen dieselben nicht mehr das Getreide, sondern gebackenes Brot. Es wurden große Bäckereien errichtet, von welchen aus das Brot in bestimmte Lokale geschafft und zur Verhütung alles Unterschleifes von stufenförmigen Gerüsten abgeholt wurde. Dessenungeachtet drängten sich Unberufene, besonders Sklaven mit hinzu und ein hartes Gesetz des Kaisers Valentinian I. verurtheilte jeden Sklaven, der sich eingeschlichen hätte, zur lebenslänglichen Arbeit in der Bäckerei und der damit verbundenen Mühle, jeden Senator, der seinen Sklaven zum Betruge verleiten würde, zur Güterkonfiskation, jeden Freigeborenen, selbst den Aermsten, zur Strafarbeit, jeden Beamten aber, der Mitwisser des Betruges gewesen, zur Hinrichtung durchs Schwert. Dann war aber auch dieses Brot nur für wirklich Arme bestimmt, „die", wie ein Gesetz desselben Kaisers sagt, „von anderer Hilfe entblößt wären", und die monatlichen Freimarken wurden in Legitimationskarten verwandelt, die stets galten und durch Erbschaft und Kauf in andere Hände übergehen durften. So konnte man sich also, ähnlich wie in unseren Hospitälern,

für eine Summe in diese Versorgungsanstalt einkaufen. In Konstantinopel, wohin das Institut der Brotaustheilung durch Konstantin d. Gr. verpflanzt worden war, wurden besonders diejenigen bedacht, welche neue Häuser erbauten (also nicht gerade die Aermsten) und der Anspruch auf das Geschenk haftete dann an den Gebäuden, nicht an den Familien der Erbauer. In Rom wird der Brotvertheilung noch unter Theoderich, dem Ostgothen, gedacht und öffentliche Getreidemagazine gab es dort in der späteren Zeit: 335.

Zu den außerordentlichen Unterstützungen, die außerdem den Einwohnern Roms zu Theil wurden, gehören ferner die sogenannten Kongiarien (von congius, dem Oelmaaße), d. h. Geschenke an Oel, Salz, Fleisch, Wein und Kleidern. Für den niedrigen Preis des Oeles, das die Römer nur als Nahrungsmittel und zum Brennen, nicht wie die Griechen auch für die Palästra benutzten, hatten schon in alter Zeit die Aedilen Sorge getragen. Auch hatten bereits in der republikanischen Zeit Kandidaten und Magistratspersonen zuweilen dasselbe umsonst geliefert. Cäsar gab dem Volke (46 v. Chr.) Mann für Mann 10 Pfund Oel, 10 Scheffel Getreide und 100 Denare (28—29 Thlr.) Erst Konstantin schaffte die Schenkung des Oeles, die damals aus den Abgaben von Tripolis und Nicäa floß, gänzlich ab. Natürlich suchte man auch das Fleisch billig zu erhalten und Alexander Severus z. B. strebte den Preis desselben herabzudrücken, indem er das Schlachten von Mutterschweinen, Kühen und Kälbern verbot. Allein erst Aurelian brachte die Sitte auf, auch das Schweinefleisch dem Volke umsonst zu liefern, ja, er hatte sogar im Sinne, den Weinbedarf hinzuzufügen. In den fruchtbaren, waldreichen Gegenden Etruriens und weiter hinauf bis an die Seealpen gab es sehr viele unangebaute Strecken, die der Kaiser den Besitzern abkaufen und mit Kriegsgefangenen bevölkern wollte. Die Hügel sollten dann mit Weinstöcken bepflanzt und der Ertrag dem römischen Volke überlassen werden. Schon waren die Arbeits-

löhne, Keltern, Fässer, Schiffe veranschlagt, als der Kaiser den Gegenvorstellungen seiner Umgebung Gehör gab und es dabei bewenden ließ, daß er dem Volke Wein aus den kaiserlichen Kellern billig verkaufte. Besonders soll der Präfekt seiner Leibgarde zu dieser Sinnesänderung durch den richtigen Ausspruch beigetragen haben: „Wenn wir dem Volke auch den Wein geben, so fehlt nur noch, daß wir ihm auch die Hühner und Gänse dazu schenken!“ Wie die Soldaten erhielt auch das Volk zuweilen Geldgeschenke, z. B. an den kaiserlichen Geburtstagen und beim Mündigwerden des Thronfolgers, wo gewöhnlich auf den Kopf 13 — 14 Thlr. kamen (Antoninus Philosophus gab einmal 50 Thlr.) An diesen Kongiarien hatten übrigens nur dieselben Personen Theil, welche zum Empfange des Getreides berechtigt waren und natürlich suchte man kurz vor einer solchen Spende einen Platz auf der Mitgliederliste zu erhalten. So schreibt der jüngere Plinius aus der Zeit Trajans: „Wenn der Tag der Austheilung herannahte, pflegte man sonst den öffentlichen Ausgang des Kaisers zu erwarten, besonders faßten Schwärme von Kindern vor dem Palaste Posto. Sobald er erschien, bemühten sich die Eltern, ihre Kleinen dem Fürsten zu zeigen; sie setzten dieselben auf ihre Nacken und lehrten sie schmeichelnde Bittworte nachsprechen. Die meisten Kinder belästigten aber die tauben Ohren der Kaiser mit vergeblichen Bitten; ohne zu wissen, um was sie baten, wurden sie auf die Zeit vertröstet, wo sie es einsehen würden. Du ließest Dich nicht einmal darum bitten und Alle einschreiben, bevor sie Dich sahen und sich Dir nahten.“ Die Kosten dieser Geschenke, die man für die Zeit zwischen Cäsar und Diokletian ziemlich genau zusammenstellen kann, sind ungeheuer; sie standen in den einzelnen Regirungszeiten nie unter 800,000 Thlr., stiegen aber bis zur enormen Höhe von 70 Millionen (Diokletian) und blieben durchschnittlich gegen 10 — 12 Millionen Thaler.

Und welchen sittlichen Werth und Einfluß hatten diese

großartigen Almosen? — Diese Frage kann leider nicht zu Gunsten der betreffenden Institute beantwortet werden. Sie waren unglückliche Erbstücke aus den Zeiten der Republik, welche die Kaiser theils benutzten, um ihre Popularität zu erhalten, theils nicht anzutasten wagten, weil sie sich zu unsicher auf dem Throne fühlten. Die Getreidevertheilungen hatte das Volk im Gefühle seiner Souveränetät anfangs als ein Recht beansprucht, als eine Entschädigung für den ihm gebührenden Genuß der eroberten Provinzen und daher gab auch schon das bloße Bürgerrecht den Anspruch auf Berücksichtigung. Ebenso waren die Kongiarien anfangs nur die Mittel gewesen, durch welche ehrsüchtige Demagogen sich in die Gunst des Volkes einzudrängen und Aemter zu erjagen strebten. Zwar läßt es sich nicht leugnen, daß beiderlei Spenden den größten Theil der Empfänger vor dem äußersten Mangel schützten; aber die Unmasse der Bedürftigen hatte sich ja eben dieses Köders wegen aus ganz Italien nach der Hauptstadt gezogen und jeder Pensionär, der in die Listen einrückte, wurde nun der Arbeit entfremdet und der Unterstützung bedürftig, wenn er es auch vorher nicht gewesen war. Dabei behielt der römische Lazzarone von den Vorzügen seiner großen Vorfahren eine Art politischen Ehrgefühles, das ihn immer noch mit Stolz auf den reichen Sklaven herabblicken ließ und ihn noch am Rande des Hungertodes vor dem schimpflichen Verkaufe seiner Kräfte bewahrte. Und so blieb der römische Pöbel bis in die späteste Zeit. Noch während der Völkerwanderung schreibt Ammianus Marcellinus: „Das müßige, unthätige Volk verwendet sein ganzes Leben auf Wein, Würfelspiel, Ausschweifungen und Schauspiele; sein Tempel und seine Wohnung, sein Versammlungsplatz und der Inbegriff aller seiner Wünsche ist der Cirkus Maximus. Ueberall auf den Marktplätzen, Kreuzwegen und Straßen sieht man diese Leute haufenweise bei einander stehen und unter sich mit heftigem Gezänke disputiren. Diejenigen, welche lange genug gelebt haben und deshalb Ansehen genießen, schreien dann trotz

ihrer weißen Haare und Runzeln, der Staat könne nicht länger bestehen, wenn nicht bei der nächsten Wettfahrt irgend ein Wagenlenker zuerst aus den Schranken heraussprengen oder mit seinen Nebenpferden nicht eng genug an der Spitzsäule des Cirkus umlenken werde. Und während ihre Faulheit und Nachlässigkeit so groß ist, so eilen doch alle, sobald der erwünschte Tag der Spiele anbricht, ehe noch das Tagesgestirn aufgeht, über Hals und Kopf nach dem Cirkus, als ob sie die wettfahrenden Wagen an Schnelligkeit übertreffen wollten; ja die Meisten bringen die vorhergehende Nacht schlaflos zu, aus Sorgen über die Erfüllung ihrer Wünsche. Wenn sie dann die Theatervorstellungen besuchen, wird jeder Schauspieler ausgezischt, der sich nicht durch Geld die Gunst des Pöbels erkauft hat. Fehlt endlich auch dieser Lärm, so schreien sie nach Art des taurischen Volkes, man müsse die Fremden aus der Stadt treiben, ohne deren Hilfe sie doch nie bestehen können!" So lebte und dachte also der Hauptbestandtheil der Bevölkerung Roms, während die rohe Faust der Barbaren an alle Thore des morschen Reiches pochte und die Legionen unter fremden Anführern ihr Blut für dessen Rettung vergossen!

Höher als die erwähnten Unterstützungen Erwachsener ist eine Art milder Stiftungen für arme Kinder anzuschlagen, wenn dieselben auch ihren Ursprung weniger menschlichem Mitgefühl für die Armuth, als einem politischen Beweggrunde verdankten. Sie gehörten nämlich mit zu den vergeblichen Versuchen der Kaiser, das Sinken des sittlichen Lebens zu hemmen und besonders durch Belohnung der rechtmäßigen Ehe und des Kinderreichthumes die bedenkliche Abnahme der freien römischen Bevölkerung aufzuhalten. Schon Augustus hatte eine Menge äußerer Ehren und Vortheile den Verheiratheten durch sein bekanntes Ehegesetz zugewendet und unter anderem einmal bei einer Revision der städtischen Distrikte jedem Familienvater für jedes Kind 72 Thlr. auszahlen lassen. Nerva und Trajan (der außerdem 5000 städtische Kinder durch Aufnahme unter

die Getreideempfänger versorgte), stifteten aber mehrere Fonds von Kapitalien, von deren Zinsen arme Kinder erhalten wurden, und bedachten mit dieser Wohlthat besonders die vorher zurückgesetzten Landstädte. Spätere Kaiser, namentlich die Antonine, folgten diesem Beispiele und nannten ihre Stiftungen (schon ächt modern) nach den Namen ihrer Gemahlinnen. Auch Privatpersonen vermachten zuweilen einzelnen Städten Summen zu demselben Zwecke; so schenkte der jüngere Plinius seiner Vaterstadt Komo 36,000 Thlr. zu einer Stiftung für Knaben und Mädchen und eine gewisse Makrina den Terracinensern 72,000 Thlr. zur Unterstützung 100 armer Kinder. Die Knaben (seltener waren die Mädchen bedacht) erhielten bis zum 16. oder 18. Jahre namentlich an bestimmten Orten Getreide oder Geld. Der Betrag war verschieden. In der noch vorhandenen Stiftungsurkunde Trajans für Velleja unweit Placentia werden 245 ehelichen Knaben für jeden monatlich 16 Sesterzen (jährlich 14 Thlr.), 34 Mädchen, für jedes 12 Sesterzen (jährlich 10 Thlr.), einem unehelichen Knaben jährlich 144 Sesterzen, einem unehelichen Mädchen 120 Sesterzen festgesetzt. Der Sicherheit wegen wurden die Kapitalstöcke von den Stiftern nicht auf gewöhnliche Hypothek ausgeliehen, sondern die Grundstücke der Schuldner mit einem festen Erbzins belastet, so daß eigentlich der Grund und Boden selbst die Zinsen schuldete.

Daß aber trotz dieser sprechenden Beweise der wohlthätige Sinn der damaligen Heidenwelt noch weit entfernt war von der weitherzigeren christlichen Nächstenliebe und Armenpflege, dies zeigt sich besonders darin, daß man das zunächst Liegende übersah, daß man wol theilweise für die heranwachsende Generation sorgte (aber auch nicht von Seiten der Gemeinden), aber ohne besondere Rücksicht auf die Waisen zu nehmen und ohne sich der unglücklichen Geschöpfe zu erbarmen, die mütterliche Scheu oder väterliche Hartherzigkeit von sich stieß und an Tempeln und öffentlichen Plätzen oder an den Thüren reicher Leute aussetzte. Besonders die Milchsäule auf dem Gemüsemarkte

und der uralte Feigenbaum am Palatin, der Sage nach der Rettungsanker der Zwillingsstifter Roms, waren diejenigen Plätze, an denen man am häufigsten auf das Mitleid der Vorübergehenden spekulirte. Diese Grausamkeit war durch kein Gesetz verboten; selbst der erste christliche Kaiser machte nur einen Anfang zu ihrer Abschaffung, ndem er den Aeltern alle Rechte auf ihre ausgesetzten Kinder absprach und ihnen jede Hoffnung nahm, sie einst wieder zu bekommen, und erst Valentinian und Gratian geboten Jedem, seine Kinder zu ernähren, und belegten die Aussetzung mit harten Strafen. Selten war wol das Schicksal dieser Findelkinder, auch wenn sie Pflegeältern fanden, zuletzt ein so heiteres, wie es bei den Komikern, die das Verhältniß oft zur Schürzung des dramatischen Knotens benutzten, geschildert wird. Leider gar oft schlich unter dem Mantel der Barmherzigkeit die schnödeste Gewinnsucht umher und suchte sich gerade die Krüppel unter den Findlingen aus oder verstümmelte wol gar die Kleinen zu Hause — um sie später für sich betteln zu lassen und die Erziehungskosten vervielfacht wieder einzuziehen; denn diese Unglücklichen waren ja nach dem Gesetze alle — Sklaven! Wirft man endlich noch einen Blick auf die unterste Klasse der Proletarier, auf die Bettler von Profession, so gab es während der Kaiserzeit Tausende von freien Römern und flüchtigen Sklaven, die kein anderes Obdach hatten, als die öffentlichen Hallen und Säulengänge der Tempel und die ungeheuren Räume der Cirken und Amphitheater, „deren müder Nacken", sagt Seneka, „auf einem Heubündel ausruht oder auf einem alten Polster im Cirkus, dessen Füllsel durch die Flickstellen der morschen Leinwand hervorquillt." Der Miethzins in der Riesenstadt war sehr theuer und für einen finsteren Winkel oder für ein luftiges Stübchen im sechsten Stocke „in der Nähe nistender Tauben", zahlte man jährlich so viel, als in einer kleinen Landstadt für ein bescheidenes Häuschen. Am Tage hatten die Bettler gewöhnlich ihre festen Stationen, die sich nach Art des

homerischen Irus im ehrlichem Faustkampfe gegen jeden Eindringling vertheidigten, und wie im heutigen Rom die Brücke St. Angelo und die spanische Treppe die Hauptversammlungsplätze sind, so waren es im Alterthume die Thore und unter den Brücken vorzüglich die sublicische, so daß Juvenal anstatt des Wortes Bettler geradezu den Ausdruck braucht, „Einer von der Brücke". Die Stelle des heutigen Ghetto vertrat der wegen ungesunder Luft und sumpfigen Bodens von den Wohlhabenden geflohene Vatikan. Halbnackt und langbärtig, mit Stock oder Stange versehen und von mürrischen Hunden begleitet, streckten sie dem Vorübergehenden die hohle Hand entgegen und hefteten sich als hartnäckige Begleiter an seine Sohlen, oder warfen dem vorüberrollenden Wagen Kußhände zu. Von Haus zu Haus wanderten ferner Abgebrannte und Schiffbrüchige, oft Gemälde von ihren Unglücksfällen mit sich führend, um den Glauben und das Mitleid zu steigern. Außer der Unmasse unprivilegirter Bettler durchzogen aber auch schon damals die Bettelpriester verschiedener Kulte die Hauptstadt und die Provinzen, monatliche Almosen für religiöse Zwecke heischend und Traktätchen vertrödelnd, deren Lektüre angeblich entsündigen sollte. Besonders geschah dies im Interesse der großen Göttermutter Kybele und der ägyptischen Isis. Hierauf bezieht sich das Lob, welches Valerius Maximus den Marseillern ertheilt, weil sie „Allen, die unter irgend einem religiösen Vorwande Unterhalt für ihre Faulheit erbettelten", ihre Thore verschlössen und jeden „erlogenen und geschminkten Aberglauben" fern von sich hielten. Auch Tertullian sagt spottend: „Die Ehrwürdigkeit der Religion wird gewinnbringend, wenn sie bettelnd die Wirthshäuser besucht." Der gute Kirchenvater hat freilich nicht geahnt, daß einige Jahrhunderte später christliche Mönche das Gelübde lebenslänglicher Bettelpflicht ablegen würden! Noch sei erwähnt, daß der Kaiser Galerius einst alle Bettler Roms auf Schiffe packen und im Meere versenken ließ, wie sein erboster Gegner, der christliche Cicero Laktantius, ihm

nachsagt. Vielleicht wollte Galerius nur eine Armenkolonie gründen und die Flotte litt Schiffbruch.

Die oft unverständig gehandhabte christliche Mildthätigkeit trug keineswegs dazu bei, die Zahl der Bettler in Rom zu mindern, und nachdem Valentinian I. besondere Armenärzte mit fester Besoldung angestellt hatte, sah sich Gratian endlich genöthigt, seinem Stadtpräfekten zu befehlen, eine strenge Untersuchung über alle Bettler anzustellen. Diejenigen, welche noch zur Arbeit tauglich waren, wurden, wenn sie dem freien Stande angehörten, als Bauern angesiedelt, wenn sie das Unglück hatten, Sklaven zu sein, Eigenthum ihrer Denunzianten. Zu gleicher Zeit schrieb der heilige Ambrosius in seinem Buche über die Pflichten der Geistlichkeit, man müsse sich hüten, Wohlthaten an Unwürdige zu verschwenden und dadurch die Unterstützung der wirklichen Armuth zu verringern, und ermahnt die Priester, ja nicht jeder Lüge der Vagabunden zu trauen, sondern die Wahrheit zu erforschen. Der Kaiser Justinian bestellte einen eigenen Beamten dazu, die Arbeitsfähigen unter den Bettlern in Konstantinopel zu beschäftigen, die Fremden in ihre Heimath zu schicken. Bis zu seiner Zeit hatte nun freilich das Christenthum unendlich viel gethan, um den wahren Bedürfnissen der Armen zu Hilfe zu kommen und die wirklich Bedürftigen ohne Nebenzwecke zu berücksichtigen; ja man kann beinahe nachweisen, daß alle unsere Institute der Wohlthätigkeit bereits in jenen Zeiten vorhanden waren. Schon Julian, der Abtrünnige, wies die heidnischen Priester auf die Armenpflege der Christen zur Nachahmung hin und im Gesetzbuche Justinians finden sich bereits erwähnt: Herbergen für Fremde (sie lagen unmittelbar neben den Kirchen), Krankenhäuser (von den Diakonissinnen besorgt), Waisenhäuser (deren Beamte, weil sie Aelternstelle vertraten, nicht verbunden waren, ihren Zöglingen später Rechenschaft abzulegen), Findelhäuser und Hospitäler für alte Personen. Alle diese Institute wurden von den Kaisern durch namhafte Privilegien begünstigt und geben für die alte Kirche das Zeugniß,

daß sie diese Angelegenheit nicht vom bloßen polizeilichen Standpunkte aus ansah. In Alexandria gab es 600 Krankenpfleger, wegen der Pestgefahr, der sie ausgesetzt waren, Parabolani, Wagehälse, benannt, und für Rom selbst hat man aus dem 3. Jahrhunderte die unverdächtige Nachricht, daß zur Zeit der Diokletianischen Verfolgung mehr als 1500 Witwen und Hilfsbedürftige von der Unterstützung der christlichen Gemeinde lebten. Bald freilich wurde dies anders und fiel die ganze Sorge den Klöstern anheim, wodurch dem christlichen Sinne und Leben nur Nachtheil erwuchs.

XIV.

Die Handwerker, Fabrikanten und Zünfte.

Mit Recht hat man den Kampf zwischen den Geschlechtern und Handwerkerzünften im deutschen Mittelalter mit dem Ständekrieg der jungen römischen Republik verglichen. Die politische Zurücksetzung der Plebejer als Grund der Mißstimmung, das siegreiche Vorgehen der Regirten gegen die Regirenden und die endliche Herstellung der Gleichberechtigung Aller machen eine bis ins Einzelne gehende Parallele zwischen beiden Zeiten möglich. Weniger glücklich muß der Versuch ausfallen, in den Verhältnissen der Gewerbtreibenden bei Griechen und Römern und derselben bei uns und im Mittelalter eine Gleichartigkeit entdecken zu wollen. Jene unterdrückte Klasse im alten Rom bestand nicht aus Handwerkern, sondern aus Bauern und städtischen Grundbesitzern und die Achtung und Berechtigung, welche das bürgerliche Gewerbe später nach und nach erlangt hat, fehlte ihm im Alterthum vollständig. Dennoch bleibt es interessant genug, die unbeschränkte Gewerbefreiheit, nach der unser Zeitalter unaufhaltsam strebt, bereits im Alterthum, besonders bei den Griechen, vorhanden zu sehen, und auf der anderen Seite die aus dem in Rom herrschenden Korporationsgeist entsprungenen Genossenschaften in ihrer Verschiedenheit und Aehnlichkeit den deutschen

Gilden gegenüber zu [illegible]

[illegible] zur [illegible]

[illegible]

Bedürfnisse befriedigen, die rechten Pfleger des Körpers zu sein. Anders aber verhält sich die Sache, wenn man bedenkt, daß es außerdem eine Gymnastik und Heilkunde giebt, welchen in Wahrheit die Pflege des Körpers gebührt, insofern sie nach der Wohlfahrt des Körpers den Gebrauch jener Künste regeln und also die Herrinnen derselben sind, während jene für sklavisch, dienend, eines Freien unwürdig gelten." Auch bei Xenophon nennt Sokrates die meisten Handwerker „Sklavenseelen." Demgemäß wollte Platon in seinem idealen Staat die Handwerker und Tagelöhner nur geduldet wissen und meinte, man müßte die Bürger höherer Klasse zu diesem Stande degradiren, wenn sie sich Feigheit oder sonstige Schlechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Auch Aristoteles weist den Handwerkern ihre Stelle zunächst den Sklaven an, und macht nur den Unterschied in der Knechtschaft, daß die Sklaven nur einem Herrn dienten, jene aber Jedermann. Daß die Handarbeit den Geist abstumpfe, plumpe, ungeschliffene Leute erzeuge und überhaupt den freien Bürger herabwürdige, spricht er außerdem bestimmt aus. Der Redner Demosthenes sagt geradezu: „Es ist nach meiner Meinung nie möglich, daß derjenige, welcher sich mit geringen und verächtlichen Dingen abgiebt, zu großen und thatkräftigen Gesinnungen gelangen könne; denn wie die Beschäftigungen der Menschen sind, so muß auch ihre Gesinnung sein!" Aehnlich äußert sich Plutarch: „In manchen Dingen folgt der Bewunderung eines Werkes nicht sogleich der Trieb, dasselbe zu thun; oft geschieht auch das Gegentheil, daß wir uns an einem Meisterstücke ergötzen und den Meister gering achten, wie wir etwa an Salben und Purpur Wohlgefallen finden, die Färber und Salbenhändler aber für geringe Handwerksleute halten." Antisthenes sagte daher auch, als er hörte, daß Ismenias ein geschickter Flötenspieler wäre: „Dennoch ist er ein gemeiner Mensch; denn sonst würde er nicht ein so geschickter Flötenspieler sein." Ueberall wurde die Kunst verachtet, sobald der Gelderwerb als Hauptzweck vorwaltete. Dagegen wird vom Maler Polygnot aus=

drücklich rühmend erwähnt, daß er nie für Geld gemalt habe, und wenn der makedonische König Aeropos ein geschickter Tischler und Drechsler war, und der jüngere Dionys in der von seinem Vater aus Argwohn über ihn verhängten Einsamkeit Wagen, Leuchter, Stühle und Tische verfertigte, so wurden solche fürstliche Dilettanten eben so wenig durch die Arbeit entehrt, als das Ansehen des Handwerkerstandes durch sie gehoben.

In oligarchisch-aristokratischen Staaten war natürlich die Mißachtung des Handwerks am größten. Bei den Spartanern waren Gewerbe und Künste, Schifffahrt und Handel für den Vollbürger verpönt. Der Einzelne sollte gegen alles materielle Sonderinteresse gleichgiltig sein und sein ganzes Leben dem Staatszwecke widmen. Als daher der König Agesilaos, um die Bundesgenossen zu überzeugen, wie viele von ihnen eigentlich Soldaten wären, befohlen hatte, die Bundesgenossen sollten sich alle zusammen an einem Ort und die Lakedämonier an einem anderen niedersetzen, und dann ausrufen ließ, daß erstlich alle Töpfer, hernach alle Schneider, ferner alle Zimmerleute und Maurer und endlich alle anderen Handwerksleute aufstehen sollten, erhoben sich beinahe alle Bundesgenossen, während alle Spartaner sitzen blieben. Wenn freilich ein Vollblutspartaner verarmte und den monatlichen Beitrag zu den Gemeindemahlzeiten (etwas über $^3/_4$ preuß. Scheffel Mehl oder Gerstengraupen, 22 Quart Wein, 5 Pfund Käse, $2^1/_2$ Pfund Feigen und ungefähr 20 Sgr. in baarem Gelde) nicht mehr entrichten konnte, so wurde er aus der Zahl der Bürger ausgestoßen, und verfiel einem von unserem verarmten Adel begierig erstrebten, nach der damaligen Ansicht aber sehr traurigen Schicksale. Da er sich zum schimpflichen Handwerke nicht bequemen konnte, mußte er in fremden Heeren für Sold dienen. Im Gegensatze zu Sparta waren im stammverwandten Korinth Gewerbe und Handel die Quelle des sprichwörtlich gewordenen Reichthums und seine Einwohner „verachteten", wie Herodot sagt, „unter allen Hellenen die Handwerker am wenigsten." In Athen

herrschte eine merkwürdige Differenz zwischen der Intention der Gesetze und der Praxis und allgemeinen Volksstimme. Der strenge Drakon bestrafte den Müßiggang mit Verlust der bürgerlichen Rechte. Solon gab ein Gesetz, daß ein Sohn nicht verbunden sein sollte, seinen Vater zu ernähren, wenn derselbe ihn keine Kunst hätte lernen lassen, und trug dem Areopag auf, darüber zu wachen, daß Jeder seinen Unterhalt nachweise, und die Müßiggänger, welche dreimal ohne Beschäftigung angetroffen worden wären, zu bestrafen — eine Einrichtung, die Pisistratos verschärft haben soll. Und daß wirklich Nachfrage in dieser Beziehung gehalten wurde, ist außer Zweifel. Denn Plutarch erzählt: „Einst hielt sich ein Spartaner zu Athen auf, zu einer Zeit, wo eben Gerichtssitzung war. Als er nun hörte, daß einer des Müßiggangs wegen bestraft worden wäre und deshalb trauerte, auch von seinen Freunden, die Mitleid mit ihm hätten und ihn bedauerten, nach Hause begleitet würde, so bat er seine Umgebung, man möchte ihm doch denjenigen zeigen, der wegen einer freigeborenen Männern so anständigen Sache bestraft worden wäre, und Athenäos berichtet eine Anekdote von zwei Schülern Platons, Menedemos und Asklepiades, welche von den Areopagiten gefragt wurden, wie es käme, daß sie, ohne etwas zu besitzen und ohne etwas Anderes zu thun, als philosophische Vorträge zu besuchen, so wohl aussähen. Sie ließen darauf einen Müller als Zeugen rufen, und dieser sagte aus, daß sie des Nachts in seiner Mühle jeder 2 Drachmen verdienten. Voll Bewunderung beschenkte sie der Areopag mit 200 Drachmen. Aber wenn nun auch außerdem Thukydides den Perikles in seiner Leichenrede sagen läßt, daß in Athen nicht die Armuth, sondern das vielmehr für eine Schande gehalten werde, die Armuth nicht durch Arbeit zu vermeiden, so geht doch aus vielen Stellen hervor, daß dort die eigenhändige Betreibung eines Gewerbes und die Arbeit überhaupt in Mißachtung stand.

Selbst wenn die Noth drängte, bequemte man sich schwer dazu, die Hände zu regen. So erzählt Xenophon, daß es

Sokrates viel Mühe gekostet habe, einen Bekannten, Namens Aristarchos, der während der Herrschaft der dreißig Tyrannen mehrere verwandte Frauen in sein Haus aufgenommen hatte und nun in die größte Verlegenheit gekommen war, weil er wegen der Kriegsunruhen aus seinen Feldern und Häusern nichts einnahm, zu überreden, seinen Vorschlag anzunehmen, der dahin ging, daß er die Weiber mit Weberei beschäftigen möchte. Dennoch gab es außer den Schutzverwandten oder Metöken, die sich fast ausschließlich von Gewerben nährten und bereicherten, eine große Menge von Handwerkern unter den Bürgern. Man sieht dies schon daraus, daß Sokrates bei Xenophon dem jungen Charmides, der sich scheute, als Redner in der Volksversammlung aufzutreten, dadurch Muth einflößte, daß er zu ihm sagte: „Vor den Tuchscheerern, oder vor den Handelsleuten, oder vor den Schustern, oder vor den Zimmerleuten, oder vor den Schmieden, oder vor denen, die auf dem Markte verkaufen und darauf ausgehen, was sie wohlfeil eingekauft, theuer wieder an den Mann zu bringen, wirst Du Dich wol nicht fürchten. Aus lauter solchen Leuten aber besteht die Volksversammlung.“ Der für die Besucher der Volksversammlungen ausgesetzte Sold von 3 Obolen (4 Sgr.) und der eben so hohe Richterlohn für die Geschworenen waren es, welcher die Handwerker zu diesem Bürgerdienste herbeilockte; daß sie sich dadurch mit dem Lastträger auf gleiche Linie stellten, wie Aristophanes ihnen vorwirft, kümmerte sie nicht. Rechnet man nun hinzu, wie viele Zeit durch Betheiligung an den zahlreichen Festen, Spielen und Opfern für den Gewerbetreibenden verloren ging; wie manche Stunde vielleicht auch mit den Besuchern verschwatzt wurde, die nach der stehenden Sitte der späteren Zeit sich in den Handwerksstätten täglich einfanden, um Neuigkeitskrämerei und Kannegießerei zu treiben: so fragt man billig, wie war es möglich, daß diese müßige, arbeitsscheue Klasse ihre Existenz behauptete, oder gar nach und nach verbesserte? Die allerdings bedeutende Wohlfeilheit des Lebens (es läßt sich annehmen, daß zu Sokrates

Zeit eine Familie von vier Personen mit neunzig bis hundert Thalern jährlich auskommen konnte) erklärt nicht genug; wol aber reicht der Umstand hin, das Räthsel zu lösen, daß die meisten Handwerker ihr Gewerbe durch Sklaven betreiben ließen. Wir setzen, um dies zu beweisen, nur aus der witzigen Rede des Krüppels bei Lysias folgende Worte her: „Ich habe ein Handwerk, welches mir wenig einträgt und welches ich selbst mühselig betreibe; Jemanden aber, der es mir verrichtete, konnte ich mir noch nicht kaufen." Ja, wer den Preis eines Sklaven nicht erschwingen konnte, half sich dadurch, daß er fremde Sklaven miethete; denn der griechische Leibeigene galt für ein zinsentragendes Kapital, und wenn sein Herr nicht selbst den Nutzen aus ihm ziehen konnte, gab er ihn gern gegen eine bestimmte Abgabe (ähnlich dem russischen Obrok) an Andere ab. So sagt Aeschines, indem er Timarchs Vermögen herrechnet, daß derselbe neun des Schuhmacherhandwerks kundige Sklaven besitze, von denen ihm jeder täglich zwei Obolen, der Werkführer aber drei, einbringe. Ebenso wurde für die in die Bergwerke geliehenen Sklaven täglich ein Obolos (= 1 Sgr. 4 Pf.) gezahlt.

Noch häufiger freilich als diese Vermiethung war die Benutzung der Sklaven von Seiten der Herren für eigene Rechnung. Der Herr war dann Fabrikant und zog aus dem Erlöse der gefertigten Waaren seinen Gewinn, was besonders bei solchen Gewerben geschah, die ein größeres Kapital zur Beschaffung des Materials erforderten. Der Aufseher der Fabriksklaven war ein Sklave oder ein Freigelassener, und lieferte dem Herrn den Gewinn der Arbeit ab. Demosthenes' Vater besaß zwei Fabriken; 32 Stahlklingenarbeiter, von denen ein Theil je 125 oder 126 Thlr. und die übrigen wenigstens nicht niedriger als 75 Thlr. an Werth veranschlagt wurden, und von denen er jährlich 750 Thlr. reine Einkünfte bezog. Außerdem besaß er 20 Bettgestellmacher, die nach Abzug der Abgaben 300 Thlr. Gewinn gewährten. Den Verbrauch an

Elfenbein berechnet der Sohn auf 50 Thlr. monatlich, den Werth des nach des Vaters Tode vorhandenen Materiales an Eisen, Holz und Elfenbein auf 2000 Thlr., an Galläpfeln und Erz auf 1750 Thlr. Lysias und sein Bruder Polemarchos, reiche Metöken aus Syrakus, betrieben durch 120 Sklaven eine Schildfabrik, in welcher sich bei ihrer Verhaftung durch die Dreißig 700 vorräthige Schilde und 7000 Thlr. baares Geld befanden. Als reiche Fabrikanten seiner Zeit nennt Sokrates bei Xenophon den Gerstengraupenmüller Nausikydes, der außerdem eine Masse Vieh mästete, und so viel verdiente, daß er mehrere Male kostspielige Staatsleistungen übernehmen konnte; den luxuriös lebenden Bäcker Kiribos, die Schneider Demeas und Menon und endlich die vielen Kleidermacher im benachbarten Megara. Der Vater des Redners Isokrates besaß eine Fabrik musikalischer Instrumente; der bekannte Kleon erbte von seinem Vater eine von Sklaven betriebene Gerberei, deren Fabrikate nicht immer von der besten Qualität gewesen sein sollen. Sein Zeitgenosse, der Demagog Hyperbolos, erwarb sich als Lampenfabrikant einen ansehnlichen Gewinn, jedoch, wie Aristophanes behauptet, durch Betrug, indem er Blei zum Lampenerze mischte. Wie viele Sklaven übrigens zu Athen in den Fabriken beschäftigt wurden, ergiebt sich daraus, daß im peloponnesischen Kriege einmal 20,000 Fabriksklaven von Athen nach Dekelea übergelaufen sind. Interessanten Aufschluß über den Unterschied zwischen groß- und kleinstädtischer Industrie und über die Theilung der Arbeit in den Fabriken, giebt Xenophon in seiner Kyropädie, wo er sagt: „In kleinen Städten verfertigen dieselben Leute ein Bettgestell, eine Thüre, einen Pflug, einen Tisch (oft baut auch derselbe Mann ein Haus und ist zufrieden, wenn er auch in dieser Weise genug Arbeitgeber findet), in großen Städten hingegen genügt wegen des großen Bedarfs auch ein einziges Handwerk für Jeden zum Unterhalt, ja, oft nicht einmal ein einziges ganz, sondern der Eine macht Männerschuhe, der Andere Frauenschuhe; es kommt ja auch

vor, daß der Eine seinen Unterhalt findet, indem er nur die Schuhe näht, der Andere, indem er das Leder schneidet, ebenso wie der Eine die Röcke nur zuschneidet, der Andere sie zusammensetzt."

Neben dieser allgemein üblichen Art und Weise, das Handwerk zu betreiben, kann man sich nun schwer eine gesetzliche Beschränkung der Gewerbefreiheit oder Gilden von Handwerkern denken, und in Wahrheit findet sich auch von zunftmäßiger Gebundenheit des Handwerkerstandes nirgends eine sichere Spur (nur Zusammenkünfte der Kaufleute werden erwähnt). Eben so wenig gab es eigentliche Monopole, d. h. ausschließliche Berechtigungen der Einzelnen zu einer Art des Handels. Die Griechen und Römer verstanden unter dem Worte auch weniger das Recht des Alleinverkaufs, das der Staat sich in manchen Fällen vorbehielt, als den durch Spekulation und Aufkäuferei erlangten faktischen Alleinvertrieb selbst. In diesem Sinne erzählt Aristoteles, der Milesier Thales, dem vorgeworfen worden wäre, daß die Philosophie nichts eintrage, habe, um dies zu widerlegen, einst, nachdem er aus meteorologischen Gründen auf eine bevorstehende reiche Olivenernte geschlossen hätte, darauf hin mit einem kleinen Kapital, das er als Angeld verwendete, bedeutende Kaufkontrakte auf Oel in Milet und Chios für den nächsten Sommer abgeschlossen, und dann als Alleinverkäufer großen Profit gemacht; und auch ein Sizilianer habe zur Zeit des Dionysios einmal alles Eisen aufgekauft und damit Monopol getrieben, worauf er vom Tyrannen aus Syrakus verwiesen worden sei. Eben so nennt der ältere Plinius den Aufkauf der von den Walkern gebrauchten Igelfelle ein Monopol. Merkwürdig war das in Sybaris bestehende Gesetz, daß, wenn ein Koch eine leckere Speise erfunden hatte, kein anderer innerhalb eines Jahres dieselbe bereiten durfte.

Bei den Römern war, wie schon erwähnt, ebenfalls das, was wir Bürgerstand nennen, nicht der städtische Handels- und Gewerbestand. Bis zu der Zeit, wo die auswärtigen Erobe-

rungen Rom bereicherten und mit Getreide versorgten, blieb der Ackerbau eine anständige Beschäftigung, während das Handwerk auch in Rom für eine des freien Mannes unwürdige galt und den Klienten oder Hörigen des Adels, den Aermeren aus der Plebs und den Freigelassenen überlassen wurde. Alle diese Leute gehörten wahrscheinlich, mit Ausnahme solcher, die wirklich ein ehrloses Gewerbe trieben, wie die Kuppler, zur sechsten Klasse der Servischen Centurienverfassung (proletarii), in welcher so gut wie gar kein Vermögen erforderlich war. Einige von den Gewerben, die für den Krieg nothwendig waren, die Zimmerleute, Kupferschmiede, Trompeter und Hornbläser, erhielten sogar in der Servischen Klasseneintheilung eine auszeichnende Stellung.

Dagegen wurden die Handwerker und Gewerbsleute nicht zu den Legionen ausgehoben. Schon während der ersten Sezession sagte Menenius Agrippa, die in der Stadt zurückgebliebene Menge sei im Kampfe gegen auswärtige Feinde nicht zu gebrauchen; der größte Theil sei niederes Volk, Tagelöhner, Klienten und Handwerker. Im Jahr 326 v. Chr. rekrutirte der Konsul Mamercinus ein Heer gegen die Gallier mit großer Strenge, und „es sollen dabei“, sagt Livius, „sogar der Haufe der Handwerker und die Stuhlhocker, eine zum Kriegsdienste keineswegs taugliche Menschenklasse, ausgehoben worden sein.“ Sallust nennt sie verächtliche Leute, „deren Vermögen und Kredit auf ihren Händen beruht“, und stellt sie mit den Sklaven in eine Kategorie. Auch Cicero spricht sich in seiner Pflichtenlehre stark genug über das Handwerk aus: „Eine ganz niedrige Art, sich zu nähren, und welche nur dem untersten Pöbel zukommt, ist die der Tagelöhner; der Lohn, den sie bekommen, ist nichts Anderes als ein Preis, um den sie sich Anderen auf eine Zeit lang zu Sklaven verkaufen. Die Krämerei, die von Andern im Ganzen kauft, ist ein nicht weniger schmuziges Gewerbe. Denn es kann unmöglich viel Gewinn bringen, wenn man seine Käufer nicht sehr übersetzt, d. h. sie be=

trügt. Nichts aber ist schändlicher als lügen. Allen Handwerkern klebt Schmuz und Niedrigkeit an. Es ist fast unmöglich, daß etwas Großes und Edles aus einer Werkstätte hervorkommen könne.“ Am tiefsten in der Achtung standen diejenigen Gewerbetreibenden, welche ihre Waaren selbst verkauften, oder damit hausirten, wozu die Wohlhabenderen ihre besonderen Faktoren oder Kommis, meist Sklaven, hielten. Von dem durch die Schlacht bei Kannä bekannt gewordenen Konsul Terentius Varro sagt Livius: „Er stammte nicht blos aus einer niedrigen, sondern auch schmuzigen Familie. Sein Vater soll ein Fleischer gewesen sein, selbst seine Waaren feil geboten und den Sohn zu den sklavischen Diensten dieses Handwerks gebraucht haben.“ Neben diesem Parvenu erregte noch besonders später den Abscheu der Nobilität der ehemalige Maulthiertreiber Ventidius Bassus, bei dessen Konsulatsantritte folgende Verse in den Straßen angeschlagen waren:

„Lauft all' herbei, ihr Augurn, ihr Haruspices;
Ein nagelneues Wunderthier ist ausgeheckt;
Denn der zuvor Maulthiere trieb, ist Konsul nun!“

Natürlich fehlte es auch nicht an Handwerkern, die durch ihr Gewerbe oder durch sonstige Glücksfälle reich wurden, und dann dem Spott anheimfielen. Hierher gehört der Schuster Vatinius aus Benevent, der wegen seines wunderlich verkrüppelten Körpers und großen Possenreißertalentes an Neros Hof gekommen, bald die mächtigsten und schlechtesten kaiserlichen Favoriten überragte, in seiner Vaterstadt einst ein glänzendes Gladiatorenspiel gab und seinen Namen durch eine Art Trinkbecher mit vier seiner langen Nase nachgebildeten Schneppen unsterblich machte. Der Epigrammatiker Martial ärgerte sich oft über solche Glückspilze. So schreibt er:

„Feines Bologna, Dir gab ein Schuster neulich ein Festspiel;
Euch, Modenesen, ein Walker; wo wird es der Schenkwirth nun halten?“

Dem reichen Schuhmacher von Bologna widmete er mehrere Epigramme, unter ihnen folgendes:

„Gladiatorengefecht', o Schusterkönigleın, giebst Du;
Was Dir die Pfrieme geschenkt, siehe, nun rafft es der Dolch.
Trunken wol bist Du; denn nie vermöchtest Du's nüchternen Muthes,
Selbst zu tragen das Fell, Schuster, das eigne, zu Markt.
Laß Dir genügen das Spiel und — folge mir! ohne zu säumen,
Schneide Dein Leder und nimm, Schuster, den Leisten zur Hand!"

Auch dauerte in der Kaiserzeit die Verachtung des Handwerksmannes fort. Ein recht deutliches Beispiel davon giebt Sueton, indem er berichtet, der Kaiser Klaudius habe einst auf dem Forum vor dem Volke ein Bußgebet gehalten, weil sich ein unheilverkündender Vogel in der Stadt hatte blicken lassen, aber zuvor den Handwerkerpöbel und die Sklaven entfernt.

Glichen sich sonach die griechischen und römischen Handwerker in ihrer sozialen Stellung so ziemlich, so bildet das Vorhandensein geschlossener, genau organisirter Handwerkervereine bei den Römern einen stark in die Augen fallenden Unterschied. Zwar gab es auch in Griechenland Genossenschaften, denen nach einem alten Solonischem Gesetze das Recht zustand ihre Statuten zu entwerfen, wie die Thiasoi, Vereine, die ihrem Schutzgott zu Ehren zu gewissen Zeiten Schmäuse anstellten und außer anderen Zwecken vorzüglich die gesellige Erheiterung im Auge hatten, und die Eranoi, eine Art von Vorschußvereinen, die zu gegenseitiger Unterstützung förmlich organisirt und vom Staat gesetzlich begünstigt waren; aber ein Zusammenhalten von Gewerbetreibenden derselben Klasse ist dabei nicht nachweisbar. In Rom dagegen wird von der Sage die Gliederung der von Hantirung lebenden Einwohnerzahl in Zünfte oder Innungen (collegia) bereits dem Friedenskönige Numa zugeschrieben. Er soll neun Zünfte gestiftet haben, und zwar die der Flötenspieler, der Zimmerleute, der Goldarbeiter, der Färber, der Lederarbeiter, der Gerber, der Schmiede, der Töpfer; die neunte Zunft begriff alle übrigen Gewerbe in sich, und aus ihr entstanden dann später, vielleicht mit geringeren äußerlichen Vorrechten, nach und nach die anderen Innungen. Denn später kommen vor die Kollegien der Bäcker (erst seit

174 v. Chr.), Erzarbeiter, Kaufleute, Gewürzkrämer, Goldschläger, Lumpenhändler, Geschützverfertiger, Beilschmiede, Vergolder, Weber, Walker, Aerzte, Schiffer, Fährleute, Fischer, Purpurfärber, Treppenbauer, Schweinehändler, Schneider u. a. Ob diese Zünfte religiösen oder politischen Ursprunges sind, ist noch unentschieden; wol scheint man aber bei ihrer Einrichtung die Priesterkollegien und religiösen Brüderschaften zum Vorbilde genommen zu haben. Die politischen Kollegia, die gegen das Ende der Republik entstanden, um den Zwecken der Amtserschleichung zu dienen, und die im Jahre 64 verboten, dann 58 durch Klodius hergestellt und unter Cäsar und Augustus wieder aufgehoben worden sind, gehören nicht hierher.

Die rechtlichen Verhältnisse und die Einrichtung der Handwerkerzünfte waren nun ungefähr folgende. Die Kollegien nahmen ihre Mitglieder selbständig auf, und gestatteten den Austritt nur ausnahmsweise, stießen aber auch bisweilen unwürdige Mitglieder aus. Die Mitglieder, „das Volk" oder „Zunftgenossen", „Inkorporirte" genannt, waren entweder von bestimmter oder unbegrenzter Anzahl. Sklaven wurden blos in den niedrigsten Zünften und in den Leichenkommunen aufgenommen. Die verschiedenen Geschäfte der Kassenverwaltung, der Vertretung vor Gericht, der Aufnahme neuer Mitglieder, des Arrangements der Feste, der Beschaffung des dem Gewerbe gehörenden Inventars, besorgten Syndiken, Quästoren und Magistri, letztere nach den Inschriften meist mit fünfjähriger Amtsdauer.

Außerdem pflegten die Zünfte, wie die größeren und kleineren städtischen Kommunen, angesehene Männer auf Lebenszeit zu ihren Patronen zu erwählen. Valerius Maximus z. B. berichtet, daß zu Cäsars Zeit ein Pferdearzt, Namens Herophilos, dadurch, daß er sich für den Enkel des berühmten Marius ausgab, zu solchem Ansehen gelangt sei, daß ihn ansehnliche Provinzialstädte und alle Kollegien Roms zu ihrem Patron auserfehen hätten. Die Aufsicht über die Korporationen führten die

Konsuln und Aedilen, in der Kaiserzeit der Stadtpräfekt und in den Provinzen die Statthalter. Die höchste Instanz, besonders hinsichtlich der Autorisation neuer Vereine, scheinen sich die Kaiser vorbehalten zu haben, und wenn auch einzelne, z. B. Alexander Severus, sich dabei liberal benahmen, so war man doch bei Entstehung neuer Zünfte sehr vorsichtig, weil man dieselben als Deckmäntel politischer Bestrebungen im Ganzen beargwöhnte. Als Plinius, als Statthalter von Bithynien, nach einem großen Brande in Nikomedia seinem Kaiser über die Trägheit der Zuschauermenge und den gänzlichen Mangel an Löschanstalten berichtet und den Vorschlag gemacht hatte, 400 Zimmerleute in eine Zunft zu vereinigen, wobei er noch hinzufügte: „Ich werde dafür sorgen, daß nur Zimmerleute aufgenommen werden, und daß Keiner das verliehene Recht zu etwas Anderem mißbrauche; es wird auch nicht schwer sein, so wenige zu bewachen," antwortet selbst der milde Trajan abschläglich, „weil leicht unter jedem noch so unschuldigen Namen sich politische Verbrüderungen bilden könnten!"

Als juristische Personen hatten die Kollegien das Recht, Vermögen zu besitzen und zu erwerben, und ihre Kassen füllten sich durch Beiträge der Mitglieder, Strafgelder und Vermächtnisse. Bei Beschlußfassungen entschied die Majorität der Stimmen, und ihr Recht, Beschlüsse zu fassen und Statuten zu entwerfen, war schon von den Zwölftafelgesetzen anerkannt. Sowie ferner die Brüderschaften und Innungen des Mittelalters ihre Heiligen hatten, verehrten die römischen Kollegien ihre Schutzgötter, denen zu Ehren sie Feste feierten und prächtige Schmäuse und Opfer anstellten. Die Weber, Walker, Färber, Schuster, Aerzte und Bildhauer hatten einen Kult der Minerva, und feierten besonders deren fünftägiges Fest im März. Auch das lustige Völklein der Flötenbläser, die aus Etrurien stammten und der Religion wegen zu den ältesten Zünften gehörten, hatte sich Minerva als Patronin erkoren und zog am 13. Juni mas=

kirt und singend durch die Straßen. Dieses Privilegium eroberte es sich, als man es mit dem Verluste eines anderen bedrohte. Von Alters her nämlich hatten die Flötenbläser das Vorrecht genossen, einmal jährlich auf öffentliche Kosten im Tempel des kapitolinischen Jupiter zu schmausen, und nachdem ihnen im Jahre 312 v. Chr. die Censoren dies verweigert hatten, um die Ausgabe dem vom Kriege schwer heimgesuchten Staate zu ersparen, zogen sie insgesammt aus nach dem nahen Tibur. Da man sie nun in Rom der Opfer wegen nicht entbehren konnte, veranlaßte der Senat die Tiburtiner, durch Zureden die Auswanderer zur Rückkehr zu bewegen, aber vergeblich. Endlich gelang es durch List; man machte sie an einem Festtage mit Wein, „nach dem," wie Livius sagt, „diese Leute gemeiniglich gierig sind," trunken, packte sie auf Wagen und führte sie nach Rom, wo sie bei Sonnenaufgang mitten auf dem Markte erwachten und unter den erwähnten günstigen Bedingungen kapitulirten. Merkurius beschützte die Kaufleute, Vulkan die Schmiede. Die festlichen Gelage wurden in Heiligthümern oder in besonderen, den Zünften gehörigen Lokalen (curiae oder scholae) gehalten. Selbst der Tod trennte die Zunftgenossen nicht, da sie gemeinschaftliche Begräbnißplätze hatten, und auch die Bestattung, bei welcher, wie bei allen anderen feierlichen Aufzügen, die Standarte des Kollegiums vorgetragen wurde, fand auf Kosten der Gemeinde-Sterbelade statt.

Die Einrichtung dieser Sterbefiskus, die auch getrennt von den Zünften als besondere Kommunen mit Schutzheiligen vorkommen, ist uns zufällig genau bekannt, da man im Jahre 1816 in Città-Lavinia (dem alten Lanuvium) auf einer Marmortafel die vollständigen Statuten der im Jahre 136 n. Chr. gestifteten „heilsamen Zunft der Verehrer der Diana und des Antinous" (des vergötterten Lieblings des Kaisers Hadrian) aufgefunden hat. Das Mitglied zahlte dort beim Eintritt als Einschußgeld 100 Sesterzen (ungefähr 7 Thlr.) und eine Am-

phora guten Wein; der jährliche Beitrag ist auf nicht ganz einen Thaler (15 Sesterzen) in monatlichen Raten festgesetzt; das Sterbegeld betrug 400 Sesterzen. Ueber das Alter der Aufzunehmenden findet sich keine Notiz. Wenn aber Jemand seinen Beitrag nicht zahlte, verlor er jedes Anspruchsrecht. Ein besonderer Paragraph sichert die auszuzahlende Summe vor Beschlagnahme; ein anderer handelt von den Schmäusen des Vereines, deren es sechs im Jahre gab (der Geburtstag des Antinous, der Geburtstag der Diana zugleich als Stiftungsfest, und vier Schmäuse in Folge von Legaten), und bei denen alles Tumultuiren und Queruliren verboten war, „damit wir ruhig und heiter an den Festtagen schmausen." Wer den Anderen dabei durch ein Schimpfwort beleidigte, zahlte 20 Sesterzen Strafe. Die Amtsgeschäfte des Vorstehers, der auf fünf Jahre gewählt wurde, waren vielfach und lästig, doch winkte ihm nach guter Amtsführung bei allen Spenden aus der Kasse ein Antheil von anderthalb Rationen! Auch im Jahre 1790 hatte man in einem siebenbürgischen Goldbergwerke eine auf Wachstafeln geschriebene Urkunde gefunden, in welcher der Magister eines dem Jupiter geweihten Kollegiums, da die Zahl der Mitglieder von 54 auf 17 gesunken war und die Beiträge nicht mehr gezahlt wurden, die Aufhebung des Vereines und die Einstellung der Zahlung von Leichengeldern in barbarischem Latein bekannt macht.

Eine in vielen Zügen frappante Aehnlichkeit dieser römischen Innungen mit den mittelalterlichen Zünften läßt sich also wol nicht leugnen. Und dennoch liegt dieselbe mehr in der Organisation als in der wirklichen Bedeutung. Die politische Seite des Vergleiches haben wir bereits fallen lassen. Die mittelalterlichen Zünfte waren und sind nun aber auch Verbände selbständiger Meister, gerichtet gegen Gesellen, Konsumenten und Producenten, und in dieser Beziehung, also hinsichtlich des sogenannten Zunftzwanges, herrscht zu großer Mangel an Beweisstellen, um das Dasein desselben im alten

Rom zu erhärten. Dagegen scheint es, als ob jedes Gewerbe mit seinem Absatze in der Residenz auf eine bestimmte Region beschränkt war und daß nur auf besondere Vergünstigung des Stadtpräfekten einem Handwerker der Vertrieb seiner Waare über die ganze Stadt erlaubt wurde. Lehrlinge mußten natürlich vorhanden sein und werden auch erwähnt (discipuli); aber von einem strengen Unterschiede zwischen Meistern und Gesellen ist eben so wenig eine Spur vorhanden als von einem Verbietungsrecht der Zunftgenossen der Verfertigung und dem Betriebe zünftiger Artikel gegenüber, wozu auch besondere Privilegirung nöthig gewesen wäre. Nur gegen das Aufkaufen von Waaren aus Spekulation und gegen die Verabredung der Handeltreibenden über gewisse Preise liegen Verbote der Kaiser vor. Daß übrigens Uebereinkommen über Preise von den Konkurrenten schon in älterer Zeit getroffen wurden, beweist z. B. eine Stelle in den „Gefangenen" des Plautus, wo es heißt: „Alle handeln nach Verabredung, wie die Oelhändler im Velabrum." Sonst spricht auch gegen das Vorhandensein solcher Zunftprivilegien die große Zahl gewiß unzünftiger Fabrikanten. Dazu gehört eine Menge Freigelassener, die, von ihren Patronen mit Geld unterstützt, die ärmeren Bürger leicht überflügelten. Zu den unternehmendsten Fabrikherren dieser Art zählte der üppigste und industriellste aller Schulmeister, der frühere Sklave Rhemmius Palämon aus Vicenza, dem sein Schulgeld jährlich 40,000 Thlr. einbrachte, der aber außerdem ein vortrefflicher Landwirth war, eine Papierfabrik besaß und eine Fabrik „käuflicher Kleider". Sodann wurde auch eine Unmasse fertiger Artikel eingeführt, und zwar größtentheils von Fremden, wie auch viele fremde Meister, besonders Griechen, sich in Rom niederließen. Kurz, es bleibt wenig Aehnlichkeit mit dem deutschen Zunftwesen übrig und man möchte eher die römischen Kollegien mit den Genossenschaften der französischen Gesellen zum Zweck gegenseitiger Unterstützung und Förderung in Vergleich bringen.

Außer der Konkurrenz unzünftiger Fabrikanten hinderte aber das Emporkommen des römischen Handwerkerstandes die Sitte der Reichen, durch ihre Sklaven sich so viel als möglich selbst genug zu sein. Die Sklaven waren ja nicht blos die Bedienten, die Köche und die Bäcker eines vornehmen Mannes, sondern auch dessen Schuster und Schneider. Dieser Uebelstand, welcher der arbeitenden Klasse die Quellen des Erwerbes verstopfte, und sie zwang ihre Kunden unter den Unbemittelten zu suchen, wurde auch noch vom Staate vermehrt, der nicht nur selbst eine Menge Staatssklaven hielt, sondern auch den Unternehmern öffentlicher Bauten gestattete, Sklaven als Arbeiter zu benutzen. Endlich ahmten auch die Kaiser in ihrer Hofhaltung den Reichen nach, und es gab ganze Kollegien kaiserlicher Vorkoster, Köche, Zeltmacher, Sänftenträger, Münzarbeiter u. s. w. Eine eigenthümliche, halb bevorzugte, halb leibeigene Stellung hatten ferner die Handwerker in den großen Waffenfabriken des Reiches. Diese Feuerarbeiter waren wol frei von Steuern und Einquartirung, und standen unmittelbar unter dem Reichskanzler, konnten aber nur sehr schwer von ihren Kollegien wieder loskommen, wurden beim Eintritt der Sicherheit wegen am Arm gebrandmarkt, und mußten solidarisch für die Schulden jedes Einzelnen haften.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Gewerbe in Rom lange von Besteuerung frei blieben, während in vielen Provinzen neben der Kopfsteuer die Gewerbesteuer existirte. Erst Kaligula unterwarf gewisse Gewerbe einer Abgabe, und Alexander Severus scheint eine allgemeine Gewerbesteuer, zum Theil mit Realabgaben, eingeführt zu haben.

XV.

Der Neujahrstag in Rom.

Wie andere Völker des Alterthums feierten auch die alten Römer das Fest der Wintersonnenwende in fröhlicher und heiterer Weise, als die Zeit, wo die menschliche Brust nach längerer Verkürzung und Beschränkung des Tageslichtes wieder aufathmet und hoffnungsvoll dem Wiedererwachen der verjüngten Mutter Erde entgegenharrt. Wahrscheinlich begann sogar das älteste römische Jahr mit dem kürzesten Tage und war das Solstitium zugleich eine Neujahrsfeier. Als jedoch diese Bedeutung in den Hintergrund trat, begann man dafür am 19. Dezember das Andenken an das goldene Zeitalter unter der Herrschaft Saturns zu erneuern und suchte sich durch Aufhebung aller Trauer und Werkeltagsthätigkeit und durch Herstellung einer ungezügelten Freiheit und Gleichheit in jene ideale Zeit der Unschuld zu versetzen, welche die unlogische Phantasie so gern in die graue Vorzeit zurückdatirt. Das Neujahr trennte sich nun von den Saturnalien, die sich später zu drei Tagen (17. 18. und 19. Dezember) und mit Hinzurechnung des Puppenmarktes (der Sigillarien) zu einer Woche erweiterten, und fiel auf den ersten März, den ersten Tag des zehnmonatlichen Jahres. Auch nachdem König Numa die Monate

Januar und Februar dem Jahre hinten angefügt hatte, scheint mit diesem Tage das neue Jahr begonnen zu haben, und vielleicht darf man die später an den Kalenden des März noch gefeierten Matronalien, an welchen die Frauen für das Glück der Ehe opferten, Geschenke erhielten und ihren Sklaven, wie die Hausherren an den Saturnalien, Festmahle gaben, als eine Spur jener alten Sitte betrachten. Wann der Jahresanfang sich wieder der Wintersonnenwende genähert hat, läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen, da die Antrittszeit der Konsuln, die allerdings erst seit 153 v. Chr. auf den ersten Januar verlegt worden ist, deshalb gar nichts beweist, weil sie vor diesem Jahre beinahe alle fünfzig Jahre gewechselt hat. Es ist sogar möglich, daß schon in sehr früher Zeit der März als erster Monat zählte, ohne daß das Jahr mit seinen Kalenden begonnen hat.

Wenn wir uns in das Leben eines römischen Neujahrstages hineinversetzen wollen, müssen wir sehr frühe das Lager verlassen. Die Hauptstadt der alten Welt erwachte überhaupt beim ersten Hahnenruf, weil sie bald nach Sonnenuntergang zur Ruhe ging und schon an gewöhnlichen Tagen waren die Straßen vor Sonnenaufgang stark belebt. Nach dem Verlassen des Lagers beeilten sich die Hausgenossen, einander zu beglückwünschen, und bemühten sich, dabei nur Worte von guter Vorbedeutung zu brauchen, weil eine einzige Unvorsichtigkeit den Segen des ganzen Jahres zu bedrohen schien. Aus derselben Rücksicht enthielt man sich jedes Gezänkes und Streites und aller Flüche. Ja, weil eben Alles, was man an diesem Tage that, bedeutungsvoll für die bevorstehende Zeit war, feierte man das Neujahr nicht wie andere Festtage durch Enthaltung von jeder Arbeit, sondern es herrschte der allgemeine Brauch, daß Jedermann etwas von seinen gewöhnlichen Geschäften vornahm, um Trägheit und Erfolglosigkeit in der Zukunft von sich fern zu halten. Deshalb versuchte sich der ackerbautreibende Theil der Bevölkerung in mancherlei ländlichen Arbeiten, die Hand-

werker machten sich mit ihrem Werkzeuge etwas zu schaffen, die Literaten erprobten die Gunst der Musen an kleinen schriftstellerischen Produkten, die Sachwalter ließen vor den Tribunalen des Forums ihre Stimme ertönen. Im Jahre 18 n. Chr. veranlaßte diese Sitte einen komischen Vorfall, der aber sogleich als unglückliches Omen aufgefaßt und später auf den Tod des Germanikus gedeutet ward. Der Konsul Norbanus sollte am Neujahrsmorgen sein Amt antreten. Eine große Menge von Gratulanten hatten sich bereits vor dem Hause eingefunden; der neue Würdenträger war längst aufgestanden und festlich geschmückt; bevor er aber die Besuchenden empfing, griff er noch schnell nach seinem Lieblingsinstrumente, der Trompete, deren Berührung ihm die vielfachen Tagesgeschäfte nicht mehr erlaubt hätten, und entlockte derselben einige schmetternde Fanfaren, die den erschreckten Zuhörern Unglücksahnungen einflößten. Viel Zeit wurde übrigens auf die Geschäfte und Künste nicht verwendet, und es hatte bei einem bloßen Probiren, oder, wie Ovid sagt, einem „Kosten" sein Bewenden; weil die Zeit des Morgens anderweitig bedeutend in Anspruch genommen wurde. Die Frauen wallten nach den Tempeln, wo die Opferflammen, von Weihrauch und cilicischem Safran duftend, sich in den vergoldeten Decken spiegelten, während dem Beginner des Jahres, dem doppelgesichtigen Vater Janus in seinem fast nie geschlossenen Doppelbogen am Fuße des Kapitols Weihrauch, Wein, Salzschrot und ein in besonderer Form, nach Art übereinander gelegter Finger gebackener Opferkuchen dargebracht wurde. Natürlich bezogen sich fast alle Gebete der Frommen auf die Verbesserung der äußeren Glücksumstände im neuen Jahre. Um so mehr fiel es auf, als einst ein gewisser Mänius, ein großer Schlemmer, aber geistreicher Mensch, am ersten Januar im Jupitertempel laut den Gott bat, ihm doch 40,000 Sesterzen Schulden zu verleihen! Als seine Nachbarn sagten: „Bist Du toll, daß Du an einem so bedeutungsvollen Tage um Schulden bittest?" flüsterte er: „Wundert Euch nicht!

Ich habe 80,000!" Bei den Männern scheint übrigens, wie oft bei uns, der Herrendienst dem Gottesdienste vorgegangen zu sein; denn die Besuche an diesem Tage waren damals eine Pflicht, der sich Niemand entziehen konnte.

In den früheren Zeiten der Republik hatte es das hörige Verhältniß der Klienten zu ihren Patronen mit sich gebracht, daß jene ihren vornehmen Gönnern die Aufwartung zu machen hatten. Später, als dieses einige Band sich gelockert hatte, wollte jeder reiche und eitle Mann ein dienstfertiges Hofstaats-personal um sich haben, das ihn auf seinen Ausgängen begleitete und am Morgen unterthänig begrüßte. Und da diese Dienste täglich mit 25 As ($12^1/_2$ Sgr.) bezahlt zu werden pflegten, so fand sich eine Menge müßiger Menschen, die aus Armuth und Eigennutz die erheuchelten Zeichen der Anhänglichkeit zur Schau trugen. Alle diese versäumten es nicht, am Feste des Janus in geschäftiger Schnelligkeit die Straßen zu durcheilen, die Hallen der Reichen zu füllen und mit dem gewöhnlichen Morgengruße (Ave = Sei gesegnet) ehrfurchtsvolle Wünsche für das Wohl des gnädigen Gönners (die Klienten pflegten ihre Brodherrn auch „Könige" zu nennen) zu verbinden. Natürlich machten auch Freunde untereinander Gratulationsbesuche und die in amtlichen Verhältnissen Stehenden ihren Vorgesetzten. Am größten war die Zahl der Gratulanten in den Vorhallen des kaiserlichen Palastes, wo auch sonst täglich je nach der Leutseligkeit der Kaiser eine größere oder geringere Schaar von Bürgern ihre Ergebenheit bezeigte. Augustus gab selbst dem Niedrigsten persönlich Gehör, aber Klaudius und die nächsten Kaiser stellten Visitatoren an, die alle Personen sorgfältig nach verborgenen Mordgewehren durchsuchten, bis Vespasian diesen handgreiflichen Mißtrauensbeweisen ein Ziel setzte. Die Besuche am Morgen des ersten Januars zeichneten sich übrigens alle durch eine auffallende Flüchtigkeit und Kürze aus. Man durfte seine Gönner und Bekannte nicht davon abhalten und wollte es auch selbst nicht versäumen, die ersten Beamten

der Republik und dem Scheine nach auch der Kaiserzeit, die Konsuln, zu beglückwünschen, welche, wie schon erwähnt, seit 153 v. Chr. am Neujahrstag ihr Amt antraten. Vor ihren Häusern warteten in der Frühe die Senatoren und Ritter, um eingelassen zu werden, das Volk, um sich der feierlichen Prozession nach dem Kapitol anzuschließen. Man muß hinsichtlich dieses Festzuges die Zeit vor und nach dem zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung wol unterscheiden. Während der Republik und unter den ersten Kaisern waren die Ceremonien noch einfach. Der neue Konsul begann den Tag mit Gebet und Beobachtung bedeutungskräftiger Vorzeichen, wozu besonders das gierige und langsame Fressen heiliger Hühner gedient zu haben scheint. Doch hatte er nicht nöthig, dieselben vorher aushungern zu lassen oder nach dem Beispiele eines rationalistischen Feldherrn im ersten punischen Kriege zu verfahren, der sie mit den Worten, sie möchten trinken, wenn sie nicht fressen wollten, ins Wasser warf; denn es ist kein Fall bekannt, wo ein ungünstiges Vorzeichen den Amtsantritt aufgehoben hätte. Nachdem der Religion Genüge geschehen war, legte er das Amtskleid der höheren Magistrate, die faltenreiche, mit einem breiten Purpurstreifen verbrämte Toga, vor dem Altare seiner Hausgötter an und ließ die Thüren des Atriums (des großen Familienzimmers, Salons) der harrenden Menge der Besucher öffnen, um deren freundliche Worte und Küsse in Empfang zu nehmen. Natürlich war es hierbei für Sejan, den anmaßenden Günstling Tibers, ein böses Omen, daß sein Sessel durch den ungestümen Andrang der servilen Menge in Stücke ging, sowie daß beim Beginne des Zuges eine geängstigte Katze ihm über den Weg lief!

Nach der Gratulationsaufwartung scheint sich die Prozession in der Weise geordnet zu haben, daß die Ritter, geschmückt mit einer purpurn und weiß gestreiften kürzeren Toga (der Trabea) und durch die vom Halse bis zum Saume am Unterkleide, der Tunika, hinablaufenden schmäleren Purpurlinien sich von den

Senatoren unterscheidend, den Zug eröffneten. Wahrscheinlich folgte dann das Opferthier, ein weißes, fleckenloses Rind, mit Lorbeerkränzen, vergoldeten Hörnern, und purpurnen Binden geschmückt. Es wurde gewöhnlich von den fetten Weiden am Flusse Klitumnus geholt, sollte nie am Joche gewesen sein und mußte eine besonders sanfte Gemüthsart haben, da es weder stark brüllen, noch am Stricke reißen durfte! Flötenspieler, die bei der Opferhandlung selbst nöthig waren, begleiteten es. Hinter diesen und unmittelbar vor dem Konsul schritten nun einzeln hintereinander dessen zwölf Lictoren, die Fascen oder Ruthenbündel, das Zeichen der Herrschergewalt, schulternd, und einer von ihnen trug den elfenbeinernen kurulischen Stuhl, ebenfalls eine Auszeichnung der höheren Beamten, der wie unsere Feldstühle zum Zusammenklappen eingerichtet und ohne Lehne mit kunstvollen Schnitzereien und geschweiften Füßen ausgestattet war. Die Senatoren, außer den breiten Purpurstreifen an der Tunika noch an den hochgeschnürten mit elfenbeinernem Halbmonde versehenen Schuhen kenntlich, gingen dem Konsul zunächst und an sie schloß sich die übrige Volksmenge an. Es wäre nun für uns freilich leichter zu denken, daß beide Konsuln von einem Hause aus, gesellig neben einander wandelnd, auf das Kapitol gezogen wären; allein es liegt keine Andeutung dafür vor; im Gegentheil spricht der verbannte Ovid, wo er sich den Zug eines Gönners ausmalt, nur von einem Konsul und der spätere Dichter Klaudian erwähnt den Umstand, daß die beiden Brüder Anicius Olybrius und Anicius Probinus im Jahre 395 zusammen durch die Stadt zogen, als etwas Besonderes. Nachdem man die Höhe des kapitolinischen Berges erreicht hatte, bestieg der Konsul das vor dem Jupitertempel befindliche Tribunal (eine viereckige Erhöhung oder Bühne) und nahm, auf dem kurulischen Sessel sitzend, die vorgeschriebene Prüfung des von den Priestern bereits sorgfältig auserwählten Rindes vor, indem er demselben Wasser und Wein auf den Kopf sprengte. Machte es dabei eine Bewegung, so galt es für tauglich, wo nicht, für

unbrauchbar. Darauf wurde das Opfer an den Altar geführt; ein Herold gebot dem Oberpriester und dem Konsul, die heilige Handlung mit Andacht zu verrichten, dem Volke, sich ruhig und still zu verhalten. Der Konsul faßte den mit Lorbeer und wollenen Binden umwundenen Altar und sprach unter dem Klange der Flöten die Gebetformel für das Wohl des Staates mit den dazu gehörenden Gelübden dem Priester nach, der sodann mit Wein, Wasser und Salzschrot das Thier weihte, die Stirnhaare wegschnitt und ins Feuer warf, worauf die Opferschlächter ihr Amt verrichteten. Nun kam bekanntlich auf die Beschaffenheit der edleren Eingeweide, besonders der Leber, viel an, und die Eingeweideschauer (Haruspices) begannen zu schneiden, zu sortiren und zu kochen. Die eine Seite der Leber hatte Bedeutung für den Opfernden, die andere für die Feinde; einer hervorragenden Stelle, „Kopf" genannt, schrieb man den meisten Einfluß zu; sein Nichtvorhandensein war das schlimmste Zeichen, seine Verdoppelung verhieß Entzweiung, seine Abreißung eine plötzliche Veränderung, und aus der Farbe gewisser Adern schloß man sogar auf ein dürres oder nasses Jahr. Waren die Eingeweide fehlerhaft, so mußte ein anderes Thier geopfert werden und so oft mehrere. Die neuen Konsuln warteten diese Ergebnisse nicht ab, sondern begaben sich nach Beendigung der Opferzeremonien sofort in die Senatssitzung, die ebenfalls auf dem Kapitole entweder im Tempel des Jupiter selbst oder dem einer andern Gottheit abgehalten wurde. Hier wurden meist religiöse Gegenstände verhandelt, z. B. die Feststellung des latinischen Bundesfestes auf dem albanischen Berge, jedoch auch die Lage des Staates, die Vertheilung der Provinzen, Krieg und Frieden u. s. w. Vom Volke und dem Senate geleitet, kehrten dann die Konsuln nach Hause zurück.

In der Kaiserzeit erweiterte sich diese einfache Feierlichkeit allmählich zu einem solchen Gepränge, daß zwischen dem glanzvollen Festzuge am Neujahrstage und dem damals selten gesehenen Triumphe nur ein geringer Unterschied übrig blieb. Je

mehr aber der äußere Flitterputz stieg, desto ohnmächtiger wurde das konsularische Amt, und obgleich es bis in die letzten Zeiten des weströmischen Reiches für die höchste Auszeichnung und Gunstbezeigung von Seiten der Kaiser galt, so konnte durch seine Verleihung doch nur die Eitelkeit gekitzelt, ein falscher Ehrgeiz befriedigt werden, und als bei der wechselnden Prachtliebe und Verschwendung der Kaiser und der dadurch bedingten Verwöhnung des Publikums die Kosten des Konsulates eine immer kolossalere Höhe erreichten (sie betrugen endlich 2000 Pfund Gold = 576,000 Thlr.), führten Manchen die kaiserliche Gnade und der Glanz weniger Wochen (die Amtsdauer verringerte sich bald auf zwei Monate) zum Bankerotte.

Zuerst wurde der Ehrendienst, welchen man den Konsuln durch Beglückwünschung und Begleitung am ersten Januar erwies, für die Bekannten desselben eine recht lästige Pflicht. Die Konsuln ließen bald förmliche Einladungen dazu ergehen und selbst in der Ferne war man skrupulös in der Wahl der Entschuldigungsgründe. Der beredte Symmachus (unter Theodosius) fühlte sich sogar von Frankreich aus verpflichtet, auf eine Einladung die Kürze der Tageszeit, die strenge Kälte und den Mangel der Postverbindung vorzuschützen; ein anderes Mal eilt er deshalb von Rimini nach Rom. Ferner war es schon vor Trajans Zeit Sitte geworden, daß die Konsuln die ihnen an ihrem Ehrentage erwiesene Höflichkeit durch ein Geschenk zu vergelten suchten. Das gewöhnliche Geldgeschenk war ein Goldstück, ein Louisdor an Werth. Der Kaiser Gallienus hatte zu seiner Beglückwünschung sogar das schöne Geschlecht eingeladen und war so galant, jeder Dame beim Handkusse vier Goldstücke zu geben. Außerdem werden auch noch silberne Schalen oder Körbchen erwähnt und als allgemein gebräuchliche Gabe Notiztäfelchen oder Diptycha. Diese bestanden aus zwei elfenbeinernen Deckeln, welche innen mit Wachs überzogen waren, außen aber in Gold ausgelegt, den Namen und das Bildniß des Konsuls enthielten und einen purpurnen oder goldenen Rand hatten.

Anstatt weißer, mit Purpur verbrämter Kleider trug der Konsul die eigentlich zu Jupiters Garderobe gehörenden Triumphalgewänder, purpurfarbig und mit Gold gestickt oder besetzt. Besonders die Tunika zeichnete sich durch die Pracht der Stickerei aus, indem auf ihr Palmen und menschliche Figuren ausgeführt waren. Der Kaiser Gratian schenkte seinem Lehrer Ausonius ein Unterkleid mit dem eingewirkten Bilde seines Vaters Konstantius und auf des tapfern Stilichos Kleide denkt sich der Dichter Klaudian ein Gemälde, das vier Hochzeiten darstellte. Daher starrten und knisterten diese Gewänder von Gold und man kann sich von der Last derselben eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß das Gold an den Kleidern der Tochter Stilichos, der Kaiserin Maria, deren Grab man im 16. Jahrhundert öffnete, 36 Pfund wog!

In der Hand führten die Konsuln ein elfenbeinernes Szepter mit einem Adler an der Spitze und an den Füßen weiße, später goldene Schuhe. So fehlte zur Vervollständigung des Triumphalaufzuges nur zweierlei: der große goldene Kranz vom Haupte Jupiters, welcher von einem Sklaven über den Triumphator gehalten wurde und der hohe, vergoldete Prachtwagen, in welchem derselbe zu stehen pflegte; doch wurde auch dieser Auszeichnungen der Konsul theilhaftig, wenn er am dritten Januar, vor Beginn der Spiele, die Götterbilder in den Cirkus Maximus führte. Am Neujahrstage gingen aber die Konsuln dennoch nicht zu Fuße auf das Kapitol, sondern erschienen auf einem von stämmigen Sklaven getragenen, mit Silber und Gold verzierten Tragsessel. Sonst blieb die Ordnung und Zusammensetzung des Zuges wol dieselbe. Nur die Liktoren umwanden später, wie beim Triumphe, ihre vergoldeten, mit rothen Riemen geschnürten Fascen mit Lorbeer und wagten es auch, die blitzenden Beile in dieselben zu stecken, die man früher aus Achtung vor der Volkssouveränetät nur im Lager zu zeigen pflegte; und die weiße Toga der Senatoren und Bürger erinnerte deutlicher als früher an einen Festtag,

da die Nationaltracht im gewöhnlichen Leben immer mehr außer Gebrauch kam. Sobald sich aber die Prozession in Bewegung setzte, war die Volksmenge noch dichter, der Lärm und das Drängen noch viel stürmischer als in der alten Zeit, nicht weil die Theilnahme oder auch nur die Neugier zugenommen hatte, sondern weil die Konsuln Geld unter das Volk streuten. Da hierin Einer den Anderen an Freigebigkeit überbot, behielt ein Gesetz des Kaisers Theodosius Goldmünzen dem Kaiser vor und bestimmte als größtes Silberstück beim Geldauswerfen eine Münze von ungefähr zehn Silbergroschen. Endlich wurde aber der Skandal am Neujahrstage manchen Regenten lästig. Man schlug sich mit Steinen und Stöcken, und wer so glücklich war, etwas zu erhaschen, brachte nichts mit nach Hause, sondern verjubelte es an demselben Tage. So schafften denn Valentinian der Dritte und Martian (452) das Geldstreuen der Konsuln ab und verwandelten es in eine feste Abgabe von 100 Pfund Gold zum Besten der Wasserleitungen. Allein schon in den nächsten 70 Jahren gaben nur die Aermsten und Geizigsten nichts, während fast Alle Dispens erbaten und erhielten, bis Justinian im Jahre 536 das Verbot wieder aufhob. Sein Neffe, Justin der Zweite, ließ beim Antritte seines Konsulates auf dem Markte zu Konstantinopel ein vier Stockwerke hohes Gerüste bauen, auf welchem das Volk den Geldregen auffing. Sein Zug ging übrigens in die Sophienkirche. Die Senatssitzung am ersten Januar wird auch in der Kaiserzeit vielfach erwähnt und erhielt dadurch noch mehr Bedeutung, daß die neuen Konsuln einen Eid auf Aufrechterhaltung der Gesetze ablegten (was sie früher innerhalb der ersten fünf Tage vor dem Volke thaten) und dem Senate den Eid der Treue gegen den Kaiser abnahmen, und daß einer von ihnen den Kaiser im Namen des Staates und seinem eigenen zu danken hatte. Diese Reden waren meist geschraubt und auf Effekt berechnet, knechtische und geschmacklose Machwerke der Schmeichelei. Endlich übten auch die Konsuln an diesem Tage stets eine amt-

liche Handlung, die später beinahe den einzigen Rest ihrer frühern Gewalt bildete: sie schenkten einigen Sklaven die Freiheit und zwar nach der ältesten feierlichen Weise, wobei ein Liktor dem Herrn die Gewalt über seinen Sklaven absprach, indem er mit einem Stäbchen letzteren auf den Kopf schlug, worauf der Herr den Freizulassenden herumdrehte und losließ und der Konsul ihn für frei erklärte.

Bei Privatleuten füllte den übrigen Theil des Tages ein allgemeiner Austausch von Geschenken, die ebenfalls eine gute Vorbedeutung haben sollten. Sie hießen Strenae und bestanden ursprünglich aus sehr einfachen Dingen. Einen Zweig vom Lorbeerbaume, dem Symbol der unzerstörbaren Lebensfrische, soll man schon unter dem König Tatius aus dem auf dem Esquilin gelegenen Haine der Göttin Strenia (einer Personifikation der Rüstigkeit, Gesundheit) geholt und einander als glückverheißendes Zeichen geschenkt haben. Hierzu kamen später als Gaben, die so gewöhnlich waren, wie unsere vergoldeten Nüsse, Aepfel und Lebkuchen zu Weihnachten: Datteln, an ihrem Zweige hängend und mit Goldschaum überzogen; karische, getrocknete Feigen oder Damascenerpflaumen, die in gewundenen, spitzen Düten aus gebranntem Thone verkauft und übersandt wurden, und Honigscheiben. Alles dies sollte nach Ovid bedeuten, daß das neue Jahr seinem süßen Anfange gemäß verlaufen möchte. Auch ein Geldstück gehörte zu diesen Süßigkeiten, und zwar ursprünglich der As, eine Kupfermünze, die den Januskopf auf ihrem Gepräge führte. Allein schon Ovid sagt von seiner Zeit: „Eine bessere Vorbedeutung liegt jetzt im Golde, und besiegt ist die alte Münze der neuen gewichen;" und später suchte nur der Arme und der Geizhals zu seinen vergoldeten Datteln einen alten As zu bekommen, da die Kaiser auch den Kupfermünzen ihre eigenen Köpfe oktroyirten. Da nun aber auch sehr bald jene konventionellen Leckereien, wie bei unserem Weihnachtsfeste, Nebensache wurden und der Anstand werthvollere Geschenke verlangte, wurde durch das Neu-

jahrsfest der ohnehin durch die kurz vorhergegangenen Saturnaliengeschenke geschwächte Geldbeutel wieder bedeutend in Anspruch genommen. Das Schlimmste dabei war, daß jedes Geschenk der Sitte gemäß mit einer Gegengabe erwiedert werden mußte. In der älteren Zeit hatten wol an den Saturnalien und wahrscheinlich auch am Neujahrstage die Patrone von den Klienten, als ihren Schutzgenossen, allerhand ansehnliche Gaben an Geld oder Naturalien erpreßt und dieser Mißbrauch hatte sogar ein Gesetz veranlaßt, das die Saturnaliengeschenke der Klienten auf Wachskerzen beschränkte; allein in der Kaiserzeit, wo die Klienten ganz und gar von den Patronen unterhalten wurden, trat gerade das umgekehrte Verhältniß ein: die Neujahrsbettelei wurde bereits eine Qual für die Wohlhabenden; die Wurst wurde nach der Speckseite geworfen, oder wie Martial sagt:

> Geschenke gleichen Angeln; denn wer weiß es nicht,
> Daß schnappend nach der Fliege sich das Fischlein fängt?

Eben deshalb schreibt derselbe an seinen Freund Stella:

> Daß weder Silber noch Gold wir sendeten Dir zum Geschenke,
> Deinetwillen geschah's, Stella, beredter Poet!
> Jeder, der Großes verschenkt, wünscht Großes dafür zu empfangen;
> Unsere irdene Gab' wird Dich entheben der Last.

Das Hauptgeschenk an den Saturnalien, die Sigilla, kleine Figuren aus Terrakotta, aber auch aus Silber und Gold, Wachs und Glas, spielte auch am Neujahrstage eine Hauptrolle. Mit diesen Spielereien beschenkten die Aeltern ihre Kinder, und diese erhielten Geld, um sich wieder einander zu überraschen. Auch die Erwachsenen neckten sich durch solche Attrapen, welche die Kunstfertigkeit der römischen Plastiker in großer Vollkommenheit lieferte. Elagabal ließ zuweilen seinen Gästen alle Gerichte, die er aß, in Wachs oder Glas nachgebildet, vorsetzen, und nach Plinius' Zeugniß gab es Aepfel und Trauben aus Wachs, die von den natürlichen nicht zu

unterscheiden waren. Auch die Kuchenbäcker und Konditoren lieferten ihre Beiträge aus Honigteig in tausenderlei zierlichen Formen und bildeten wahrscheinlich auch die irdenen Menschenfigürchen in Marzipan nach (Marci panis bekanntlich aus der in Venedig üblichen Darstellung des Evangelisten Markus in Honigteig entstanden). Alle diese Gegenstände kaufte man nach den eigentlichen Saturnalien auf der Sigillarmesse ein, welche vielleicht eine ganze Woche dauerte und theils in der Nähe des Pantheon auf dem Marsfelde, theils bei den Thermen Trajans auf dem Esquilin abgehalten wurde. Dort fand man aber in den weißen Leinwandbuden außerdem die verschiedensten Gegenstände: alle Arten von Eßwaaren und Leckerbissen in Gemüsen, Fleisch und Fischen, kostbare Gefäße und Bijouteriewaaren, Zeuge und fertige Kleider, Toilettengegenstände, elegante Möbeln, kurze Waaren jeder Art, Waffen, Gemälde und sogar Bücher. Wir besitzen noch ein reiches Verzeichniß solcher Sächelchen im dreizehnten und vierzehnten Buche der Epigramme Martials unter dem Titel Xenia und Apophoreta. Jener Name bezeichnet ursprünglich Geschenke an Lebensmitteln, die man dem Gastfreunde, welchem bei den Alten eigentlich nur Wohnung gewährt wurde, zuschickte; dieser Viktualien oder Luxusartikel, die bei Gastmahlen in Rom den Gästen in der mitgebrachten Serviette mit nach Hause gegeben wurden. Beider Bezeichnungen bediente sich der Dichter für seine Distichen (zweizeilige Gedichtchen), die er als passende Devisen oder Ueberschriften für alle nur erdenklichen Geschenke verfertigte. Seine 124 Xenien kosteten bei Tryphon, dem Verleger, fünf Silbergroschen, und Martial meint scherzend, der Buchhändler gewinne doch dabei fünfzig Prozent. Es kam auch vor, daß man eine Karte mit einer solchen Devise und dem Namen eines verschenkbaren Gegenstandes beschrieben, allein übersandte; doch wird dies blos unter guten Freunden als eine an unsere Neujahrskarten erinnernde Fopperei stattgefunden haben, oder aus dem Grunde, welchen Martial selbst angiebt:

Senden auch kannst Du dem Freund die Disticha statt des Geschenkes,
Wenn Dir so dünn, wie mir, ist in der Börse das Geld.

Bei der Allgemeinheit der Sitte scheuten sich auch die Kaiser nicht, vom römischen Volke am Neujahrstage Geldgeschenke anzunehmen. Unter Augustus' Regierung scheinen anfangs alle Stände in Folge eines für die Gesundheit des Kaisers geleisteten Gelübdes eine Kollekte veranstaltet zu haben. Ungefähr in der Mitte des Forums lag ein eingefriedigter Platz mit einer brunnenartigen Vertiefung, der sogenannte See des Kurtius, wo einst ein tief klaffender Schlund sich über dem edelsten Gute Roms, dem hochherzigen Jünglinge M. Kurtius, der sich in voller Rüstung auf glänzend geschmücktem Rosse hinabstürzte, geschlossen haben sollte. Offenbar zur Nachahmung dieses Opfers warf jeder dorthin für den Kaiser ein Geldstück, gewöhnlich einen As. Später machte man ihm am ersten Januar auf dem Kapitole bald kleinere, bald größere Geschenke, die er persönlich in Empfang nahm. Augustus hütete sich wol, diesen Sammlungen den Schein von Erpressungen zu geben, und verwendete die eingegangenen Summen zur Stiftung öffentlicher Kunstwerke. Noch heute befindet sich in Rom eine Marmorinschrift zu einem dem Vulkan geweihten Denkmale, das er von dem am Neujahrstag des Jahres 9 n. Chr. eingekommenen Gelde hatte errichten lassen. Auch daß er nach den Berichten der Biographen in Folge eines Traumes an einem bestimmten Tage den Bettler vor dem Volke spielte, ist eher aus dem Glauben zu erklären, daß durch freiwillige Demüthigung die drohende Nemesis versöhnt werden könne, als für eine geschickt erfundene Zwangssteuer anzusehen. Sein Nachfolger zeigte eine glänzende Freigebigkeit, wo es die Noth erheischte; aber er haßte alle unnöthigen Ausgaben und hatte daher schon zu Augustus' Lebzeiten die durch die Gegengeschenke verursachte Geldverschleuderung getadelt. Selbst zur Regirung gelangt, wich er den Gratulanten aus, indem er den Neujahrsmorgen außerhalb der Stadt zubrachte. Später fügte er sich

doch bisweilen dem Herkommen, nahm eigenhändig die Gaben in Empfang und schenkte dafür den vierfachen Betrag. Als er aber durch die Zudringlichkeit solcher, die ihn am Neujahr nicht getroffen hatten oder beim Gedränge nicht ankommen konnten, beinahe den ganzen Monat über belästigt wurde, verbot er die Fortsetzung des Geschenktausches über den ersten Januar hinaus, eine Maßregel, für die ihm gewiß Viele Dank wußten. Wie unwürdig benahm sich dagegen Kaligula! Sein Tigerherz konnte überhaupt des Blutes nicht genug fließen sehen, und seine ewige Geldverlegenheit, eine Folge unsinniger Verschwendung, reizte ihn leicht zum Morde reicher Leute, deren einziges Verbrechen dann ihr Vermögen war. Als endlich auch sein Versuch, aus Auripigment Gold zu machen, fehlgeschlagen war, erniedrigte er sich so weit, daß er förmlich bekannt machte, er werde am Neujahrstage die Strenen in Empfang nehmen, und ließ wirklich, im Vorhofe des Palastes stehend, dieselben vor sich niederlegen. Daß seinem Winke von Jedermann Folge geleistet wurde, und daß diese Peterspfennige nicht blos aus abgeführten Assen bestanden, sieht man aus Sueton, der darüber berichtet, es hätten alle Stände „mit vollen Händen und Schößen" gespendet! Von einer Gegengabe schweigt der Biograph. Selbst während seiner Abwesenheit bezeigte der Senat dem leeren Sessel des Kaisers im kapitolinischen Tempel seine Reverenz und legte das Neujahrsgeld vor demselben nieder. Klaudius machte diesen Erpressungen ein Ende und verbat sich alle Neujahrsgeschenke, ohne jedoch die Sitte selbst aufzuheben.

Von dieser Zeit ab erwähnen die Schriftsteller lange nichts von der Beschenkung der Kaiser, und erst im vierten Jahrhunderte, unter den Briefen des Symmachus, findet sich ein Gratulationsschreiben an die Cäsaren Valentinian, den Zweiten, und Theodosius, nebst dem der Verfasser, als Stadtpräfekt im Namen des Richterstandes „die üblichen Opferschalen mit je fünf Goldstücken" übersandte. Wahrscheinlich bestanden diese

Schalen schon aus dem Pfund Gold, dessen Darbringung mit den „probehaltigen Goldstücken" ein Gesetz der Kaiser Honorius und Arkadius später gnädig gestattete. Erst der oströmische Kaiser Leo, der Erste, hob dieses Angebinde auf. Dagegen dauerten auch die früher üblichen Gegengeschenke von Seiten der Kaiser fort, namentlich an die kaiserlichen Beamten, für welche sie eine Art Besoldungstheil waren. So verschaffte unter Gratian der Dichter Ausonius einem Freunde, der bei der Austheilung vergessen worden war, dem Professor Ursulus in Trier, noch nachträglich sechs Louisd'or; in einer genauen Gehaltsspezifikation des nachmaligen Kaisers Klaudius, des Zweiten (268 n. Chr.), als Legionsobersten, figuriren auch unter dem Titel „Neujahrsgeschenk" 47 ganze und 160 Drittel-louisd'or (damals Philippd'or genannt), und zwar mit des regirenden Kaisers Bildnisse, und noch ein Gesetz des Oströmers Anastasius verspricht die Neujahrsgratifikation den Sachwaltern als Belohnung und „Trost".

Der Neujahrstag endete in Rom mit einem Schmause, den die Konsuln zur Feier ihres Amtsantrittes den Behörden und Senatoren auf dem Kapitole gaben. Dabei ging es hoch her und Plinius hat uns sogar die Namen der Weinsorten aufbewahrt, die Cäsar seinen Gästen bei dieser Gelegenheit vorgesetzt hat, nämlich Falerner (aus Kampanien), Chier, Lesbier, Mamertiner (Sicilien). Unter den späteren Kaisern scheint dieses Mahl auf kaiserliche Kosten gegeben worden zu sein. Die prächtigen Spiele, welche die Konsuln zu veranstalten verpflichtet waren, begannen erst am dritten Januar, wo auch feierliche Gebete und Gelübde für des Kaisers Wohl stattfanden, und dauerten oft bis in den Februar hinein.

Die alte christliche Kirche, die sonst so gern den heidnischen Festzeiten eine neue religiöse Weihe gab, eiferte heftig gegen Geschenke, Tänze und Mahlzeiten am Neujahrstage, zumal da sie den Anfang des Kirchenjahres weiter zurück verlegt hatte. Dennoch dauerten die lustigen Schmäuse bis ins siebente Jahr-

hundert fort und der Gebrauch der Strenä hat sich bekanntlich bis heute in Paris erhalten (étrennes) und auch in Italien werden dieselben noch unter dem Namen Befana (aus Epiphanias korrumpirt) am Dreikönigsfeste den Kindern gegeben, die im Glauben an eine Santa Befana am Abende zuvor ihre Kleider in die Hausflur hängen, um sich von ihr die Taschen füllen zu lassen. Die Saturnalien dagegen sind wegen des Geburtsfestes Christi weiter hinausgerückt worden und finden im heutigen Karneval einen Nachklang.

XVI.

Die griechischen Milizen und Lanzknechte.

Das heroische Zeitalter zeigt nach den homerischen Gedichten bereits eine ziemlich hohe Ausbildung des Kriegswesens. Der Mann trotzte damals auf seine Waffen und betheiligte sich gern bei den oft genug vorkommenden Rache- und Raubkriegen. Dem Könige Heerfolge zu leisten, wird als eine unweigerliche Verpflichtung dargestellt, der man aus Furcht vor öffentlicher Schande und schwerer Strafe sich nie entzog. Jedes Haus scheint wenigstens einen Mann gestellt zu haben, und in Familien, wo mehrere Söhne waren, entschied das Loos, wer mit in den Kampf ziehen mußte. So sagt Hermes, indem er sich für einen Sohn des Myrmidonen Polyktor ausgiebt, daß ihn unter seinen sieben Brüdern das Loos getroffen habe, dem Achilles nach Troja zu folgen. Doch muß man beinahe glauben, daß man sich auch von der Verpflichtung loskaufen konnte, wenn man an einer anderen Stelle der Iliade liest, daß ein reicher Sikyonier dem Agamemnon eine Stute geschenkt habe, um nicht an der Heerfahrt Theil nehmen zu müssen. Plutarch freilich sieht darin blos einen Beweis für die Klugheit des Anführers einem Feigling gegenüber. — In der historischen Zeit, nachdem

die Vergewaltigung vieler Staaten durch übermächtige Tyrannen überwunden war, findet man überall gleiche Bestandtheile der Kriegsmacht vor: das Heer war die Nation, und die Nation das Heer. Stehende Heere in Friedenszeiten, die in unseren Tagen bei den künstlichst organisirten Steuersystemen die Staaten aussaugen, würden nicht blos die Finanzkräfte der griechischen Republiken überstiegen haben, sondern auch als leicht zur Tyrannis führende und deshalb verfassungsgefährliche Einrichtungen angesehen worden sein. Auch wurde die heimische Bevölkerung, mit Ausnahme der zu jeder Zeit gleichsam im Feldlager lebenden Spartaner, durch ihre bestimmten täglichen Beschäftigungen abgehalten, eine längere Zeit sich dem Kriege zu widmen: sie betrachtete den Kriegsdienst nicht als Hauptsache und war gewohnt, bei Einbruch der kälteren Jahreszeit vom Feldherrn nach Hause entlassen zu werden. Ein Heer aber aus Fremden oder gar Sklaven zu bilden, das verabscheuten in der guten Zeit alle Hellenen ohne Ausnahme; und wenn die Noth unausweichlich zu diesem Auskunftsmittel drängte, so enthob man dieselben nach Beendigung des Krieges ihres verachteten Standes, so wie z. B. die Spartaner im peloponnesischen Kriege vielen Heloten, die Athener nach den Schlachten bei den Arginusen und bei Chäronea den mitausgezogenen Sklaven die Freiheit schenkten.

Diese Ausschließung aller Nichtbürger vom Waffendienste wird durch die Stellung des Bürgers zum Staate gerechtfertigt. Bei dem innigen Zusammenhange des Heerwesens mit dem gesammten Staatsorganismus war der Kriegsdienst einestheils wol eine Pflicht des freien Bürgers, der keineswegs wie der Miethling um Geld und Lohn sein Leben für andere wagte und deren Hab und Gut zu schützen sich verpflichtete, sondern die Bewahrung und Vertheidigung der heiligsten Güter selbstbewußt übernahm, anderntheils aber auch ein Recht, das Jeder als eine Ehre für sich beanspruchte. Vom Nichtbürger und Unfreien setzte man voraus, daß er ein geringeres Interesse am

Staate habe, ja, daß er sich deshalb wol gar gegen des Staates Vortheil gebrauchen lassen könne, und vermied es daher, ihm die Waffen in die Hände zu geben. Sogar die Gewerbetreibenden waren in manchen Staaten, wie auch in Athen, zum regelmäßigen Dienste nicht verbunden, da sie unmöglich für ihre Ausrüstung und Verpflegung sorgen konnten, und außerdem wegen der durch die sitzende Lebensart herbeigeführten Vernachlässigung der Körperbildung für untauglich zur Erfüllung der Militärpflicht gehalten wurden. Deshalb sagt auch Aristoteles: „Wo es eine große Menge Handwerker giebt, da kann der Staat volkreich und doch seine Kriegsmacht schwach sein;" und das Handwerk war deswegen auch verachtet und in einigen Staaten den Bürgern geradezu verboten. In Rom herrschte ja dieselbe Ansicht und noch Livius schreibt, der Konsul Aemilius Mamercinus habe im Jahre 329 v. Chr. auch „den Handwerkerpöbel und die Stuhlhocker ausgehoben, Menschen, die sich gar nicht zum Kriegsdienste eignen." Hinsichtlich der Marine dagegen räth Aristoteles — und in der Praxis geschah es auch schon in früher Zeit so — das Matrosenvolk unbedenklich aus Angehörigen fremder Staaten bestehen zu lassen, die Seesoldaten aber stets aus der Bürgerschaft zu nehmen.

In Athen wurde der junge Bürger schon bei seiner im achtzehnten Jahre erfolgenden Mündigsprechung an seine Verpflichtung zum Waffendienste erinnert, indem er dabei nicht nur einer körperlichen Prüfung unterworfen, sondern auch nach seiner Einschreibung in das Verzeichniß seiner Gaugenossen dem Volke im Theater vorgestellt und dann mit Schild und Speer bewehrt wurde, worauf er einen Eid schwören mußte, durch den er sich der Vertheidigung des Vaterlandes weihte. Ihre Vorbereitung zum Dienste erhielt die Jugend in den Palästren und Gymnasien durch einen vernünftigen Turnunterricht, verbunden mit der Unterweisung im Gebrauche der Waffen aller Art, also durch eine wirkliche Erziehung zum Kriege, ohne

welche überhaupt die Leistungen von Bürgermilizen nicht hoch anzuschlagen sind. Sonst folgte auf die Wehrhaftmachung der jungen Leute zuerst ein zweijähriger Dienst im Lande, indem sie als Sicherheitswächter die Wachthäuser zu beziehen und das Land zu durchstreifen hatten. Bedurfte der Staat einer Militärmacht, so erfolgte, wenn nicht die ganze dienstpflichtige Mannschaft erforderlich war, ein Aufgebot nach Altersklassen, entweder nach den einzelnen Jahrgängen bis zu den Sechzigjährigen, oder in wechselnder Reihenfolge, je nach dem Beschlusse des Volkes. Es wurde dabei eine für jeden Stamm und Gau genau geführte Musterrolle zu Grunde gelegt, die zu Jedermanns Einsicht öffentlich auslag. Nur Wenige außer den Gebrechlichen waren vom Kriegsdienste befreit: die Senatoren, die Pächter gewisser Zölle, die Großhändler und Rheder, welche durch ihr Geschäft von der Heimath fern gehalten wurden. Entzog sich ein Verpflichteter dem Dienste, so traf ihn der Verlust aller bürgerlichen und politischen Rechte. Die athenische Armee bestand nach der Zahl der Volksstämme aus zehn Bataillonen, die wieder in Lochen oder Kompagnien und kleinere Abtheilungen zerfielen und deren Befehlshaber, Taxiarchen genannt, sich durch dreifachen Helmbusch und einen Purpurrock auszeichneten. Den größten Theil dieser Truppen bildete die in früherer Zeit fast ausschließlich zur Anwendung kommende, schwergepanzerte Infanterie. Aus Bürgern der ersten Vermögensklasse bestehend, war diese Waffengattung zu allen Zeiten die geehrteste; es hatte auch jeder Hoplit seinen Diener, der ihm Gepäck, Proviant und Schild auf dem Marsche nachzutragen hatte, und Thukydides erwähnt deshalb besonders, daß nach der unglücklichen Belagerung von Syrakus die Schwerbewaffneten und Reiter aus Mißtrauen oder Mangel an Knechten ihre Rüstung und Lebensmittel selbst getragen hätten.

Diesem schweren Truppenkörper zur Seite kämpfte nun wol auch leichteres Fußvolk und Reiterei; aber die Anwendung des ersten fällt meist erst in die Zeit, als die Söldnerheere

entstanden, und wo es früher vorkam, bestand es aus Fremden und aus den minder geachteten untersten Vermögensklassen. Mit der griechischen Kavallerie aber war es überhaupt, mit Ausnahme der thessalischen, übel bestellt. Schon die Bodenbeschaffenheit des Landes begünstigte die Pferdezucht nicht, und da auch der Unterhalt der Pferde ziemlich kostspielig war (zu Aristophanes' Zeit wurde ein edleres Exemplar auf 300 Thlr. geschätzt), so wurde der Reiterdienst nur den reichen Bürgern aufgebürdet, die dann zur Entschädigung auch in Friedenszeiten eine Art Ehrengarde bildeten und bei feierlichen Aufzügen in vollem Glanze paradirten. Jeder Stamm stellte 100 Reiter, und das ganze Korps, welches fleißig im Manövriren geübt wurde und eine jährliche Musterung vor dem Rathe der Fünfhundert passiren mußte, zerfiel in zwei Abtheilungen von je 500 Mann. Die mittlere Gesammtstärke der schweren Infanterie in der Perikleischen Zeit betrug 13,000 Mann. Hierzu kam aber noch eine aus den jüngsten und aus den älteren Milizen bestehende Landwehr von 16,000 Mann. — Die Kosten der Ausrüstung wurden von den Bürgern selbst getragen, und von Löhnung war zuerst keine Rede. Als aber im peloponnesischen Kriege die Feldzüge sich häuften und von längerer Dauer wurden, erachtete Perikles die Einführung des Soldes für eine nothwendige Maßregel, zu deren Ausführung auch die nach Athen verlegte Bundeskasse die Mittel darbot. Auch sahen die Athener im Solde nicht, wie in jedem anderen Lohne, eine Erniedrigung, sondern sie betrachteten denselben als eine Art von natürlicher Entschädigung. Die Zahlung beschränkte sich blos auf die Feldzüge und war immer von gleicher Höhe. Gewöhnlich bekam der Infanterist täglich zwei Obolen Sold und, da an Einquartirung noch nicht gedacht wurde, eben so viel für die Verpflegung (ungefähr 5 Sgr. im Ganzen), der Hauptmann das Doppelte, der General das Vierfache: eine Steigerung, die unseren Offizieren nicht behagen dürfte, aber mit dem demokratischen Gleichheitsprinzip im Einklang stand. Als

die Athener im peloponnesischen Kriege Potidäa belagerten, empfing wegen der Größe der Entfernung der Schwerbewaffnete zwei Drachmen täglich (15 Sgr.), eine für sich und eine zweite für den Diener. Die Kosten der Reiterei im Frieden schlägt Xenophon jährlich auf 60,000 Thlr. an, was, wenn man die Verschiedenheit des Geldwerthes mit in Anschlag bringt, den Unterhaltungskosten eines Kavallerieregimentes in jetziger Zeit beinahe gleichkommen mag. Wietwol der athenische Staat durch seinen Handel und seine Industrie schon früh auf das Seewesen hingewiesen war und bald den Schwerpunkt seiner ganzen Macht in die Flotte legte, so lehrt doch die Geschichte, mit welchem Enthusiasmus und welcher Tapferkeit die athenischen Milizen sich stets geschlagen haben, und selbst das Schlachtfeld von Chäronea, über dem die Sonne der griechischen Freiheit unterging, bezeugt, daß die athenischen Bürger jener gesunkenen Zeit fürs Vaterland zu fechten und zu sterben verstanden. Freilich läßt es sich nicht leugnen, daß die Verfassung des Staates selbst in manchen Stücken einer strengen, auf unbedingte Subordination gebauten Disziplin hinderlich war. Vorzüglich störte die Mehrzahl von zehn Feldherrn (Strategen), die jährlich vom Volke gewählt wurden und die in den Perserkriegen sogar täglich den Oberbefehl unter sich wechseln ließen, die militärische Einheit der Führung. Und wenn auch später die Generale selten sämmtlich in den Krieg gesandt wurden, wenn auch zuweilen ein bewährter Kriegsmann, der gar nicht zum Kollegium der Strategen gehörte, mit dem Oberkommando auf längere Zeit betraut ward, so ist doch das Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit der Wahl nicht nur der Generale, sondern auch der Obersten und Stabsoffiziere durch Volksabstimmung gerechtfertigt genug, und was half den Feldherren die unumschränkteste Vollmacht, wenn sie nach beendigter Amtsführung zur Rechenschaft vor die Volksgerichte gezogen und selbst mit dem Tode bestraft werden konnten? Timotheos und Iphikrates z. B. wurden im Bundesgenossenkriege von ihrem Kollegen Chares,

dem sie sich im Kriegsrathe hinsichtlich eines zu liefernden Treffens widersetzt hatten, vor dem Volke angeklagt, der Feldherrnwürde entsetzt und zu bedeutender Geldbuße verurtheilt. Auch ihr Zeitgenosse Kephisodotos wurde abgesetzt, um 7500 Thlr. gestraft und beinahe zum Tode verurtheilt, weil er einen ungünstigen Vertrag geschlossen hatte. Am berüchtigtsten aber ist das Schicksal jener sechs Generale, die im Jahre 406 nach einem großen Seesiege in der Nähe von Lesbos den Giftbecher leeren mußten, weil sie nach der Schlacht durch einen Sturm verhindert gewesen waren, die Leichen und Schiffstrümmer zu sammeln. Demosthenes rügte diese Unsitte mit treffenden Worten: „Es ist jetzt schimpflicher Weise dahin gekommen, daß Jeder Eurer Feldherren zwei- oder dreimal vor Euch auf den Tod angeklagt wird, gegen die Feinde aber Keiner von ihnen auch nur einmal auf den Tod zu kämpfen wagt, sondern den Tod der Menschenräuber und Kleiderdiebe dem rühmlichen vorzieht; denn nur der Uebelthäter soll verurtheilt sterben, der Feldherr aber im Kampfe gegen die Feinde." Außerdem war aber auch im athenischen Bürger das Gefühl der politischen Gleichberechtigung zu stark, als daß er sich leicht in blinder Unterwürfigkeit der strengen Ordnung der Kriegszucht gefügt hätte. „Die größte Schwierigkeit liegt darin," schreibt General Nikias von Syrakus aus seinen Landsleuten, „daß ich als Feldherr solchen Unordnungen nicht steuern kann, weil Eure Gemüther so schwer zu lenken sind." Auch Xenophon legt einem Redner, der im thebanischen Kriege zum Bündniß mit Sparta räth, die Worte in den Mund: „In Hinsicht auf etwas sehr Wichtiges, auf den Gehorsam gegen die Befehlenden, sind jene am stärksten zu Lande, Ihr zur See." Besonders strafbare Vergehen, wie Feigheit, Verlassen des angewiesenen Postens, Wegwerfen der Waffen, wurden von besonderen Gerichten bestraft, wenn der Oberfeldherr nicht bereits Strafe verhängt hatte. Daß diese auch in Stockschlägen bestehen konnte, lehrt Plutarch im Leben des Aristides, wo es von

Pausanias heißt; „Er betrug sich gegen die Häupter der Bundesgenossen hart und gebieterisch und ließ die gemeinen Soldaten mit Schlägen strafen oder sie zwingen, daß sie zur Strafe den ganzen Tag über einen eisernen Anker auf den Schultern tragen mußten. Ja es durfte sich Keiner von den übrigen Griechen sein Lager eher bereiten und sich aus den Bächen Wasser holen, als bis es die Lakedämonier schon gethan hatten, so daß sogar ihre Sklaven Alle, die sich dem Wasser nähern wollten, mit Peitschen wegtrieben." Dagegen belohnte man die Tapferen durch öffentliche Bekränzung, Errichtung von Standbildern und Austheilung von eroberten Landstrecken, und ehrte die Gefallenen durch feierliche Bestattung, wobei in Athen die besten Redner die Lobrede hielten.

Das spartanische Heerwesen übertraf das der übrigen Staaten durch eine sorgfältigere Gliederung, ausgezeichnete Einschulung und seltene Präcision in allen Zweigen des Kriegsdienstes. Jeder spartanische Vollbürger war Soldat bis zum sechzigsten Jahre und weiter nichts als Soldat. Die friedlichen Gewerbe, welche für die Krieger anderer Staaten doch die Hauptsache waren, kannten sie nicht und überließen sie ihren Schutzgenossen und Heloten. Nach Plutarch ließ einst der König Agesilaos, als die Bundesgenossen sich über die Last der Heerfolge beschwert hatten, dieselben zusammen an einem Orte den Spartanern gegenüber sich niedersetzen und befahl sodann durch den Herold allen Töpfern und Schneidern und Zimmerleuten und Maurern und endlich allen übrigen Handwerkern aufzustehn. So standen zuletzt fast alle Bundesgenossen da, während kein Spartaner sich vom Platze gerührt hatte, und Agesilaos sagte lachend: „Seht Ihr nun ein, wie viel Soldaten wir mehr ins Feld schicken als Ihr?" Xenophon nennt die Lakedämonier Künstler im Kriegshandwerk, während die übrigen Hellenen sich demselben nur aus dem Stegreife oder als Dilettanten hinzugeben pflegten. Und deshalb urtheilt schon Platon über die spartanische Verfassung sehr richtig, sie bilde zwar zu militä-

rischer Tüchtigkeit aus, aber nicht zur wahren sittlichen und geistigen Trefflichkeit, in welcher jene Tüchtigkeit auch, und zwar noch in höherem Grade, aber doch nur als ein einzelner Bestandtheil enthalten sei. In der Eintheilung des Heeres waren in Sparta ähnliche Beziehungen zu den politisch-lokalen Abtheilungen des Volkes vorherrschend, wie in Athen. Die Grundlage derselben bildeten die von Lykurg gestifteten Verbrüderungen und Kameradschaften. Vier Enomotien, Rotten von 25—36 Mann, formirten einen Lochos, und aus 4 solchen Kompagnien bestand eine Division oder Mora, die ein Polemarch, Kriegsoberster, befehligte und deren das Land sechs besaß. Es giebt dies blos eine Gesammtzahl von 2400 Soldaten. Jedoch wechselt theils die Stärke der Moren bedeutend, theils sind ihnen stets so viel Periöken oder Unterthanen beigemischt, die ebenfalls als schwerbewaffnete Infanteristen dienten, daß sich bestimmte Zahlen gar nicht ermitteln lassen. Zum Vorpostendienst im Lager, als Avant- und Arrièregarde auf dem Marsche, wurden die Skiriten gebraucht, ein aus den Bewohnern des Distrikts Skiritis gebildetes, leichtes Fußvolk. Unausgesetzte Uebungen im Marschiren, in Wendungen und Evolutionen aller Art, die selbst im Lager zweimal des Tages stattfinden mußten, erzeugten jene vielbewunderte taktische Virtuosität, vermöge welcher ein spartanisches Heer blitzschnell sich aufstellte und bewegte. Hierzu kam aber auch noch der bereits erwähnte unbedingte Gehorsam gegen die Befehle der Oberen. „Wenn der König das Heer anführt," schreibt Thukydides, „so ist er es, der über das Ganze befiehlt; und er ertheilt den Polemarchen seine Aufträge, diese den Lochagen, diese den Pentekontateren, diese den Enomotarchen und diese endlich ihren Soldaten. Alle Befehle, die sie dem Heere ertheilen wollen, werden auf diese Art und mit Schnelligkeit verbreitet. Denn beinahe das ganze lakedämonische Heer besteht aus Anführern, und die Sorge der Ausführung dessen, was geschehen soll, fällt Vielen anheim." Eine Menge uns überlieferter Anekdoten lehren, wie streng jeder Subordinations-

fehler gerügt wurde und wie den Feigen bis ans Ende des Lebens die Schande folgte. Viel schlechter freilich als mit dem Fußvolke, selbst mit der athenischen Reiterei, sah es mit der spartanischen aus. Die Peloponnesier waren überhaupt schlechte Reiter, und nach Xenophon dienten die Reichen, welche, wie in Athen, die Pferde unterhielten, nicht einmal selbst damit, sondern, wenn das Aufgebot erging, kamen andere und gewöhnlich die schwächlichsten und untüchtigsten Leute, nahmen Pferde und Waffen in Empfang und zogen ohne Vorbereitung und Uebung zu Felde. Die Schlacht bei Leuktra ging blos durch die erbärmliche Haltung der vor der Front der Spartaner aufgestellten Reiterei verloren. Letztere war im peloponnesischen Kriege 600 Mann stark.

Die Nationalheere der Hellenen behaupteten nur so lange ihren Ruhm, als die aufopfernde Liebe zum Vaterlande alle Bürger beseelte, als das öffentliche Leben und der sittliche Charakter der Nation auf seinem Höhepunkte beharrte. Als aber während des peloponnesischen Krieges, besonders in Athen, mit der wachsenden Entfesselung und Schrankenlosigkeit aller Leidenschaften und Anmaßungen Genußsucht und Egoismus alle Stände ergriff und der Gemeinsinn und Patriotismus schwand, da verschmähten es die griechischen Bürgerschaften, auch die Waffen ferner zu führen; die Palästren und Gymnasien wurden spärlich besucht und die Sitte, durch fremde Miethlinge die Kriege ausfechten zu lassen, nahm überhand. Die frühesten Spuren solcher Söldnerdienste, wenn man zuerst auf die Nationalität der Dienenden sieht, finden sich außerhalb Griechenlands bei dem halbgriechischen Volke der Karier in Kleinasien. Durch ihre Hilfe soll schon der ägyptische König Psammetich die Herrschaft über ganz Aegypten gewonnen haben, und später „schweiften sie", wie Strabon sagt, „durch ganz Griechenland, für Sold Kriegsdienste leistend". Besonders darum haftete auch an ihrem Namen die Schmach feiler und sklavischer Gesinnung. Eben so gern verdingten sich die Kreter als Bogenschützen und Schleu-

derer, und sie standen gleichfalls wegen Unzuverlässigkeit und Unredlichkeit in schlechtem Rufe. Neben ihnen, die man später überall, auch bei den römischen Heeren als stehende Heerestheile trifft, wird am häufigsten der Arkadier Erwähnung gethan. Ihr Land, von Gebirgen ganz durchzogen, bestimmte durch seine Natur die Bewohner zu Hirten und Jägern. Doch glich das Leben derselben keineswegs den idyllischen Schilderungen alter und neuer Dichter; sondern außer Mangel an Intelligenz zeigte dieses Völkchen eine große Liebe zum Kriegshandwerk, und da ihre Heimath sie nur kärglich nähren konnte, so suchten sie, gleich den Schweizern, fleißig auswärtige Soldienste. Dem Xerxes sollen sie, wie Herodot berichtet, bereits ihre Hilfe angeboten haben. Ueber die Hälfte der 10,000 Söldner des jüngeren Kyros bestand nach Xenophons Zeugniß aus Arkadiern und Achäern.

Auch Thukydides sagt, indem er die Bundesgenossen der Athener und Syrakusaner aufzählt: „Die Mantineer aber und die übrigen arkadischen Söldner, die gewohnt sind, gegen jeden Feind, den man ihnen anweist, zu fechten, achteten auch jetzt, durch den Gewinn bewogen, ihre Landsleute, die mit den Korinthiern gekommen waren, ohne Berücksichtigung der Verwandtschaft, für ihre Feinde.“ So heißt es auch in einem Fragmente des Lustspieldichters Antiphanes, wo derselbe die Hauptprodukte der einzelnen griechischen Länder und Städte hernennt: „Sklaven aus Phrygien; aus Arkadien aber Lanzknechte.“ In der griechischen Geschichte findet man solche gedungene Söldner zuerst als Trabanten und Leibwächter der Tyrannen, die, wie auch Xenophon sagt, keine Freude daran fanden, waffentüchtige und wohlbewehrte Bürger zu haben, sondern fremde Truppen für geeigneter erachteten, um ihre Herrschaft zu stützen. Der Günstling Fortunas, Polykrates von Samos, gewann und erhielt seine auf Gewalt gebaute Herrschaft nur durch Miethstruppen. Auch Pisistratos bemächtigte sich mit Hilfe der ihm vom unvorsichtigen Volke selbst bewilligten 50 Keulenträger der athenischen

Burg und der Oberherrschaft, und sein Sohn Hippias behauptete sich lange Zeit, selbst den Spartanern gegenüber, durch thessalische Reiter. Große Heere endlich, aus allerlei fremdem Kriegsvolk zusammengesetzt, stellten die syrakusanischen Könige in ihren vielen bürgerlichen und auswärtigen Kriegen ins Feld und die Republik Karthago bediente sich, wie die Handelsstaaten des Mittelalters, ausschließlich der Söldner, da ihre Bürger wegen ihrer merkantilischen Interessen dem Waffendienst stets fremd blieben. Der ältere Dionys sandte im thebanischen Kriege seinen Freunden, den Lakedämoniern, mehrmals Hilfsheere, deren keltiberische Reiterei den Feinden großen Respekt einflößte. In Griechenland selbst kam bereits zu Anfang des peloponnesischen Krieges das Söldnerwesen auf. Zur Belagerung von Potidäa schickten die Korinthier eine Abtheilung Freiwilliger und gemiethete Peloponnesier. Sowol Kleon, der Athener, als sein Gegner Brasidas nahmen Thraker in Sold, und bei der sizilischen Expedition der Athener befanden sich 80 Kreter und 700 rhodische Schleuderer. Auch später miethete Athen 1300 thrakische Barbaren, entließ sie aber bald wieder, da ihm die Kosten, täglich ein Vierteltaler für den Mann, zu groß waren, und benutzte sie dann dazu, auf dem Heimwege die Küsten Böotiens grausam verheeren zu lassen. Die jährlich fühlbarer werdenden Folgen des langjährigen Krieges wirkten aber rasch befördernd auf die Entwicklung des Söldnerthums. Eine Masse Menschen wurde durch den Krieg ihres Unterhaltes und Vermögens beraubt und griff gern in der Noth zu jedem Erwerbszweig. Außerdem weckte der Krieg selbst die Rauflust und die Sucht nach Abenteuern.

Am meisten aber wol strömten zu den Fahnen der Kondottieri jene Unzahl Heimathloser, die durch die blinde Parteiwuth der siegenden Oligarchen oder Demokraten vertrieben worden waren. Man kann sich kaum einen richtigen Begriff davon bilden, in welchem Umfange dergleichen Verbannungen damals stattgefunden haben. Schon lange vor dem peloponnesischen

Kriege, im Jahre 510 v. Chr., hatte der spartanische König Kleomenes, der Erste, auf einmal 700 Familien aus Athen vertrieben. Gleich beim Beginne des Krieges zwangen die Athener die wehrlosen Einwohner Aeginas, ihre Heimath zu verlassen. Lysander nöthigte nach Eroberung Athens die ganze Demokratie der Insel Samos zum Auswandern, und Isokrates behauptet von seiner Zeit, daß es mehr Verbannte und Flüchtlinge aus einer einzelnen Stadt gegeben habe, als in alten Zeiten aus dem ganzen Peloponnes. Es war leichter, damals aus den Heimathlosen und Vagabunden ein großes Heer zusammenzubringen als aus Bürgern. „Keiner bedauert es," sagte er, „daß Viele, vom Hunger gezwungen, für Feinde gegen Freunde fechtend sterben; aber über das Unglück, welches die Dichter ersinnen, werden Thränen vergossen." Dem makedonischen Könige Philipp schlägt er vor, an der kleinasiatischen Küste des Hellesponts und Pontus Städte zu erbauen und die wegen Mangels der täglichen Nahrung Herumstreifenden und Schaden jeder Art Anrichtenden anzusiedeln. „Wenn wir sie nicht hindern werden, sich zusammenzurotten, dadurch daß wir ihnen Unterhalt verschaffen, werden sie zu solcher Menge anwachsen, daß sie den Hellenen nicht weniger furchtbar werden, als den Barbaren." Auch seine Mitbürger warnte derselbe Redner auf das Ernsteste, und seine in der Rede „Vom Frieden" befindlichen Worte sind charakteristisch genug für das ganze Verhältniß: „Wir verlangen, über alle Welt zu herrschen, und wollen doch nicht zu Felde ziehen; wir nehmen den Krieg beinahe gegen Jedermann auf, und üben uns doch nicht zu demselben, sondern Menschen, die theils Heimathlose, theils Ueberläufer, theils Verbrecher sind, die, wenn ihnen Jemand mehr Sold bietet, sofort demselben folgen. Ja so weit in unserer Thorheit sind wir gekommen, daß, während wir selbst kaum genug zum täglichen Leben haben, wir Soldtruppen zu unterhalten wagen und unsere Bundesgenossen schädigen und besteuern, um nur jenen gemeinschaftlichen Feinden Aller den Lohn zu verschaffen. Unsere Vorfahren setzten ihre Leiber bei

der Kriegsgefahr ein, während in der Burg Schätze von Gold und Silber lagen; wir dagegen, die wir so arm sind, und doch so Viele, halten uns, wie der Großkönig von Persien, gemiethete Heere!"

Auch Demosthenes drang später bei den Athenern darauf, daß unter den 2000 Infanteristen, die er zum Schutze der chalkidischen Städte auszusenden vorschlug, 500 Bürger wären, gleichsam als Aufseher der Söldner, die sonst nur diejenigen Kriege liebten, die ihnen Gewinn brächten und am liebsten mit reichen Bundesgenossen anbänden. Deshalb glauben wir gern, was Plutarch erzählt, daß nämlich beim Heransegeln athenischer Flotten in jener Zeit die Bundesgenossen Mauern und Häfen bewehrt und Heerden, Sklaven, Weiber und Kinder vom Lande in die Städte geschafft hätten. War es anders bei uns noch während des dreißigjährigen Krieges? Wie schnell übrigens die Zahl der Lanzknechte in den sechzig Jahren zwischen dem Ende des peloponnesischen Krieges und der Regirungszeit Philipps von Makedonien zugenommen haben muß, erhellt aus des Isokrates Behauptung, daß noch zur Zeit des jüngern Kyros diejenigen, welche in den Städten werben ließen, mehr Geld auf die Geschenke zu verwenden gehabt hätten, die sie den Werbern geben mußten, als auf den Sold für die Soldaten, während zu seiner Zeit sogleich ganze Schaaren von Söldnern angeworben wurden.

Später sahen sich die kriegführenden Parteien sogar genöthigt, Soldaten anzuwerben, da die verbündeten Städte ganz gewöhnlich Geld anstatt Truppen sendeten. So beschlossen nach dem Antalkidischen Frieden die peloponnesischen Verbündeten, daß jede Stadt anstatt der Soldaten Geld geben könnte und zwar 5 Sgr. täglich für den Schwerbewaffneten und das Vierfache für den Reiter. Auch der spartanische Admiral Mnasippos, der im Jahre 374 mit 60 Schiffen einen Zug nach Korfu unternahm, hatte 1500 Söldner bei sich, weil sich die Bundesgenossen fast alle mit Geld abgefunden hatten, was auch Agesilaos den kleinasiatischen Griechen gestattete. Da die Sucht nach Beute und Gold jede andere Rücksicht vergessen ließ, so

verdingten sich diese griechischen Söldnerhaufen am häufigsten mit Verleugnung alles Nationalstolzes den sonst tief verachteten Barbaren. Stellte ja noch der letzte persische König Dareios Kodomannos 30,000 ausgesuchte griechische Söldner dem gleichfalls zu einem großen Theile aus Griechen bestehenden Heere Alexanders des Großen entgegen! Mit 12,000 Mann zog der berühmte Kondottiere Iphikrates im Dienste Artaxerxes, des Zweiten, gegen den ägyptischen Rebellen Nektanebos, den Ersten, zu Felde. Der 80jährige, ruhmbedeckte Agesilaos half umgekehrt mit 10,000 griechischen Miethlingen dem folgenden ägyptischen Könige gegen Persien. Plutarch sagt darüber: „Es schien dem greisen Feldherrn, der für den ersten in Griechenland galt, nicht wohl anzustehen, daß er sich einem Barbaren, einem Rebellen, verkaufte.“ Auch die makedonischen Diadochen bildeten ihre stehenden Heere aus Söldnern und bis auf die Zeiten des ätolischen und achäischen Bundes finden wir ihre Benutzung. Sie haben mehr, als man gewöhnlich glaubt, dazu beigetragen, den Untergang der griechischen Freiheit und Selbständigkeit zu beschleunigen, indem sie die finanziellen Kräfte aller Staaten erschöpften und die Sorglosigkeit und Unthätigkeit der Bürgerschaften vermehrten, bis dieselben endlich im Zustande der Verweichlichung und Unmännlichkeit nicht mehr im Stande waren, sich zu wehren.

Aber auf der andern Seite muß man zugestehen, daß die eigentliche Kriegskunst, die Taktik und Strategik, durch das Söldnerwesen entschiedene Fortschritte machte. Aus Leuten, die den Krieg als Handwerk betrachteten, ließen sich natürlich viel tauglichere Werkzeuge für die Zwecke des Krieges heranziehen. Das meiste Verdienst in Benutzung dieses Vortheiles erwarben sich die beiden Athener Iphikrates und Chabrias. Jener schuf die schwere Bürgermiliz in eine leichtere Truppengattung um, welcher er anstatt des großen Ovalschildes die kleine, halbmondförmige Pelta der Thraker, anstatt des metallenen Kürasses oder des Lederkollers den linnenen mit Erz plattirten

Panzer, außerdem aber längere Spieße und Schwerter zuertheilte und so eine größere Beweglichkeit und Schnelligkeit ermöglichte. Chabrias erfand dagegen eine unserer Quarréformirung ähnliche Aufstellung, um den Angriff eines überlegenen Feindes abzuhalten. Von der Bildung eines aus Lanzknechten bestehenden Heeres, seiner Einrichtung und der Schwierigkeit, es zu regiren und in Gehorsam zu erhalten, giebt die Anabasis Xenophons die beste Vorstellung, wenn man die Kriegslisten Polyäns zur Ergänzung herbeizieht. Der jüngere Kyros gab erprobten Offizieren, wie dem spartanischen Flüchtling Klearch und dem Böotier Proxenos, Auftrag und Geld, Werbungen zu veranstalten. Diese erlangten dadurch zugleich den Anspruch auf die obersten Befehlshaberstellen und sandten nun wieder ihre unteren Offiziere aus, die einzelne Kompagnien zu 100 Mann zusammen zu bringen hatten. Natürlich fand auch damals schon ein besonderer Zudrang zu den Offizierstellen statt und von Iphikrates wird erzählt, daß er, um die Tüchtigsten ohne Fähndrichsexamen herauszufinden, einen panischen Schrecken gleich anfangs verbreiten ließ und dann beobachtete, wer das Hasenpanier ergriff oder nicht. Bei der Werbung schlichen sich manche Sklaven mit ein, wie Xenophon erwähnt; ja sogar von den Hauptleuten wurden einzelne später fortgejagt, weil sie sich als Barbaren herausgestellt hatten. Dem Hauptmann Episthenes rühmt er nach, daß er nur schöne Leute angeworben habe. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Söldnerheere war es, daß in ihnen, wie bei den Bürgermilizen die Stämme, so hier die Landsleute, Verwandte, Freunde und Nachbarn zusammenhielten und besondere Heeresabtheilungen bildeten, wodurch wol die gegenseitige Aufmunterung und der Zusammenhalt befördert, aber schwerlich für die Disziplin ein Nutzen gestiftet wurde. Was den Sold anlangt, so zahlte der persische Prinz nicht mehr, als damals und auch später in Griechenland selbst üblich gewesen zu sein scheint, nämlich monatlich einen Dariusd'or = 5 Thlr. dem Gemeinen, 10 Thlr.

dem Hauptmann, 20 Thlr. dem General. Die Hälfte dieser Summe galt, wie in Griechenland, als Verpflegungsgeld, weil sich der Soldat seine Lebensmittel selbst kaufen mußte. Durch diesen Umstand litten die Soldaten zuweilen große Einbuße; in Lydien z. B. fand das griechische Heer so hohe Getreidepreise, daß der Mann täglich siebenmal mehr für Brot ausgeben mußte, als er Ersatz dafür bekam, während ihm in Athen zu derselben Zeit seine Ration 3 — 5 Pfennige gekostet hätte. Als Kyros endlich seinen eigentlichen Plan dem Heere nicht mehr verheimlichen konnte, versprach er auch den Soldaten Erhöhung des Soldes um die Hälfte. Ein Handgeld beim Anwerben wird zwar nicht erwähnt; es scheint aber, als habe die Vorauszahlung eines Theiles vom Lohne dafür gegolten, wenn in dem von Menander entlehnten „bramarbasirenden Soldaten" des Plautus der Söldnerhauptmann sagt:

„Mich dünkt, nun ist die Stunde da, zum Markt zu gehn,
Daß den Rekruten, die ich gestern einrollirt,
Ich die bedungne Löhnung nun auszahlen kann,
König Seleukus dringt in mich mit Freundlichkeit,
Daß ich Rekruten ihm werben und bedingen soll."

Die Beschaffung des Soldes, als des Hauptnervs für die Thätigkeit der Lanzknechte aller Zeiten, machte den griechischen Heerführern oft eben so viele Mühe und Sorge als den italienischen und deutschen Kondottieri des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Wenn Iphikrates seinen Kriegern den Lohn nicht zahlen konnte, führte er sie in öde Gegenden, damit sie so wenig als möglich verzehrten; hatte er aber Ueberfluß an Geld, so brachte er sie in Städte, wo sie leicht und schnell ihren Verdienst los werden konnten, damit sie dann gern wieder an neue Unternehmungen gingen. Auch pflegte er den vierten Theil des Soldes inne zu behalten, um sich vor Desertion zu schützen. Als einst bei Geldmangel seine Soldaten in Aufruhr waren, ließ er Männer, als Perser verkleidet, in die Versammlung treten und melden, daß sie vorausgeschickt wären,

um die Ankunft eines persischen Goldtransportes anzuzeigen, worauf die Empörer auseinandergingen. Recht erfinderisch war auch der athenische Feldherr Timotheos in Geldverlegenheiten, indem er nicht nur seinen Siegelabdruck als Münze ausgab, um ihn später wieder einzulösen, sondern auch Silberdrachmen mit 3 Viertheilen Kupfergehalt schlagen ließ. Vom makedonischen Philipp erzählt Polyän, daß er, um den ungestümen Mahnungen seiner Söldner zu entgehen, einst so lange beim Baden schwamm, untertauchte und sich mit seinen Gefährten im Wasser herumtummelte, bis die Manichäer sich verlaufen hatten. Viel Klugheit, Energie, auch ein imponirendes Aeußere gehörte dazu, als Feldherr die zügellosen Söldnerscharen zu dressiren und Gehorsam, Pünktlichkeit und Ehrgefühl wach zu rufen. Außer Iphikrates soll diese Kunst im hohen Grade der thessalische Fürst Jason von Pherä verstanden haben. Natürlich hätte eine solche Schule für die Milizen nicht gepaßt, und wo die Einheit der Führung fehlte, erreichte auch bei den Söldnern die Kriegszucht nie diese Höhe der Ausbildung. Im griechischen Heere des Kyros wollen die Soldaten um alle Pläne wissen und in berathenden Versammlungen dafür gewonnen werden. Ja sie versagen offen den Gehorsam; weigern sich, weiter zu marschiren; drohen, sich andere Anführer wählen zu wollen; kurz, wollen fein säuberlich behandelt sein. Wenn es ihnen bei einem Führer nicht gefiel, liefen sie mit Sack und Pack zum andern über. Zuweilen nahm wol auch ein Strateg den Stock in die Hand, aber, wenn er zuschlug, mußte er gewärtig sein, sich, wie Xenophon selbst, später der Menge gegenüber öffentlich verantworten zu müssen; züchtigte er aber gar den Söldner einer fremden Truppenabtheilung, so konnte es ihm noch übler bekommen, wie Klearchs Beispiel lehrt, dem eine Holzaxt und viele Steine nachflogen, als er nach der That so unvorsichtig war, durch das Lager desselben Regimentes zu reiten. Der rohe spartanische General Mnasippos freilich wagte es sogar, seine Hauptleute zu schlagen, die ihm

vorgehalten hatten, wie schwer es sei, die Leute in Gehorsam zu halten, wenn dieselben nicht den schuldigen Sold bekämen. Steine aufzuheben und damit zu werfen, scheint übrigens allenthalben bei den Lanzknechten Mode gewesen zu sein, um dem Zorn und Haß Luft zu machen. Denn auch von den karthagischen Söldnern, die ihren unvorsichtigen Herren einen so langwierigen und gefährlichen Krieg bereiteten, erzählt Polybios, daß sie, von verschiednerlei Nation und Sprache, doch Alle das einzige Wort: „Wirf" verstanden. „Wenn daher Jemand dieses Wort zu rufen begann, so warfen sie von allen Seiten so geschwind mit Steinen, daß Niemand entfliehen konnte, der sich einmal genähert hatte." Doch gaben die Söldner auch manchmal Beweise von Ehrgefühl und Corpsgeist. So z. B. fraternisirten die Soldaten des Alkibiades nicht mit den kurz zuvor bei Ephesos geschlagenen Leuten des Thrasyllos, bevor letztere in Gemeinschaft mit ihnen ein siegreiches Gefecht bestanden hatten! Das Feldlager bot einen bunten, belebten Anblick nicht nur durch eine Menge von Dienern aller Art, Herolden, Trompetern, Schildträgern, Priestern, Aerzten und Handwerkern, sondern auch durch die Kaufleute und Marketender, die auf Wagen und Lastthieren den Proviant mitführten. Die Truppen wurden von besonderen Fechtmeistern unterwiesen und einexercirt, beschäftigten sich außerdem mit der Zubereitung der Mahlzeiten, mit Opfern und Spielen zur Feier heimischer Feste und hatten bei lustigen Gelagen ihre Freude an Spaßmachern und mimischen Tänzern. — Die Beute, besonders der Erlös aus den Gefangenen, wurde nach Abzug der allgemeinen Ausgaben nach Beendigung des Krieges an die Soldaten vertheilt. Die Griechen thaten dies, als sie das Schwarze Meer erreicht hatten. Manchen, die aus Beutegier und Abenteuerlust ausgezogen waren, glückte es, viel Geld zusammenzuraffen. Sie kamen dann in ihre Heimath zurück und verpraßten gewöhnlich den Gewinn schneller, als er ihnen zugefallen war. Durch ihr Gebahren wurden sie eine stehende Charakterfigur

der Bühne. Sie renommiren gewaltig mit ihren Heldenthaten, sind tölpelhaft und bilden sich ein, beim schönen Geschlecht Furore machen zu müssen. Darum fallen sie den Parasiten als leichte Beute zu, haben meist Unglück in der Liebe und werden überhaupt, wie auch der glorreiche Hauptmann Pyrgopolinikes des Plautus, gefoppt, gerupft und endlich auch geprügelt.

XVII.

Die Leibeigenen und Sklaven.

Wenn man sich darüber wundert, wie es möglich war, daß bei einem Volke, welches den Werth der persönlichen Freiheit so tief erkannte und so hoch schätzte, wie das hellenische, beinahe der ganzen dienenden und arbeitenden Klasse das Recht auf gleichen Anspruch mit den Vollbürgern des Staates entzogen war; wenn man sich deshalb vom christlichen und philanthropischen Standpunkte aus berufen fühlt, das klassische Alterthum dieses Fleckens wegen überhaupt herabzusetzen: so muß man erstens bedenken, daß die Anerkennung der allgemeinen Menschenwürde, welche erst in der neueren Zeit angefangen hat, die Aufhebung der Sklaverei zu veranlassen, der griechischen Nation noch sehr fern lag und daß die griechischen Sklaven fast ausschließlich überwundene oder gekaufte Angehörige fremder Völker waren, die der Hellene ebenso als von Natur sich untergeordnete und zur Knechtschaft bestimmte Geschöpfe betrachtete, wie der heutige Sklavenhalter die schwarzen Parias äthiopischen Stammes. Jede spätere Generation wuchs in der vorgefundenen Annahme einer wirklichen Rassenverschiedenheit auf, und da der freie Bürger gerade der damit beschäftigten Sklaven willen jede Handarbeit haßte und seine ganze Zeit

darauf verwandte, den öffentlichen Versammlungen beizuwohnen, die Redner anzuhören, sich in den Gymnasien zu üben und Feste mit zu feiern, so wäre es ihm wol noch viel schwerer gefallen, seine Sklaven frei zu geben, als dem amerikanischen Plantagenbesitzer; denn wo hätten in Hellas die freien Arbeiter und Diener herkommen sollen?

Selbst die bedeutendsten Philosophen vermochten die Frage über die Rechtmäßigkeit des Sklavenstandes nicht vorurtheilslos zu erörtern. Denn zwar hatten Einige, wie Aristoteles berichtet, schon richtig behauptet, daß es nur dem Gesetze nach Sklaven geben könne, keineswegs aber der Natur nach, die keinen Unterschied zwischen Freien und Unfreien mache, und in einem Fragmente des Komikers Philemon heißt es: „Auch wenn Jemand Sklave ist, besitzt er dasselbe Fleisch und Blut; denn auf der Natur Geheiß wird Keiner je ein Sklave, sondern Fortuna würdigt seinen Leib dazu herab;“ allein Platon, der in seiner Republik freilich nur die letzten Konsequenzen zieht, die sich aus der griechischen Staatsidee ergeben, und von seinem aristokratischen Standpunkte aus den ganzen dritten Stand vom eigentlichen Staatsleben ausschließt, setzt das Sklavenelement ohne Bedenken als nothwendig voraus und findet es recht, daß für Freie und Sklaven verschiedene Gesetze existiren. Daß Aristoteles dasselbe thut, ist eben so wenig zu verwundern, da sich seine Philosophie an das Vorhandene, Empirische durchgängig anschmiegt. Indem er eine besondere Sklaventugend annahm, die eben so wie die des Weibes und des Kindes von der des Mannes verschieden wäre und überhaupt die moralische Tugend von der natürlichen Bestimmung, über Andere zu herrschen, abhängig machte, gelangte er von falscher Voraussetzung zu falschem Schlusse und behauptete endlich ebenfalls der allgemeinen Ansicht seiner Landsleute gemäß, daß die Hellenen, vermöge ihrer größeren geistigen Regsamkeit zum Herrschen bestimmt, nie rechtmäßig zu Sklaven werden könnten, wol aber die Barbaren, die nur unter sich freigeboren,

den Griechen gegenüber sich ins Joch beugen müßten. Daher nennt er auch den Sklaven ein „beseeltes Werkzeug", jedes Werkzeug einen „unbeseelten Sklaven", und sagt, daß sich letzterer hinsichtlich des Gebrauches wenig vom Hausthiere unterscheide. Ueberhaupt ist ihm die unbedingte Nothwendigkeit der Sklaven der letzte Grund der Sklaverei und dies führt ihn auch zu der merkwürdigen Aeußerung: „Wenn die Instrumente auf den bloßen Wink oder Befehl des Herrn ihr Werk verrichten könnten, wie die Dreifüße des Dädalos und Hephästos, so daß das Weberschiff von freien Stücken webte und das Plektron die Laute schlüge, so bedürften weder die Architekten der Gehilfen, noch die Herren der Sklaven." Freilich — und das muß man ferner zur Entschuldigung des Alterthums in Anschlag bringen — war auch das Staatsleben, wie es in Hellas war und wie es nach Platonischen und Aristotelischen Ideen sein sollte, nur unter Voraussetzung der Sklaverei möglich, und ohne dieselbe wäre vielleicht die volle Harmonie des griechischen Wesens in der Geschichte gar nicht zur Erscheinung gekommen. Es war, wie schon angedeutet, nothwendig, daß der Bürgerstand den Handwerksarbeiten und damit zugleich der den Geist niederdrückenden, den Körper ermattenden Mühe um des Lebens Nothdurft entnommen war, damit der zur Theilnahme an der öffentlichen Gewalt berechtigte, freie Bürger in voller Unabhängigkeit sich um die Angelegenheiten des Staates kümmern konnte. Dadurch ist natürlich die Sklaverei keineswegs gerechtfertigt; denn auch bei uns giebt es überall eine auf die niederen Arbeiten des Lebens angewiesene Klasse, die vor dem Gesetze dennoch mit den Anderen auf gleicher Stufe der Berechtigung steht (wenn sich auch sonst ihr Loos in Wirklichkeit wenig von dem der Sklaven unterscheidet); aber man kann einmal nicht dem Nationalstolze der Hellenen etwas zumuthen wollen, das bei den christlichen Völkern so viele Jahrhunderte gebraucht hat, um zur vollen Anerkennung zu gelangen, während es doch klar im

Prinzipe der Religion gelegen hat. Außerdem ist ja der Zustand der aus der Leibeigenschaft Entlassenen noch heute in manchen Ländern viele Jahre nach der Befreiung beinahe noch erbärmlicher als früher, wo sie wenigstens vor dem Hungertode geschützt waren.

Es herrschte unter den Griechen selbst die Annahme, daß es einst eine Zeit gegeben habe, wo die Sklaverei noch nicht eingeführt war. Herodot erwähnt ausdrücklich, daß vor der Zeit der Vertreibung der Pelasger die Athenerinnen sich noch selbst zum Wasserholen bequemt hätten, weil ihnen die Sklaven fehlten, und Pherekrates, ein Vorgänger des Aristophanes, bezeugt es ebenfalls, daß in der frühesten Zeit die Weiber das Getreide auf der Handmühle mahlen und alle häuslichen Arbeiten selbst verrichten mußten. Ja, der freilich schon von seinen Rezensenten im Alterthume der Kritiklosigkeit bezüchtigte Sizilier Timäos erzählt, die Lokrer und Phoker hätten bis auf die makedonische Zeit keine Sklaven gehabt und die Frau des als Anführer im sogenannten heiligen Kriege berühmt gewordenen Philomelos habe sich zuerst auf ihren Ausgängen von zwei Sklavinnen begleiten lassen. Aber von diesen angeblichen Ausnahmen abgesehen, muß man die Entstehung der Sklaverei in Griechenland sehr weit zurück, vielleicht in die Periode der Rohheit und Unsicherheit setzen, die zwischen dem patriarchalischen Pelasgerthume und dem heroischen Zeitalter in der Mitte lag. Denn in dem letzteren, wie es von Homer geschildert wird, war das Sklavenwesen schon allgemein verbreitet. Der Dichter rechnet eine große Anzahl Sklaven zu den Kennzeichen eines reichen Mannes und theilt dem Hause des Odysseus 50 Sklavinnen zu, von denen zwölf täglich in der Mühle beschäftigt sind und zwanzig auf einmal Wasser holen. Die Mehrzahl dieser unfreien Dienerschaft waren allerdings Kriegsgefangene, und dieses Schicksal traf gewöhnlich Weiber und Kinder, da die Männer, die nicht im Kampfe fielen, meist erschlagen wurden; aber es wurde auch bereits Handel und Tausch mit Menschen getrieben.

Handel und Schiffahrt der damaligen Phöniker und Griechen war noch größtentheils Freibeuterei, und die aus fernen Ländern geraubten Thiere und Menschen wurden nach anderen gebracht und vertauscht. Dieses Loos hatte die Wärterin des Odysseus, Eurykleia, gehabt, für welche Laertes zwanzig Rinder zahlte, und der treue Eumäos, ursprünglich ein Königssohn. Auch im Lager von Troja tauschten die Griechen schon Sklaven gegen Wein und andere Bedürfnisse. Die Behandlung, die nach Homer den Sklaven zu Theil ward, ist mild und human und bildet einen grellen Kontrast zu der geringschätzigen und drückenden von Seiten der späteren, besonders der römischen Herren. Der Abstand zwischen den Freien und Sklaven war trotz der Rechtlosigkeit der letzteren doch keine große Kluft. Es herrschte ein freundliches und ziemlich vertrautes Verhältniß zwischen Herren und Dienern, und oft nähert sich die Stellung des Sklaven dem eines Familiengliedes. Die Frau des Hauses sitzt mitten unter ihren Sklavinnen, die sie durch ihre Unterhaltung aufheitern, läßt sich von den älteren ganz herzlich „mein Kind" anreden und nennt sie dagegen „Freundinnen" und „Mütterchen." Die Prinzessin Nausikaa wäscht mit ihren Sklavinnen zusammen Kleider, nimmt in ihrer Gesellschaft ihr Mahl ein und spielt mit ihnen Ball. Odysseus und Telemach lassen sich bei der Begrüßung von den Dienern und Dienerinnen freundschaftlich auf Haupt und Schultern küssen. Der Sauhirt Eumäos, wie der Rinderhirt Philoitios, wird in Anerkennung seiner persönlichen Tüchtigkeit „der göttliche" genannt und beide erhalten von Odysseus das Versprechen: „Ich will Euch ein Weib und Güter zum Eigenthum geben und Euch in meiner Nähe Häuser bauen und Ihr sollt mir Freunde und Brüder meinem Telemach sein." Die Treue und Pflichterfüllung der Sklaven ist überall rühmlich und von Strafen werden nur zwei Fälle erwähnt, wo der an dem Herrn verübte Verrath mit dem Tode vergolten wird. Neben den eigentlichen Sklaven noch Leibeigene bei Homer nachzuweisen, wie sie in späterer Zeit als

Unterthanen der herrschenden Bevölkerung sich in verschiedenen Ländern vorfinden, ist nicht möglich, und es fällt nicht unwahrscheinlich deren Entstehung erst in die Zeit nach dem trojanischen Kriege, besonders in die Periode der dorischen Wanderungen und Eroberungszüge. Denn man findet sie besonders da, wo dorische Stämme sich eingedrängt haben. Am bekanntesten in dieser Beziehung ist der leibeigene Bauernstand Lakoniens, die Heloten. Sie werden von einigen alten Schriftstellern als Staatssklaven bezeichnet und insofern nicht mit Unrecht, als sie vom Staate den Einzelnen zum Gebrauch überlassen wurden, ohne daß die Besitzer das Recht hatten, sie zu verkaufen, freizulassen oder vom Gute zu trennen. Der Staat benutzte sie auch in Kriegszeiten als Schildknappen, Troßknechte und Leichtbewaffnete. Von dem Ertrage der Aecker hatten sie den Herren eine Abgabe von ungefähr 82 preußischen Scheffeln Gerste für jedes Ackerloos und eine verhältnißmäßige Quantität Oel und Wein abzuliefern. Wie viel ihnen selbst dann geblieben, läßt sich nicht ermitteln, da man weder die Größe der unter sich gleichen Güter, noch die Zahl der sie bearbeitenden Leibeigenen kennt. Aber es war mit einem Fluche belegt, mehr von ihnen zu verlangen, und daß sie etwas erübrigen konnten, sieht man daraus, daß der König Kleomenes, der Dritte, 750,000 Thlr. zusammenbrachte, als er im Kriege gegen Antigonos allen Heloten die Freiheit gab, die 125 Thlr. erlegen konnten. Nichtsdestoweniger war die Lage der Heloten im Allgemeinen eine sehr gedrückte und ihr Verhältniß zu den scharf von ihnen geschiedenen Spartiaten ein fortwährend gespanntes, ja feindseliges. Plutarch sagt, in Sparta sei der Freie am meisten frei und der Sklave am meisten Sklave gewesen. Die Staatsgewalt wachte ängstlich darüber, daß die Leibeigenen in Sitte und Verhalten innerhalb der peinlich vorgeschriebenen Grenzen blieben, und scheute kein Mittel, ihre Herrschaft über die den Spartanern zwanzigfach überlegene Mehrzahl zu behaupten. So ließ man die jungen Leute vor ihrem Eintritte in

den Kriegsdienst unter den Waffen das Land durchstreifen, von versteckten Schlupfwinkeln aus das Thun und Treiben der Heloten beobachten und Gesetzwidrigkeiten augenblicklich ahnden. Noch schlimmer ist, was Thukydides aus der Zeit des peloponnesischen Krieges erzählt, wo die Heloten und Messenier sich mehrmals empört hatten. „Die Lakedämonier," sagt er, „die immer mit einer Menge Sicherheitsmaßregeln gegen die Heloten beschäftigt waren, hatten nun sogar aus Furcht vor der rüstigen Jugend und der Ueberzahl derselben zu folgendem Mittel ihre Zuflucht genommen. Sie ließen bekannt machen, daß sie diejenigen, die sich anheischig machten, am tapfersten wider den Feind zu kämpfen, aussondern wollten, um ihnen die Freiheit zu geben. Dies geschah aber, um sie zu versuchen, indem die Lakedämonier überzeugt waren, daß jeder, der sich der Freiheit vorzüglich werth achtete, auch den Muth haben würde, Hand an seinen Herrn zu legen. Sie wählten also zweitausend, die, mit Kränzen geschmückt, nach verschiedenen Tempeln zogen, als ob man ihnen die Freiheit geschenkt hätte. Nicht lange nachher aber wurden sie alle heimlicher Weise aus dem Wege geräumt, und Niemand erfuhr, was aus ihnen geworden war." Gleich den Heloten waren auch die alten Landeseinwohner auf Kreta von den dorischen Siegern geknechtet worden. Die Alten theilen dieselben in zwei Klassen, die Klaroten oder Aphamioten, welche, wie die Heloten, die den Privaten zuertheilten Ländereien bebauten, und die Mnoiten, welche auf den beträchtlichen Staatsdomänen arbeiteten und wie die früheren russischen Domänen- oder Kronbauern ein erträglicheres Loos hatten. Nach Strabon hatten auch die megarisch-dorischen Erbauer des pontischen Heraklea die dort hausenden Mariandyner zu einem hörigen Verhältniß gezwungen und verkauften sie auch unter sich, jedoch nicht aus dem Lande.

Verhältnißmäßig am besten aber scheinen sich die Penesten gestanden zu haben, äolische Einwohner Thessaliens, die sich den unter heraklidischen Fürsten eindringenden thesprotischen Thessa-

liern unter der Bedingung ergeben hatten, daß sie von den Siegern nicht außer Landes geschafft und nicht getödtet werden sollten; dagegen entrichteten sie eine bestimmte Abgabe von dem Lande, das sie bebauten. Wie der Geschichtschreiber Archemachos aus Euböa behauptet, waren viele Penesten reicher als ihre Herren. Außerdem gab es noch in Sikyon, Argos und Byzanz leibeigene, an die Scholle gebundene Sklaven. In Attika und im übrigen Griechenland fehlt diese Klasse ganz und die Sklaven waren dort immer freies Besitzthum, das von einer Hand in die andere überging. Während aber in den nachhomerischen Zeiten das Bedürfniß nach Sklaven stieg, nahm die Zahl der Befehdungen und damit die der Kriegsgefangenen ab. In den Kriegen der Griechen untereinander wurde es ferner bald stehende Sitte, die Gefangenen gegen Lösegeld frei zu geben, weil sich das Nationalgefühl sträubte, Angehörige desselben Stammes zur Dienstbarkeit zu erniedrigen. Diese Rücksicht wurde nur in Fällen besonderer Erbitterung aus den Augen gesetzt, wie während des peloponnesischen Krieges zwischen Athen und der Insel Samos, indem die Athener den kriegsgefangenen Samiern ihr Stadtwappen, die Eule, auf die Stirn brannten, die Samier dagegen den Athenern ein Schiff. In einigen durch das Staats- oder Privatrecht bedingten Fällen konnte freilich in Athen selbst der Freigeborene leibeigen werden, z. B. der aus Kriegsgefangenschaft Losgekaufte, wenn er seinem Befreier das Lösegeld nicht zurückzahlte, der Fremde, der sich ins Bürgerrecht eingeschlichen hatte, der Schutzgenosse, wenn er die Abgaben nicht zahlte, der Freigelassene, wenn er die seinem Patrone schuldigen Pietätspflichten verletzte. Die Knechtung und der Verkauf des armen, verschuldeten Volkes von Seiten der reichen, vornehmen Gläubiger war durch die Solonische Gesetzgebung gründlich beseitigt worden. Außer den genannten Fällen wurden in der historischen Zeit alle Sklaven, die außer den im Lande geborenen nöthig waren, um das Bedürfniß zu decken, aus barbarischen Ländern importirt.

Die Insel Chios hatte im Alterthume den zweifelhaften Ruhm, am frühesten regelmäßigen Sklavenhandel getrieben zu haben. Dort wurden auch die Landgüter von gekauften Barbaren bestellt, und die üppigen und reichen Insulaner hatten ihren Ueberfluß an solcher Bevölkerung später schwer zu bereuen. Schon während des peloponnesischen Krieges gingen die chiischen Sklaven zahlreich zu den Athenern über und thaten ihren Herren besonders wegen ihrer Ortskenntniß großen Schaden. Auch später brauchte der athenische Söldnerführer Iphikrates nur im benachbarten Mitylene zu äußern, er müsse eine Menge Schilde anfertigen lassen, um sie den Sklaven der Chier zu senden, als die Insulaner in Furcht geriethen, ihm Geld schickten und ein Bündniß schlossen. Die von den Chiern aber längst gefürchtete Gefahr einer allgemeinen Empörung erschien endlich nach der Zeit Alexanders des Großen. Damals stellte sich ein gewisser Drimakos an die Spitze der entlaufenen Sklaven und spielte die Rolle eines Toussaint-Louvertüre mit vielem Glücke. Die Chier wurden in allen Gefechten geschlagen und mußten sich endlich vertragsweise gefallen lassen, daß der Sklavenhauptmann aus den Magazinen so viel, als er brauchte, entnahm, wogegen er versprach, alle Sklaven, die ohne triftigen Grund entlaufen würden, ihren Herren zurückzusenden. Unter seinen Leuten hielt er die strengste Zucht. Als er aber alt wurde, ließ er sich von einem Günstlinge das Haupt abschlagen, um ihm den auf dasselbe gesetzten Preis zuzuwenden. Nach seinem romantischen Ende litten die Chier wieder schweren Schaden von den Sklaven und verehrten schließlich den verkannten Drimakos als einen gegen Sklavenhinterlist schützenden Halbgott! Nach Nikolaos aus Damaskos und Posidonios wurden die Chier endlich von Mithradat, dem Großen, alle zu Sklaven gemacht und gebunden ihren eigenen Sklaven überliefert, um nach Kaukasien (Kolchis) transportirt zu werden. Athenäos sieht darin nur eine göttliche Vergeltung für die abscheuliche Erfindung des Sklavenhandels. In der Zeit des

gesunkenen Hellas erhob sich außerdem das heilige Eiland Delos zu einem Hauptstapelplatze des Sklavenhandels. Strabon erzählt, daß durch die Sorglosigkeit der kilikischen und syrischen Könige in jenen Gegenden sich die Seeräuberei gemehrt habe, daß der große Gewinn, den sie aus dem Menschenhandel zogen, außerordentlich verlockend für die Flibustier gewesen sei, daß die Könige von Aegypten, Kypern und die Rhodier, zum Theil aus Feindschaft gegen die Syrer, diesem Handwerke durch die Finger gesehen und daß die Römer sich wenig um das gekümmert hätten, was jenseits des Tauros vorging. Auf diese Weise wären oft an einem einzigen Tage Myriaden gekauft und verkauft worden und der Absatz hätte so leicht stattgefunden, daß es zum Sprichwort ward: „Auf Delos landen, abladen und verkaufen ist Eins." In Kleinasien waren es vorzüglich die Provinzen Lydien, Phrygien, Mysien, Paphlagonien, Kappadokien, welche die Sklaven lieferten; außerdem Thrakien und die nördlichen skythischen Länder. Natürlich war auch der Sklavenmarkt in Athen ein vielbesuchter; die dazu bestimmten Orte selbst hießen, wie überhaupt die einzelnen Abtheilungen des athenischen Marktes: „Ringe", und wir bekommen eine Vorstellung von ihnen aus einem Fragmente Menanders, wo es heißt: „Bei den Göttern, fast kommt es mir vor, als sähe ich mich schon in den Ringen ausgekleidet, im Kreise herumlaufen und verhandelt werden." Wie in Rom machte auch hier das Gesetz den Händler für bedeutende Fehler und Gebrechen verantwortlich. Der Streit wurde nach Platon vor Aerzten verhandelt die die Parteien mit gegenseitiger Uebereinstimmung wählten, und wenn der Beklagte des absichtlichen Betruges überführt wurde, so mußte er das Doppelte des Kaufpreises, sonst nur die erhaltene Summe bezahlen. Der Markt war in Athen aber kein stehender, sondern wurde, wie unsere Jahrmärkte, in längeren Zwischenräumen und zwar, wie es scheint, jedes Mal am letzten Monatstage gehalten, an welchen Terminen überhaupt ein größerer Geschäftsverkehr herrschte, da

die Landbewohner sich an denselben in großer Zahl einstellten. In den „Rittern“ des Aristophanes heißt es an einer Stelle: „Dieser kaufte am vergangenen Neumonde einen Sklaven, einen paphlagonischen Gerber,“ und in Alkiphrons Briefen erzählt Jemand, daß er des Kauftages wegen einen Sklaven „Neumond“ getauft habe. Ein vielbesuchter Sklavenmarkt scheint auch in dem am südlichen Vorgebirge Attika's liegenden Städtchen Sunion abgehalten worden zu sein. Wenigstens sagt der Parasit Phormio bei Terenz zur Ausrede, er wolle nach Sunion auf die Messe gehen, um eine Sklavin zu kaufen. Wer zur Strafe in die Sklaverei verkauft wurde, den versteigerte wahrscheinlich ein Herold, und wie es dabei zuging, läßt sich vielleicht aus der scherzhaften Philosophenversteigerung Lukians erkennen.

Die Preise waren je nach dem Werthe des Artikels sehr verschieden. Xenophon sagt in den Denkwürdigkeiten des Sokrates: „Unter den Sklaven ist mancher zwei Minen (50 Thlr.) werth, mancher nicht einmal die Hälfte, mancher fünf Minen (125 Thlr.), mancher auch zehn; Nikias soll für einen Aufseher in den Silberbergwerken gar ein Talent (1500 Thlr.) gezahlt haben.“ Ebenso heißt es bei Platon: „Einen Handwerkssklaven kauft man für fünf oder höchstens sechs Minen, einen Baumeister wol kaum für zehntausend Drachmen (= 100 Minen oder 2500 Thlr.).“ Demosthenes veranschlagt die Stahlklingenarbeiter seines Vaters auf je drei bis fünf Minen, die Bettgestellmacher aber nur auf durchschnittlich zwei. Hetären und Zitherspielerinnen werden bei Plautus und Terenz mit 500—700 Thlrn. bezahlt, und auch die durch Demosthenes berüchtigt gewordene Abenteuerin Neära wurde von der Kupplerin für 750 Thlr. verkauft. Neben den gekauften Barbaren, die Platon „unbestreitbare Sklaven“ nennt, gab es natürlich noch viele von Sklavinnen geborene Sklaven. Die meisten derselben mögen wol aus dem Umgange der Sklavinnen mit Freien entstanden sein; doch waren auch Sklavenehen erlaubt, wenn die Herren nichts dagegen einzu-

wenden hatten. Der Zahl nach besaß Attika nicht die meisten Sklaven, sondern nächst den Chioten kamen nach Aristoteles die Aegineten mit 470,000, dann Korinth mit 460,000 Sklaven. Ueber Athen berichtet Athenäos nach dem Annalisten Ktesikles, daß eine von Demetrios Phalereus 309 v. Chr. angestellte Volkszählung: 21,000 Bürger, 10,000 Schutzgenossen und 400,000 Sklaven ergeben habe. So fällt es denn gar nicht auf, daß im peloponnesischen Kriege auf einmal 20,000 Sklaven nach dem von den Spartanern besetzten Dekeleia entliefen!

Zur Bedienung und zu den Verrichtungen, die heutzutage gemiethetes Hausgesinde übernimmt, haben die Griechen im Ganzen nicht so viele Individuen verwendet als die Römer. Wie viele der Anstand ungefähr erforderte, ist aus einzelnen Stellen ersichtlich. Der Verräther Aeschines z. B. will seine Unbestechlichkeit darthun, indem er in einem Briefe schreibt: „Nachdem ich so viele Talente als Miethling Philipps und dann Alexanders und als Verräther der Phoker und der griechischen Freiheit hätte einnehmen müssen, sitze ich hier mit sieben Sklaven.“ Beim Ausgehen ließen sich die Männer gewöhnlich von einem Diener begleiten, den ängstliche Herren sich vorauszugehen befahlen! Eine größere Anzahl war auffallend und Demosthenes wirft es deshalb seinem Feinde Midias vor, daß er mit einem Gespanne weißer sikyonischer Rosse fahre und mit drei oder vier Bedienten über den Markt fege, und ebenso Apollodoros, dem verschwenderischen Sohne Pasions, daß er drei Sklaven hinter sich her gehen lasse. Die Frauen begnügten sich dagegen gar nicht lange mit der ihnen auf ihren seltenen Ausgängen gestatteten einen Dienerin. Plutarch erzählt, daß Phokions Frau sich nur von einer Sklavin begleiten ließ und daß deshalb einst ein Athener, der die Ausstattung des dramatischen Chores zu besorgen hatte, im Streite mit einem Schauspieler, welcher für seine Weiberrolle eine große Zahl von Begleiterinnen verlangte, laut im Theater ausrief: „Siehst Du nicht, daß Phokions Frau immer nur mit einer Sklavin aus-

geht? Du verdirbst nur die Weiber und machst sie üppig!" Das Publikum nahm diese Improvisation mit großem Applause auf. Hundert Jahre später hatte man sich längst über derartige Einfachheit hinweggesetzt. In einem Stücke des ungefähr 270 v. Chr. lebenden Dichters Machon heißt es von einer ziemlich lockeren Dame: „Während des Festes begab sie sich in den Piräus hinab zu einem fremden Kaufmanne, in ärmlichem Aufzug, auf einem Maulesel mit drei Eselchen, drei Dienerinnen und einer jungen Amme." In den kleinasiatischen Städten und während der Römerherrschaft auch in Griechenland war die Zahl der begleitenden Zofen und Eunuchen eine noch viel bedeutendere. Für besondere Geschäfte in größeren Häusern waren ferner als Diener angestellt: erstens der Haushofmeister, zuweilen auch eine Schaffnerin. Sie hatten den ganzen Haushalt unter sich, gaben das Nöthige aus den Vorrathskammern her und hielten die Thüren derselben nach griechischer Sitte unter Siegel. Dann gab es noch besondere Einkäufer für den Markt, da es sich für die Hausfrau keineswegs ziemte, zum Krämer und Viktualienhändler zu gehen. Doch fand sich das Amt des Einkäufers nur in wenigen Häusern von Sklaven besetzt: im Allgemeinen galt es als Regel, daß der Mann selbst einkaufte, und ein gewisser Linkeus von Samos hatte sogar eine Anleitung für Herren geschrieben, wie man sich beim Einkaufe vor Schaden schützen könnte! Endlich bediente man sich natürlich der Sklaven als Mundschenke, Pädagogen, Wasserträger, Thürhüter, auch Weber, Sticker u. s. w.

Zu der männlichen Dienerschaft kam ein ansehnliches Personal von Sklavinnen hinzu, das zum Reinhalten des Hauses, zur Wartung der Kinder, zur Fertigung vieler häuslichen Bedürfnisse, die wir fertig zu kaufen pflegen, zum Mahlen und endlich zur speziellen Bedienung der Hausfrau nöthig war. An der Spitze der Zofen stand die eigentliche Kammerjungfer, gewöhnlich eine im Hause geborene und auferzogene jüngere Sklavin. Eigentliche Luxussklaven, Musiker, Tänzer und Schau=

spieler fingen die Griechen erst an sich zu halten, als römische Sitte bei ihnen Eingang gefunden hatte. Wol aber kauften sich reichere Leute zum Prunke Neger und Eunuchen. Theophrast rechnet es zu den charakteristischen Merkmalen eines in kleinlichen Dingen ehrsüchtigen Menschen, wenn Jemand Sorge dafür trage, daß ihn ein Schwarzer auf der Straße begleite, und im Eunuchen des Terenz sagt der Liebhaber zu der Buhlerin: „Hast Du je bemerkt, daß meine Freigebigkeit Grenzen habe? Habe ich Dir nicht sofort auf Deinen Wunsch ein Mädchen aus Aethiopien geschafft? Dann wolltest Du einen Eunuchen haben, weil blos große Herrschaften solche halten: ich habe einen gefunden und gestern für beide 20 Minen gezahlt.“

Eine große Anzahl der attischen Sklaven bearbeitete nun wol auch unter Aufsehern, die ebenfalls Sklaven waren, die Landgrundstücke ihrer Herren. Aber dennoch würden alle die genannten Verrichtungen nicht hinreichen, die große Sklavensumme im Ganzen zu erklären, wenn nicht der größere Theil als Handwerker und Tagelöhner beschäftigt gewesen wäre. Die Griechen waren eben als Sklavenhalter mehr auf den Nutzen bedacht und auf die Zinsen, die der Kaufschilling tragen mußte, als die Römer, für welche die Sklaven größtentheils der Eitelkeit und Bequemlichkeit wegen da waren. Deutlich spricht dies Athenäos aus, wenn er sagt: „Sehr viele Römer besitzen 10,000 und 20,000 und noch mehr Sklaven, nicht der Einkünfte halber, sondern meistens, um sich damit öffentlich zu zeigen.“ Selbst der arme Bürger zu Athen suchte sich einen Sklaven zu erschwingen, der ihn in seinem Handwerke als Geselle unterstützte und vertrat. Ja, jener arme Krüppel, für den der Redner Lysias eine launige Vertheidigungsrede fertigte und der vom Staat täglich einen Obolos (16 Pf.) Unterstützung erhielt, klagt darüber, daß er sich noch keinen Sklaven habe kaufen können, der das Handwerk für ihn selbst treibe! Viele Griechen legten nun aber auch für solche Gewerbe, die ein

größeres Kapital zur Anschaffung des Materiales erforderten, Fabriken an und ließen, oft ohne etwas vom Geschäfte zu verstehen, ihre Sklaven unter Aufsehern für ihre Rechnung arbeiten. So war es bei dem älteren Demosthenes der Fall; auch Lysias und sein Bruder Polemarch beschäftigten 120 Sklaven in einer Schildfabrik. Wie schon erwähnt, hatten die 32 Stahlarbeiter des Demosthenes durchschnittlich 4 Minen = 100 Thlr., also im Ganzen 3200 Thlr. im Ankaufe gekostet. Der Redner rechnet nun in der ersten Rede gegen seinen ungetreuen Vormund Aphobos aus, daß diese Fabrik jährlich 30 Minen = 750 Thlr. Nettogewinn abwarf, also über 23 Prozent. Die 20 Sklaven der Bettgestellfabrik hatten einen Preis von 40 Minen = 1000 Thlr. gehabt und ergaben 12 Minen Gewinn = 30 Prozent. Auf diese Weise gelangten Viele zu Reichthum, wie auch z. B. der Vater des Isokrates durch eine Flötenfabrik so viel Vermögen erwarb, daß er die Kosten der Staatsleistungen tragen und seinen Söhnen eine anständige Erziehung geben konnte. Am meisten rentirte der Grubenbetrieb durch Sklaven. So beschäftigten der reiche Nikias 1000, ein gewisser Hipponikos 600, Philemonides 300 theils in den Silbergruben Laurions, theils am Pangäos in Thrakien, und Xenophon meint, daß überhaupt viele Myriaden Sklaven auch von Seiten des Staates vortheilhaft in den Bergwerken beschäftigt werden könnten. Man blieb aber bei der eigenen Ausnutzung der Menschenkräfte nicht stehen, sondern wucherte mit dem Kapitale und zwar auf bequemere und sichere Weise noch weiter, indem man die Sklaven gegen einen höheren oder geringeren Zins je nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit vermiethete, wobei der Pachter natürlich die Zahl stets voll erhalten mußte. So verdingte der genannte Nikias seine 1000 Bergleute an den Thrakier Sosias gegen einen täglichen Zins von einem Obolos für den Kopf. Es beträgt dies jährlich gegen 15,100 Thlr. und ergiebt also, den Bergwerkssklaven zu 40 Thlr. Werth gerechnet, gegen 38 Prozent! Der Obolos



scheint überhaupt die gewöhnliche tägliche Abgabe von den Bergwerkssklaven gewesen zu sein; denn wenn Hipponikos für 600 Mann täglich eine ganze Mine und Philemonides für 300 eine halbe einnahm, so bleibt das Verhältniß ganz dasselbe. Aber auch andere Sklavenbesitzer ließen sehr oft ihre Sklaven auf eigene Faust sich nähren und sich, nach Art des früheren russischen Obroks, eine bestimmte Abgabe zahlen. Timarchos, der Gegner des Aeschines, besaß 9—10 Schuhmachersklaven, von denen ihm jeder täglich 2 Obolen und der Vorsteher 3 entrichtete. Auf ähnliche Art nahmen solche Sklaven Ernten und Weinlesen in Pacht, vermietheten sich als Kutscher, Bediente und Handarbeiter jeder Art, und auch die Tagelöhner, die nach Art unserer Eckensteher am Markte auf Arbeit warteten, waren wol größtentheils Sklaven. In derselben Weise lieh man ferner dem Staate seine Sklaven zum Ruder- und Matrosendienste auf die Flotte. Außerdem wurden in Schenken und Garküchen, selbst bei Krämern, Geldwechslern und Großhändlern. die Geschäfte durch Sklaven besorgt und manche solche Kommis genossen großes Vertrauen und machten weite Reisen für ihre Herren. Der Verdienst der auf eigene Rechnung arbeitenden Sklaven muß nach der Arbeit verschieden gewesen sein und läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen. Die Philosophen Menedemos und Asklepiades sollen nach Athenäos als arme Jünglinge vor den Areopag zitirt und gefragt worden sein, wovon sie lebten, ohne Vermögen zu besitzen. Da sei es denn an den Tag gekommen, daß sie des Nachts sich bei einem Müller vermietheten und für jedes Mal 12 Obolen oder 2 Drachmen (15 Sgr.) erhielten. Die Arbeit an der Hand- oder Stampfmühle, der Schrecken auch der römischen Sklaven, war wol beschwerlich und wird selten freiwillig gesucht worden sein, aber im Allgemeinen ist doch anzunehmen, daß der Arbeitslohn eines fleißigen Sklaven die 4 Obolen des Kriegssoldes überstiegen habe. Bei dieser Einträglichkeit des Sklavenbesitzes war die vom athenischen Staate erhobene Sklavenpersonalsteuer

von 3 Obolen für den Kopf sehr mäßig. — Eine eximirte Stellung unter den Sklaven nahmen die öffentlichen ein. Sie bewegten sich freier, eben weil kein Einzelner ihr Herr war, hatten ihren besonderen Hausstand und wurden als Diener der öffentlichen Beamten benutzt, als Herolde, Schreiber, Büttel, Henker, Gefangenwärter, Münzarbeiter u. s. w. Zu ihnen gehörten auch die als Polizeiwache fungirenden skythischen Bogenschützen, die Anfangs 300, dann 600 und selbst 1200 Mann stark waren. Nach Aristoteles machte sogar einst ein gewisser Diophantos den Vorschlag, daß der Staat zur Beschaffung aller Handwerksarbeiten für öffentliche Zwecke Sklaven verwenden sollte, was aber nicht zur Ausführung kam.

Wenn ein neu gekaufter Sklave in das athenische Haus trat, wurde er zum Herde getragen, dort niedergesetzt und dann mit Datteln, Backwerk, Mandeln, Feigen und Nüssen überschüttet. Da dieselbe Sitte beim Empfange eines neuen Brautpaares herrschte, so könnte man leicht dies Symbol auf eine angenehme und glückliche Zukunft des armen Burschen zu deuten geneigt sein. Es galt jedoch die gute Vorbedeutung, die man erzielte, nicht dem Sklaven, sondern dem Hause, auf das der über ihn ausgeschüttete Reichthum gleichsam herabträufeln sollte. Das Schicksal, welches ihn selbst erwartete, richtete sich natürlich nach dem Vermögen, dem Bildungsgrade, der Gemüthsart des Herrn. Im Allgemeinen aber zeichnete sich die Behandlung der Sklaven in Griechenland vor der römischen vortheilhaft aus und namentlich genossen die Athener, wie in anderen Dingen, so auch den Sklaven gegenüber des Rufes einer größeren Humanität. Aristoteles sieht in der Ungebundenheit der attischen Sklaven eine Rückwirkung der freien Verfassung; viel zum vertraulicheren Verkehre zwischen Herren und Sklaven, von dem die Komiker auf jeder Seite Belege liefern, trug aber auch jedenfalls die größere Elastizität und Geschmeidigkeit des ionischen Stammcharakters bei und nebenher die Furcht vor Empörung bei starkem Drucke. Die Ge-

schwätzigkeit der griechischen Sklaven bildet einen grellen Gegensatz zum stummen Gehorsam der römischen. Demosthenes sagt zu seinen Mitbürgern: „Ihr glaubt ja auch sonst, daß die Freimüthigkeit im Reden allen Einwohnern des Staates gemeinsam sein müsse, und laßt daher sowol die Fremden als auch die Sklaven an derselben Theil nehmen, und man kann wol bei Euch viele Sklaven finden, die mehr Freiheit haben, zu reden was sie wollen, als in einigen anderen Staaten die Bürger selbst." Wie ganz anders klingt, was Seneka in einem Briefe schreibt: „Die unglücklichen Sklaven dürfen nicht einmal zum Sprechen die Lippen rühren; durch die Ruthe wird jedes Murmeln im Zaume gehalten, und nicht einmal zufällige Dinge sind von Schlägen ausgenommen, wie Husten, Niesen, Schluchzen; hart wird jeder die Stille unterbrechende Laut gebüßt, und so stehen sie nüchtern und stumm die ganze Nacht hindurch."

Die Namen der griechischen Sklaven bezeichneten entweder ihre Herkunft und Nation oder es waren wirklich griechische. Nur gewisse Namen, denen Religion oder Geschichte eine höhere Bedeutung verliehen hatte, scheute man sich den Sklaven beizulegen, z. B. die der Freiheitshelden Harmodios und Aristogeiton. Auch in ihrer äußeren Erscheinung unterschieden sie sich nicht von dem freien Handwerker. Wie die ganze arbeitende Klasse trugen sie einen Chiton oder Leibrock, der nur ein Armloch für den linken Arm hatte, während der rechte und die Hälfte der Brust vollkommen unbedeckt blieb; dazu kam eine eiförmige Leder- oder Filzkappe und im Winter Schuhe. Nur am kurz geschorenen Haupthaar erkannte man den Sklaven, während der attische Bürger je nach seinem Geschmacke und der Mode das Haar bald länger, bald kürzer geschnitten oder gelockt trug. Es war ferner keinem Freien erlaubt, einen fremden Sklaven zu schlagen, und auf die von dem Herrn deshalb angestellte Kriminalklage konnt der Schuldige in schwere Geldstrafe verurtheilt werden. Auch insofern war die Gesetzgebung mild gegen die Sklaven, als sie im

Gegensatze zu der römischen dem Herrn nicht erlaubte, seine Sklaven zu tödten. „Selbst diejenigen, welche ihre Herren ermordet haben," sagt der Redner Antiphon, „sogar wenn sie auf frischer That ertappt werden, können nicht von den Angehörigen getödtet werden, sondern werden nach unseren Gesetzen der Obrigkeit übergeben." Dennoch genügte, wie aus einer anderen Stelle desselben Schriftstellers erhellt, für den, welcher seinen Sklaven getödtet hatte, die gewöhnliche Blutsühnung durch Gebet und Opfer. Dann kam den mißhandelten Sklaven auch das Asylrecht der Tempel zu Gute. In Athen diente ihnen besonders der Tempel des Theseus als Zufluchtsstätte und sie konnten von dort aus darauf antragen, an einen anderen Herrn verkauft zu werden. Waren ihre Klagen freilich ungegründet, so wurden sie genöthigt in das Haus zurückzukehren. Als die Spartaner im dritten messenischen Kriege die in den Tempel Poseidons auf dem Vorgebirge Tänaron geflüchteten Heloten herausgerissen und hingerichtet hatten, betrachtete man das bald nachher erfolgende Erdbeben als eine Strafe für jene Versündigung. Endlich gab es in manchen Staaten, wie in Thessalien, Trözen und Kreta, Sklavenfeste nach Art der römischen Saturnalien, während welcher die Sklaven auch einmal die Rolle der Herren spielen durften. Auch das seltene Vorkommen von Sklavenaufständen im eigentlichen Griechenland spricht für ein erträglicheres Loos. Nur einmal in der attischen Geschichte wird eine Empörung der lauriotischen Grubensklaven erwähnt, die ihre Wächter niedermachten, das Fort von Sunion eroberten und lange Zeit Attika brandschatzten. Aber trotz aller jener Einrichtungen zur Erleichterung des Sklavenjoches blickte dennoch auch in Athen allenthalben die Geringschätzung der Person und die Mißachtung der natürlichen Rechte deutlich durch. Selbst das Verbot, einen fremden Sklaven zu schlagen, erklärt Xenophon nur durch die Rücksicht auf eine mögliche Verwechselung der Freien mit Sklaven. Obgleich sie dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen



durften, so war ihnen doch durch ein Solonisches Gesetz der Besuch der Gymnasien und Ringschulen verboten und ebenso der Volksversammlungen. Hinsichtlich des Eigenthumsrechtes war die Willkühr des Herrn ohne Schranken; er konnte den Sklaven verkaufen, verschenken, sogar verpfänden. Wenn ihm auch das Recht über Leben und Tod nicht zustand, so konnte er ihn doch züchtigen, wie er wollte. Und hinsichtlich der Strafen machte selbst Platon grundsätzlich einen Unterschied zwischen Freien und Leibeigenen. Zurechtweisung, sagt er, und Warnungen gehörten nur für Freie, bei den Sklaven müßten strengere Mittel angewendet werden; noch deutlicher äußert sich Demosthenes in folgenden Worten: „Wenn Ihr bei Euch selbst erwägen wollt, welcher Unterschied zwischen einem Sklaven und einem Freigeborenen sei, so werdet Ihr denselben hauptsächlich darin finden, daß bei den Sklaven der Körper für alle Vergehungen büßt, bei Freien aber dieses Züchtigungsmittel nur im äußersten Falle zur Anwendung kommt.“ Schläge wurden wol am häufigsten ertheilt; auch Fußfesseln wurden oft angelegt, um das Entlaufen zu hindern, und in den attischen Bergwerken sollen alle Sklaven gefesselt gearbeitet haben. Auch Halseisen und Handschellen wendete man der Sicherheit wegen an. Eine Strafe dagegen war es, mit den Füßen in den Block gelegt zu werden, und von noch schlimmerer Art war ein Holz, das fünf Löcher für Hals, Hände und Füße hatte. Den Dieben und Läuflingen wurde ein Zeichen auf die Stirne gebrannt, was natürlich die Inhaber später auf jede Weise zu verbergen trachteten. Daher heißt es bei Diphilos von einem betrüglichen Fischhändler: „Er ließ sein Haar wachsen, als wäre es einer Gottheit geweiht; dies war aber nicht der wahre Grund, sondern als Gebrandmarkter trug er dasselbe als Vorhang der Stirn.“ Zu Alexander des Großen Zeit etablirte der Rhodier Antigenes, als Oberbeamter in Babylonien, eine Sklavenversicherungsbank, indem er gegen Erlegung von 2 Thalern für den Kopf entweder die entlaufenen Sklaven wie-

herzuschaffen oder den Kaufpreis zu zahlen versprach. Freilich beruhte diese erste Assekuranz auf reinem Schwindel! Denn Antigenes bereicherte sich durch die Prämien und ließ die ihm untergebenen Satrapen für den Schadenersatz aufkommen. Wenn ferner auch bei Mißhandlungen, welche die Sklaven von Fremden erfuhren, der Herr das Recht der Klage hatte, so war es für sie doch schmachvoll, daß ihnen alle Gegenwehr und Selbsthilfe verboten war. Platon sagt im „Gorgias": „Es kommt dem Manne nicht zu, Beleidigungen zu erdulden, sondern nur dem Sklaven, für welchen der Tod wünschenswerther ist, als das Leben, weil er weder sich gegen Mißhandlungen und Beleidigungen wehren kann, noch irgend einen Anderen dagegen schützen."

Noch weiter und am schimpflichsten wird ihre Rechtsunfähigkeit bezeugt durch die Ungiltigkeit aller ihrer Aussagen vor Gericht, die nicht durch die Folter erzwungen waren. Ja man legte diesen durch körperliche Qualen erpreßten Sklavenaussagen eine größere prozessualische Beweiskraft bei, als den Zeugnissen und Eiden freier Leute. Geradezu spricht dies der Redner Isäos in den Worten aus: „Wenn Sklaven und Freie vor Gericht stehen und es soll etwas bei der Untersuchung herauskommen, so bedient Ihr Euch nicht der Zeugnisse der Freien, sondern foltert die Sklaven und sucht so den wirklichen Thatbestand zu ergründen." Behauptet doch sogar Demosthenes irgendwo, daß gefolterte Sklaven noch niemals einer unwahren Aussage überführt worden wären! Daß für die Freien etwas sehr Herabwürdigendes in dieser Ansicht lag, scheint man sonach gar nicht gefühlt zu haben. Die Verschiedenheit der Behandlung wirkte natürlich auf die Sinnesart der Sklaven zurück und daß erstere sehr verschieden war, sieht man z. B. aus Platons Beschreibung: „Einige schenken dem Sklavengeschlechte gar kein Vertrauen und bemühen sich, die Seelen der Leibeigenen durch Peitschen und Knuten der Natur der Thiere gemäß zu sklavischen umzubilden, Andere thun von diesem Allen das Gegentheil." Die Folgen der Behandlung schildert auch

Xenophon, wenn er schreibt: „Wenn ich Dir nun zeige, daß hier die Sklaven alle gefesselt sind und dennoch häufig entlaufen, dort aber alle ledig und freiwillig arbeiten und bleiben: scheint Dir dies nicht hinsichtlich der Verwaltung des Hauswesens beachtungswerth zu sein?" Aber wenn wir auch annehmen müssen, daß Onkel Thoms Hütte bereits unter dem sonnigen Himmel von Hellas gestanden hat, so gilt doch das von Seneka erwähnte Sprichwort: „So viel Sklaven, so viel Feinde", weniger von den Griechen, und selbst Aristoteles mußte eingestehen, daß sich die Natur oft vergreife und den Sklaven die edlere Natur der Freien schenke.

Freilassungen kamen in Griechenland nicht selten vor, am häufigsten durch testamentarische Verfügung. Auch gelang es den Sklaven oft, so viel zu ersparen, um die vom Herrn geforderte Summe erlegen zu können. Dann pflegte eine öffentliche Bekanntmachung im Theater, in der Volksversammlung oder vor Gericht zu erfolgen, und die Freigelassenen traten in das Verhältniß der Metöken oder Schutzgenossen, blieben aber in einem gewissen Abhängigkeitszustande ihren Patronen gegenüber, dessen Verletzung sie in die Sklaverei zurückführen konnte. Oft blieben sie auch im Dienste ihrer früheren Besitzer; oft mag aber freilich eingetreten sein, was Demosthenes erwähnt: „Schlechte und undankbare Sklaven pflegen, wenn sie zur Freiheit gelangt sind, ihren früheren Herren keinen Dank für ihre Freilassung zu zollen, sondern dieselben vielmehr vor allen anderen Menschen zu hassen, als diejenigen, die darum wissen, daß sie im Sklavenstande gelebt haben."

Die Ansichten der Römer über die Rechtmäßigkeit der Sklaverei waren nur insoweit von denen der Griechen abweichend, als man bei ihnen die Naturwidrigkeit des Verhältnisses eigentlich nicht leugnete. So lautete die in die Digesten aufgenommene Definition, welche von dem zur Zeit des Kaisers Alexander Severus lebenden Rechtsgelehrten Florentinus herrührt: „Sklaverei ist eine völkerrechtliche Bestimmung, durch

welche Jemand gegen die Natur einer fremden Gewalt unterworfen wird." Der Jurist Theophilos setzte hinzu: „Die Natur hat Alle frei geschaffen, und die Sklaverei ist eine Erfindung des Krieges." Auch über die Aristotelische Annahme einer zweifachen Bestimmung des menschlichen Geschlechtes dachte man freier, und der Philosoph Seneka sagt dagegen: „Wenn man glaubt, daß die Sklaverei den ganzen Menschen umfasse, so irrt man; der bessere Theil desselben ist ausgenommen. Die Leiber sind den Herren unterthänig und verschrieben; der Geist ist frei und ungebunden, so daß er nicht einmal von dem ihn umschließenden Gefängnisse zurückgehalten werden kann, Ungeheures zu vollführen und sich zum Begleiter der Himmlischen emporzuschwingen." Dessenungeachtet ist auch der freisinnige Seneka weit davon entfernt, an der Nothwendigkeit der Sklaverei zu zweifeln. Das Festhalten des Römers am abstrakten Rechte ließ ihn überhaupt zu keinem Skrupel hierüber kommen, und der harte und rauhe Guß seiner eigenwilligen Natur brachte den Unterworfenen eine gemessenere und mürrischere Behandlung als in Hellas.

Was den Ursprung der Sklaverei bei den Römern betrifft, so haben dieselben sie gewiß mit Recht von der Kriegsgefangenschaft hergeleitet, durch die der Feind selbst, wie jede andere erbeutete Sache, in den Besitz des Siegers kam. Gewöhnlich wurden nun aber die Gefangenen von der übrigen Beute, die dem Heere anheim fiel, gesondert und für Rechnung des Staatsschatzes verkauft. Es wird dies sehr oft erwähnt (von Livius bereits aus dem Jahre 500 v. Chr.), und bei der Versteigerung im Lager trugen die Gefangenen einen Kranz auf dem Haupte, zum Zeichen, daß der Staat für ihre etwaigen Fehler nicht hafte. Nur zuweilen geschah es, daß den Soldaten ein Theil der Kriegsgefangenen als Belohnung zuertheilt wurde, z. B. im Jahre 423, wo nach Eroberung der Stadt Fidenä jeder Reiter einen Sklaven, die Tapfersten aber je zwei sich erlooßten. Wie in Griechenland gab es auch in Rom gewisse Fälle, in

denen der freigeborene Römer in die Sklaverei gerieth. Wer sich der allgemeinen Schätzung entzog, um der Besteuerung und dem Kriegsdienste zu entgehen, wer sich bei der Rekrutirung nicht stellte oder im Felde die Fahne verließ, wer sich in betrügerischer Absicht als Sklave verkaufen ließ, um Antheil am Gewinne zu haben, wurde vom Staate in die Sklaverei verkauft. Später setzte auch der Kaiser Klaudius fest, daß jede Freie, die mit einem fremden Sklaven wider Willen seines Herrn lebte, mit ihrem ganzen Vermögen demselben Herrn angehören sollte. Dagegen erfolgte in zwei anderen Fällen wol der Verlust der Freiheit, aber nicht eigentliche Sklaverei, da der Betroffene nicht alle Rechtsfähigkeit verlor. Der Vater konnte vermöge seiner hausherrlichen Gewalt den eigenen Sohn verkaufen, und noch die Zwölftafelgesetze bestimmten, daß erst nach dreimaliger Wiederholung dieser Barbarei der Sohn von der väterlichen Herrschaft frei sein sollte! Aber auch der Schuldner gerieth nach fruchtlosem Verlaufe aller ihm gestellten Fristen in die Knechtschaft des Gläubigers, und diese Sitte bestand der Hochhaltung des einmal gegebenen Wortes gemäß und bei der vorherrschenden Richtung auf Erwerb gesetzlich noch in der Kaiserzeit. Auch die Religion konnte eine Ursache zum Verluste der Freiheit abgeben, so wie z. B. unter Diokletian die Christen niedrigen Standes den Genuß ihrer Freiheit verloren. Natürlich hatten auch Alle, die von einer Sklavin geboren waren, das Schicksal ihrer Mutter, und es war in Rom einerlei, ob das Kind aus einer Sklavenehe herrührte, die überhaupt als ein rechtloses Verhältniß galt, oder wer sonst der Vater war. Die im Hause geborenen Sklaven kannten alle Verhältnisse desselben und eigneten sich deshalb am besten zur nächsten Bedienung der Herrschaft; sie genossen aber auch eine größere Freiheit, nahmen sich viel heraus, und man sah ihnen ihre sprichwörtlich gewordene Dreistigkeit und ihre muthwilligen Späße nach, da man mit ihnen aufgewachsen war.

In der älteren Zeit reichten in Rom die im Kriege mit benachbarten Völkern gemachten Gefangenen wol vollkommen aus. Zur nächsten Bedienung wurde vielleicht ein einziger Sklave gebraucht; wenigsten scheint darauf die alte Benennung der Sklaven nach dem Namen des Herrn, z. B. Bursche des Markus, des Lucius u. s. w. hinzudeuten. M. Kurius, der Besieger des Pyrrhos, hatte nur zwei Reitknechte im Lager; M. Porcius Kato, der Wächter altrömischer Sitte, nahm als Konsul nicht mehr als drei Sklaven mit nach Spanien. Juvenal sagt in der Beschreibung eines Mittagsmahles nach altem Style: „Geringe Becher, für wenige Dreier gekauft, wird Dir ein ungeschniegelter, aber vor der Kälte gesicherter Bursche darreichen. Es sind keine Sklaven aus Phrygien da, keine aus Lykien, Niemand, vom Sklavenhändler um hohen Preis gefeilscht. Hast Du etwas zu fordern, so fordere es lateinisch. Alle Sklaven sind leicht gekleidet, die Haare geschoren und schlicht und nur heute des Gastmahles wegen gescheitelt.“ Obgleich ferner die Herren dieselbe rechtliche Macht, wie die späteren Generationen in den Händen hatten, scheint doch in alter Zeit eine größere Milde in der Behandlung und ein vertraulicheres Verhältniß zwischen Knechten und Gebietern bestanden zu haben, Die Sklaven aßen in Gesellschaft der Herren, jedoch auf besonderen Bänkchen zu den Füßen der Speisesophas, mit welchem Platze sich überhaupt Leute niedrigen Standes und die Kinder begnügen mußten. Der Censor strafte sogar den Bürger, der seine Sklaven schlecht behandelte, mit einem Verweise. Vom älteren Kato erzählt Plutarch, daß er zu Hause mit seinen Knechten das Feld bearbeitet, nach der Arbeit mit ihnen zusammen gespeist und einerlei Wein und Brot genossen habe, im Felde aber nie auf seinen Sklaven, der ihm die Nahrungsmittel nachtrug und kochte, zornig oder unwillig geworden sei, sondern demselben, wenn es seine Zeit erlaubte, bei der Zubereitung der Speisen geholfen habe.

Daher sagt auch derselbe Schriftsteller in der Lebens-

beschreibung Koriolans: „Man behandelte damals die Sklaven mit vieler Mäßigung, indem man dadurch, daß man selbst mit arbeitete und gemeinschaftlich mit ihnen aß, sie mehr an sich heranzog und gewöhnte.“ Wenn aber Kato selbst in seiner Schrift über den Ackerbau den Rath giebt, eben so wie fehlerhaftes Vieh, alte Wägen, altes Eisen, alte Ochsen, auch alte und kränkliche Sklaven zu verkaufen, so war diese Inhumanität weniger eine Durchführung altrömischer Anschauungsweise, als ein Beweis für seinen Geiz und seine Gewinnsucht, und Plutarch hat vollkommen Recht, deshalb an dem Edelmuthe seines Charakters zu zweifeln. Dabei stellt Letzterer sich selbst ein besseres Zeugniß aus, indem er hinzufügt: „Ich für meine Person würde nicht einmal einen Ochsen, den ich zur Bestellung meines Feldes gebraucht hätte, wegen seines Alters wegschaffen oder verkaufen, viel weniger einen alten Knecht aus meinem Hause, als aus seiner Heimath, und aus meiner Kost und meinen Diensten, deren er gewohnt gewesen ist, verjagen und um eines geringen Gewinnes willen verkaufen, zumal er dem Käufer eben so unnütz als dem Verkäufer sein würde.“ Auf einen humaneren Umgang mit den Sklaven weist endlich auch Seneka hin, indem er schreibt: „Jene Sklaven, die nicht nur in Gegenwart ihrer Herren sprachen, sondern auch sich mit denselben selbst unterhielten, deren Mund nicht zugenäht wurde, waren auch bereit, für den Herrn ihre Brust darzubieten, die drohende Gefahr auf ihr Haupt zu lenken. Bei den Gastmählern redeten sie; aber auf der Folter verstanden sie zu schweigen.“ Mit der Vergrößerung des römischen Gebietes und dem Steigen des Luxus wuchs das Bedürfniß nach Sklaven und es wurden bisweilen Unmassen von Kriegsgefangenen nach Italien geschleppt. So brachte Regulus eine Anzahl Sklaven aus Afrika mit, die dem fünften Theile der damaligen Bürgerschaft gleich gekommen sein soll, und im Lager des Lukullus verkaufte man die Gefangenen zu vier Drachmen. Großgriechenland, Gallien, Spanien, Illyrien, Afrika und Vorderasien

lieferten ihre Kontingente, und da das Geschäft für Wucherer äußerst verlockend war, so entwickelte sich bald ein Sklavenhandel, der den griechischen an Ausdehnung weit übertraf. Außer Delos traten nun Tanais und Byzanz unter den Bezugsquellen des Menschenhandels in erste Reihe. Jenes, eine Pflanzstadt von Milet, lag am Ausflusse des Don und tauschte gegen Wein und Kleiderstoffe von den Nomaden des Innern, besonders von den am kaspischen Meere wohnenden Dahern Sklaven und Pelzwerk ein; Byzanz, die lüberlichste Stadt des Alterthumes, deren Einwohner die Häuser sammt den Frauen an Fremde vermietheten und ihre Wohnung in den Kneipen nahmen, und deren Milizen einst in Kriegsgefahr nur dann zum Wachtdienst gebracht werden konnten, als man Garküchen und Schenken auf der Stadtmauer etablirte, war der Hauptstapelplatz aller pontischen Sklaven, die schon damals für die schönsten galten. Die von Strabon erwähnte Menschenräuberei der wilden Zicchen und Heniochen in der Nähe des Kaukasus wurde von manchen Städten des schwarzen Meeres unterstützt, die ihnen ihre Häfen öffneten und den Raub abkauften. Wie in Griechenland waren auch in Rom die Neger besonders geschätzt. Sie blieben aber immer nur eine Art Rarität, und Martial stellt sie mit Meerkatzen, sprechenden Elstern, Schooßhündchen und anderen Liebhabereien auf eine Linie. — Die Sklavenhändler standen wegen ihrer Betrüglichkeit im schlechtesten Rufe. Sie stellten ihre Waare mit weiß gefärbten Füßen auf einem Gerüste oder einer steinernen Erhöhung aus und ließen sie durch den Herold versteigern. Am Halse trugen die Feilgebotenen eine Tafel mit Angabe ihrer Vorzüge und etwaigen körperlichen Fehler. Wollte der Verkäufer keine Garantie für letztere gewähren, so trug der Sklave einen Hut; im entgegengesetzten Falle aber schützte ein specielles Edikt der kurulischen Aedilen den Käufer vor Betrug und Arglist. Auch die moralischen Fehler und übeln Angewohnheiten kamen dabei in Betracht, und wenn der Sklavenhändler einen Dieb,

einen Läufling, einen Spieler für einen unbescholtenen Menschen, oder einen verschmitzten, in allen Sklavenkniffen bewanderten Burschen (veterator) für einen Neuling ausgegeben hatte, so mußte er ihn wieder nehmen. Die Käufer hüteten sich daher wohl, ließen die Sklaven entblößen und besahen und betasteten sie von allen Seiten. „Die Sklavenhändler", sagt Seneka, „verstecken durch irgend einen Aufputz alles Mißfällige. Daher ist den Käufern jeder Schmuck verdächtig. Man mag daher einen Schenkel oder einen Arm umwickelt sehen, man läßt ihn entblößen und sich den Körper selbst zeigen. Siehst Du jenen Prinzen aus Skythien oder Sarmatien, mit einem Kopfschmucke geziert? Wenn Du ihn taxiren willst und genau wissen, was er werth ist, so löse ihm die Fürstenbinde! Viel Uebles ist unter ihr verborgen." Der Dichter Klaudian schreibt in Hinblick auf die früheren Schicksale des oströmischen Ministers Eutropius: „Wenn Du die Fluthen des Meeres, die Sandkörner Libyens kennst, so zählst Du die Herren des Eutropius. Wie oft hat er den Besitzer, wie oft das Aushängeschild, wie oft seinen Namen vertauscht! Wie oft stand er nackt da, während der Käufer den Arzt zu Rathe zog, damit ihm nicht durch verborgenes Uebel ein Verlust drohte! Aber Alle reute der Handel und immer wieder wurde er losgeschlagen." Einen drolligen Vorgang auf dem Sklavenmarkte schildert Martial. Ein Herold bot einst ein Mädchen zum Verkaufe aus, das eben nicht in gutem Rufe stand. Als er nun trotz des geringen Preises lange keinen Käufer gefunden hatte, verfiel er auf die List, das Mädchen zu küssen, um den Anwesenden dessen Sittsamkeit durch das Sträuben darzuthun, womit es diese Zudringlichkeit aufnahm. Allein der Käufer, der eben noch 600 Sesterzen (38 Thlr.) geben wollte, zog sein Gebot sofort zurück! Ueberhaupt wurden die besseren und schöneren Exemplare nicht auf dem Markte versteigert, sondern privatim in den Buden der Sklavenhändler verkauft. „Diese bewahrt", sagt Martial, „das Getäfel des geheimen Schaugerüstes, und weder

das Volk, noch das Gelichter meines Schlages bekommt sie zu sehen." Natürlich wurde für diese Sklaven auch der theuerste Preis gezahlt. Im Allgemeinen scheint übrigens die Taxe der Sklaven in Rom etwas höher gestanden zu haben als in Athen. Wenn der ältere Kato nie einen Sklaven kaufen wollte, der mehr als 1500 Drachmen (330 Thlr.) kostete, so übersteigt sein Maximum für einen Ackersklaven, der sonst keine Kunst verstand, die in Griechenland gewöhnlichen Preise.

Horaz läßt einen Sklavenhändler für einen gewandten, fehlerlosen Sklaven, der ein wenig Griechisch verstand und keine üble Stimme hatte, 8000 Sesterzen (580 Thlr.) verlangen. Für schöne oder gelehrte Sklaven zahlte man enorme Summen und 100,000 Sesterzen (7251 Thlr.), ja, das Doppelte kommt nicht selten vor. Der reiche Kalvisius Sabinus, ein Zeitgenosse Senekas, hatte ein schwaches Gedächtniß und verwechselte immer die bekanntesten Namen der Vorzeit. Da er aber den Schein der Gelehrsamkeit verbreiten wollte, so kaufte er sich einen Sklaven, der den Homer, einen zweiten, der den Hesiod, neun Andere, welche die lyrischen Dichter auswendig wußten. Da diese lebendigen Bücher nicht aufzutreiben waren, so bestellte er sich dieselben und zahlte für jeden 100,000 Sesterzen, blos um die Gäste durch seine Souffleure in Verlegenheit zu setzen! Der habsüchtige Krassus ließ ebenfalls seine Sklaven sorgfältig unterrichten, um sie dann mit großem Vortheile zu verkaufen, und vom älteren Kato erzählt Plutarch: „Er streckte auch seinen Sklaven auf Verlangen Geld vor. Diese kauften sich dafür Kinder und verkauften sie wieder mit Vortheil, wenn dieselben von ihnen ein Jahr lang auf Kato's Unkosten in allerhand Künsten und Handwerken unterrichtet worden waren. Kato behielt auch selbst Viele von diesen Kindern, und zwar für den Preis, der von einem Käufer geboten worden war" (er übte also das Vorkaufsrecht).

Die Zahl der Sklaven war schon gegen das Ende der Republik unglaublich gestiegen, und wie in Athen erforderte der Anstand für jeden größeren Haushalt eine bestimmte Anzahl.



Während noch der jüngere Scipio Afrikanus nur fünf Sklaven auf seine Feldzüge mitnahm, wird es dem Prätor Tillius von Horaz vorgeworfen, daß ihm auf der großen Tour von Rom nach Tivoli nur dieselbe Zahl von Dienern folgte. Kato, der Jüngere, hatte in seinem Gefolge stets 15 Sklaven und zwei Freigelassene. Horaz erzählt von dem wunderlichen und unbeständigen Virtuosen Tigellius, daß er zuweilen 200, zuweilen nur 10 Sklaven gehabt habe und scheint damit ein Minimum für seine Zeit zu bezeichnen. In der folgenden Periode stieg aber der Luxus so, daß man von Heerden, Heeren, Nationen und Legionen von Sklaven reden konnte. Demetrios, ein Freigelassener des Pompejus, zählte nach Seneka täglich die Menge seiner Sklaven, wie Pompejus seine Soldaten. Ein gewisser Klaudius Isidorus, der unter Augustus starb, hinterließ 4116 Sklaven, wiewol er in den Bürgerkriegen viel eingebüßt hatte. Der Usurpator Prokulus konnte 2000 Sklaven aus seinem Hause bewaffnen. Noch größere Zahlen kommen in Justinians Periode vor. In Petrons satirischem Romane wird diese Maßlosigkeit am reichen Emporkömmling Trimalchio persiflirt. Da antwortet ein Sklave auf Befragen, daß er zur vierzigsten Dekurie gehöre; ein anderer behauptet, daß nicht der zehnte Theil der Sklaven Trimalchios ihren Herrn kännten, und in einem statistischen Tagesbericht, den sich Trimalchio von seinem Buchhalter vorlesen läßt, heißt es gar: „Am 27. Juni sind auf dem Landgute bei Kumä 30 Knaben und 40 Mädchen geboren worden.“ Die Eintheilung in Dekurien wurde durch die große Menge nöthig, und Kolumella empfiehlt sie beim Ackerbau besonders der leichteren Beaufsichtigung wegen. Es waren aber auch in größeren Häusern besondere Stillegebieter (silentiarii) angestellt und Namennenner (nomenclatores), deren Gedächtniß alle Sklavennamen festhalten mußte. Trotz der ungeheuern Menge war aber doch das Verhältniß der Freien zu den Unfreien in der Hauptstadt selbst ein viel günstigeres als in Athen. Es herrschte in Rom unter der niederen städtischen Bevölkerung

eine viel größere Armuth als in Athen, und man kann getrost behaupten, daß 700,000 Freie gar nicht an Sklavenhalten denken konnten. Nun überwog aber allerdings die Zahl die Sklaven, so daß man vielleicht auf ungefähr 2 Millionen Einwohner 1,100,000 Sklaven rechnen kann. Man wird sich deshalb nicht wundern, daß der schon vor Senekas Zeit im Senate gemachte Vorschlag, die Sklaven durch eine besondere Kleidung zu kennzeichnen, nicht durchging. „Man sah ein," sagt der Philosoph, „welche Gefahr drohte, wenn unsere Sklaven anfingen, uns zu zählen." Alexander Severus, der überhaupt für das Uniformirungswesen schwärmte, kam auf den Gedanken zurück, ließ sich aber durch die Vorstellungen der Rechtsgelehrten Ulpian und Paulus, die mehr auf die wahrscheinliche Vermehrung der Zänkereien und thätlichen Beleidigungen hinwiesen, davon abbringen. Die römischen Sklaven trugen, wie die griechischen, nicht das die Arme am Arbeiten hindernde Obergewand, sondern einen groben, kurzen, ärmellosen Leibrock. Was die Namen der Sklaven betrifft, so entlehnten die Römer dieselben ebenfalls zum Theil von der Heimath, oder mit grausamer Ironie von alten Königen und Helden. Lieblingssklaven benannte man zarter nach Edelsteinen und Blumen, z. B. Smaragd, Beryll, Hyazinth, Narciß. Mit römischen Namen, die überhaupt nicht wie in Hellas etwas Zufälliges, Wechselndes, sondern Zeichen des freien Mannes waren, blieb man sehr zurückhaltend, und am häufigsten erscheint darunter der Name „Statius". Domitian ließ einst einen vornehmen Mann deshalb hinrichten, weil er zweien seiner Sklaven die Namen Mago und Hannibal gegeben hatte! Es scheint also damals eine Art von Namenzensur bestanden zu haben.

Nachdem die Dienerschaft vom Tische der Herren verstoßen worden war, erhielt sie monatlich, in manchen Häusern auch täglich, ein Deputat an Weizen, Oliven, Oel, Essig, Wein, Fischlake und Salz. Man rechnete jährlich ungefähr 9 preußische Scheffel Weizen auf die Person, was einen Werth von etwa

13 Thalern ausmacht. Der Wein, dessen Portionen Kato genau nach den verschiedenen Jahreszeiten vorschreibt, war natürlich nur Trester. Die Oellieferung betrug monatlich ein halbes Quart, die des Salzes jährlich 2 Metzen. Rechnet man die Kleider (eine Tunika und einen Mantel), die blos alle zwei Jahre gegeben wurden, hinzu, so werden die Unterhaltungskosten eines Sklaven nicht viel über 24 Thlr. jährlich betragen haben, wogegen ein freier Tagelöhner zu Ciceros Zeit sich täglich 4½ Sgr., also jährlich mit Abrechnung der Feiertage vielleicht 50 Thlr. verdienen konnte. Die größere Hälfte der Sklaven wurde zur Bewirthschaftung der Ländereien und großen Güter (latifundia) verwendet, und da wir die agrarischen Verhältnisse Italiens genauer kennen als die Attikas, so ist es interessant, zu sehen, wie die Sklaverei, verbunden mit den großen Güterkomplexen, in nationalökonomischer Hinsicht hier dem Lande eben so viel geschadet hat, wie den Sklavenstaaten des heutigen Amerika. In Folge der unaufhörlichen Eroberungskriege Roms konnte es gar nicht anders kommen, als daß die freie Bevölkerung Italiens nicht nur abnehmen, sondern auch dem friedlichen Ackerbau entfremdet werden mußte. Schon Tib. Gracchus fand in Etrurien das Land wüste liegend und Hirten und Ackerleute aus Sklaven und Barbaren bestehend. Das unselige System der Militärkolonien vollendete die Ausrottung des freien Bauernstandes. Sullas und Cäsars Legionen und die verwilderten Veteranen der letzten Triumvirn vertrieben die Eigenthümer gerade der schönsten und fruchtbarsten Gegenden. Selten aber wird aus einem alten Soldaten ein fleißiger Landmann. Jene Krieger waren überhaupt ein lockeres, ausschweifendes Leben gewöhnt und blieben deshalb selten im langen Besitze des erworbenen Ruheplatzes. Zwar hatte Cäsar den Kolonisten verboten, ihre Ländereien in den ersten zwanzig Jahren zu veräußern, aber schon Kassius brachte dies Hinderniß in Wegfall; reiche Spekulanten legten ihr Geld in den zusammengekauften Gütchen an, um die Hände ihrer sich immer mehrenden Sklaven

vortheilhaft zu beschäftigen, und verdrängten sogar oft ihre ärmeren Nachbarn mit Gewalt, wenn ihnen deren Besitzungen recht gelegen waren. So verschwand allmählich der kleine Grundbesitz. Aber auch der Boden erfuhr nun eine andere Benutzung, die den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht entsprach. Der reiche Mann entzog auf seinem Besitzthum, dessen Grenzen oft ganze Landschaften umschlossen, den Acker dem Getreidebau, indem er oft den fruchtbarsten Raum für seine Landhäuser, Gärten, Haine und Fischteiche brauchte. Auch der Spekulant vernachlässigte die Getreideproduktion, die zu Kolumellas Zeit kaum 4 Prozent Gewinn abwarf und legte sich auf Viehzucht, Wein und Oelbau. So findet man denn gegen das Ende der Republik die ungeheueren Sklavenmassen der römischen Schwelger in den Oel- und Weinpflanzungen abtheilungsweise unter ihren Aufsehern, zudem noch großentheils gefesselt, arbeiten, und Cäsar drang nicht einmal hinsichtlich der Hirten mit der Bestimmung durch, daß wenigstens der dritte Theil derselben aus Freien bestehen sollte. Anstatt der zahlreichen Weiler und Gehöfte glücklicher Bürger, die früher die Landschaft belebt hatten, erblickte man jetzt in abgemessenen Entfernungen die verrufenen Herbergen (ergastula) der Leibeigenen. Die Bevölkerung derselben sollten eigentlich die des Entlaufens verdächtigen und die wegen irgend welcher Vergehung aus der Stadt hierher verwiesenen Sklaven bilden. Allein wiewol Kolumella die große Küche der Villa den Sklaven als gewöhnlichen Aufenthaltsort anweist und die günstigste Lage für ihre Zellen bestimmt, so kann man doch annehmen, daß in der That wegen Mangel an Platz und aus Furcht die Mehrzahl der Sklaven in jenen halb unter der Erde liegenden, mit recht hohen Fensterchen versehenen Bagnos eingepfercht wurden und dort alle in Fesseln lagen. Deshalb heißt bei Plautus die familia rustica ein „eisernes Geschlecht“ (ähnlich unserem Ausdrucke: „Geschlossene Gesellschaft“). Darum sagt Martial: „Du glaubst vielleicht, daß ich mir aus dem Grunde Reichthum wünsche, weshalb der große

Haufe und der ungebildete Schwarm ihn erstrebt: damit die setinische Scholle meine Hacken abnutze und mein tuscischer Acker von unzähligen Fesseln klirre." An der Spitze der Verwaltung des Gutes stand ein Inspector (villicus), ebenfalls ein Sklave, welcher Kenner des Landbaues war; ihm zur Seite auf größeren Gütern ein besonderer Rechnungsführer. Die Pflichten des Inspektors hat der ältere Kato genau beschrieben; auch wie dessen Frau, die ihm vom Herrn oktroyirt wurde, beschaffen sein soll, über ihre Geschäfte und ihr Verhalten gegen die Nachbarweiber findet man bei ihm die überraschendsten Einzelheiten.

Während diese Bewirthschaftung des Landes sich über Mittel- und Unteritalien bis nach Sizilien erstreckte, blieben die gallischen Bewohner der Pogegenden weniger davon berührt, weil die Besitzer der dortigen Güter, wie auch der jüngere Plinius, nur Kleinpächter und freie Arbeiter hielten. Die schlimmen Folgen der großen Güterkomplexe und der Sklaverei entgingen schon den Alten keineswegs. Sie sahen, daß die Kraft des Landes verschwand, während nur die wenigen Sklavenhalter sich bereicherten und daß auch das Zurückgehen der Agrikultur mit der ungenügenden Arbeitskraft und Arbeitslust der Sklaven zusammenhing. Der ältere Plinius spricht es an verschiedenen Stellen unumwunden aus; „die Latifundien," heißt es irgendwo, „haben Italien zu Grunde gerichtet und beinahe auch schon die Provinzen." — „Wir wundern uns, daß jetzt die Kraftanstrengungen der Züchtlinge geringer sind, als die der ehemaligen Feldherren. Es taugt gar nichts, daß die Fluren von den Sklaven bearbeitet werden und eben so wenig taugt Alles, was durch solche verzweifelte Menschen geschieht." Selbst die Landstraßen wurden zuweilen durch die Sklavenhalter unsicher gemacht, indem die habsüchtigsten unter ihnen harmlose Wanderer, einerlei, ob Sklaven oder Freie, aufgreifen und unter ihre Sklaven stecken ließen. Der Kaiser Augustus nahm deshalb eine Revision der Arbeitshäuser vor,

und Tiberius sah sich zur Wiederholung dieser Maßregel gezwungen, weil abermals nicht blos Reisende, sondern auch solche mit Gewalt zurückgehalten wurden, die aus Furcht vor der Rekrutirung sich in die Sklavenherbergen geflüchtet hatten. Hadrian hob endlich die Bagnos ganz auf. Dennoch gelang es nie vollständig, diese schändlichen Anstalten zu unterdrücken, und die Regirung ließ selbst die Arbeitshäuser der Staatssklaven noch fortbestehen. — Außer diesen Ackersklaven erscheint nun aber auch in den Rechtsquellen der konstantinischen Zeit ein leibeigener Bauernstand, der die den Herren gehörigen Felder gegen eine Abgabe vom Ertrage bewirthschaftete, aber an die Scholle gefesselt war. Die Herren durften nie baare Münze von ihnen verlangen, sie auch nicht ohne das dazu gehörige Land verkaufen. Die Entlaufenen wurden streng bestraft und wieder zurückgebracht. Die Kolonisten waren vom Kriegsdienste frei und zahlten Kopfsteuer, die, wie früher in Rußland, vom Gutsherrn im Ganzen ausgelegt und dann von den Einzelnen wieder eingetrieben wurde. Doch lassen sich unter diesen Leibeigenen wieder zwei Klassen deutlich erkennen: die eine besteht aus wirklichen Sklaven, auf deren Eigenthum der Herr Ansprüche machen kann, die andere aus ursprünglich freien Kolonisten, die nach Ablauf von 30 Jahren dem leibeigenen Stande verfielen, ohne ihre persönliche Freiheit und ihr Dispositionsrecht zu verlieren. Die Entstehung dieser merkwürdigen Verhältnisse ist nicht klar. Es wird wol zuweilen vorgekommen sein, daß Gutsbesitzer einzelne Parzellen den eigenen Sklaven in Naturalpacht gegeben haben, und daraus könnte jene erste Klasse entstanden sein. Die in freieren Verhältnissen lebenden Kolonisten sind aber wahrscheinlich Barbaren, besonders Germanen gewesen, die zu verschiedenen Zeiten und schon von Augustus an in die Provinzen übergesiedelt worden sind, um dem Landbaue aufzuhelfen. Uebrigens sei es zur Ehre des menschlichen Gefühles erwähnt, daß sowol bei Verkäufen als auch bei Gütertheilungen die nächsten Verwandten



unter den Ackersklaven nicht von einander gerissen wurden. „Wer sollte es mit ansehen können," sagt der Kaiser Konstantin in einem Edikte, „daß Kinder von ihren Eltern, Schwestern von ihren Brüdern, Weiber von den Männern getrennt werden?" Man hat diese Milderung dem Einflusse des Christenthums zuschreiben wollen; daß aber schon früher auf die Verwandtschaft Rücksicht genommen wurde, ergiebt sich aus folgendem Zusatze Ulpians zum ädilischen Edikt: „Gewöhnlich werden vom Käufer wegen der mit Krankheit behafteten Sklaven auch die gesunden dem Händler zurückgegeben, wenn sie nicht getrennt werden können ohne großen Verlust oder nur mit Verletzung der Pietätsrücksichten. Denn sollte man wol mit Zurückhaltung des Sohnes dessen Eltern dem Händler wiedergeben wollen? Dasselbe muß auch bei Brüdern und bei verheiratheten Personen beobachtet werden."

Wenn man nun ferner die verschiedenen Beschäftigungen der städtischen Sklaven ins Auge faßt, so kann hier Manches übergangen werden, was theils mit griechischer Sitte übereinstimmt, theils in andere, nicht hierher gehörige Gebiete einschlägt. Unter denjenigen Sklaven, welche das Vertrauen ihres Herrn besaßen und in Folge dessen die Oberaufsicht über einzelne Theile des Hauswesens führten, auch allein das Recht hatten, sich einen Vikarius oder einen stellvertretenden Sklaven zu kaufen, war der Prokurator, als der eigentliche Vermögensverwalter, der vornehmste. Unter ihm standen der Kassirer und der Proviantmeister. Eine angesehenere Stelle nahm ferner der Haushofmeister (atriensis) ein, unter dessen Aufsicht das ganze Inventar des Palastes stand. Es folgten dann die eigentlichen Kammerdiener, die auch die Besucher anzumelden hatten, wobei der Portier nicht zu vergessen ist, der, bereits mit dem Rohrstocke bewaffnet, die Zudringlichen abwehrte, aber auch in vielen Häusern wie ein Hund an der Kette lag. Bei Ausgängen nahm man gewöhnlich ein Gefolge von vielen Sklaven mit. Einige gingen hinterdrein und trugen allerhand Bedürf-

nisse, da es zum guten Tone gehörte, sich auch der leichtesten Mühe zu überheben, weshalb selbst den Kindern die Schulutensilien von einem Sklaven in der Kapsel nachgetragen wurden. Andere Sklaven bildeten mit den Klienten und Parasiten des Hauses den Vortrab und suchten durch Geschrei und Rippenstöße den Weg frei zu halten. Ammianus Marcellinus erzählt von seiner Zeit, daß die Reichen mit funfzig Begleitern die Bäder zu besuchen pflegten! Um die Mitte des ersten Jahrhunderts hatte man auch bereits Läufer und numidische Vorreiter auf der Reise vor dem Wagen. In der Stadt vertrat die Stelle des Wagens die Sänfte (lectica), welche, anfangs nur Kranken und Frauen neben der kaiserlichen Familie vorbehalten, seit der Regirung des Kaisers Klaudius allgemein in Gebrauch kam. Auf das mit Baldachin und Vorhängen versehene Ruhebett hingegossen, schwebten nun die Herren der Welt von 6—8 stämmigen Sklaven in rother Livree getragen, über den Häuptern der ärmeren Sterblichen dahin. „Ihr," sagt Lukian zu den Römern, „die Ihr die Menschen wie Zugthiere gebraucht, laßt sie auf ihrem Nacken die Sänfte wie Wagen schleppen. Ihr selbst aber liegt üppig darauf und lenkt von da aus die Menschen, als wären es Maulesel." Als die Sänfte allgemein Mode geworden war, behielten sich Kaiser und Konsuln den Gebrauch des Tragsessels vor, der unserer Sänfte mehr entsprach als die lectica. Nur noch erwähnt seien ferner im häuslichen Dienste die mancherlei Handwerker, die alle nöthigen Arbeiten besorgten und dem freien Handwerkerstande Erwerb und Achtung raubten, die musikalische Hauskapelle, Gaukler, Tänzerinnen, Gladiatoren u. s. w., ferner die Gelehrten, Aerzte, Vorleser, Bücherabschreiber und Pädagogen und vorzüglich der zum Tafelluxus gehörige Schwarm von Köchen und Aufwärtern aller Art. „Sieh unsere Küchen an," schreibt Seneka, „und die zwischen so vielen Feuern umherlaufenden Köche; sollte man glauben, daß es ein einziger Magen sei, für den mit solchem Tumulte Speise bereitet wird? Wenn sich

endlich jene verwöhnten Zärtlinge zur Tafel gelagert haben, so steht ein großer Haufen Sklaven umher; auf ein Zeichen springen sie, um aufzutragen, aus einander; einer zerlegt kostbares Geflügel; ein Anderer reicht, wie ein Weib herausgeputzt, den Wein; ein Dritter sammelt niedergebückt die Speiseüberreste der Trunkenen. Gute Götter! wie viel Leute setzt der eine Magen in Bewegung!"

Die Zahl der Sklavinnen, welche des Winkes der Gebieterin gewärtig waren, überstieg die bei den Athenern gewöhnliche ebenfalls bedeutend. Von den Launen der Herrin hatte die ganze Dienerschaft oft mehr zu leiden, als von der Strenge des Hausherrn. Martial und Ovid enthalten Schilderungen weiblicher Grausamkeit. Am besten aber charakterisirt eine ungnädige Tyrannin Juvenal: „Wenn sich die Herrin geärgert hat, ist die Spinnmeisterin verloren, die Garderobiers bringen nie die rechten Kleider, der Sänftenträger kommt zu spät; auf dem Einen zerbrechen die Ruthen, den Anderen röthet die Peitsche, den Dritten die Knute; manche Frauen zahlen den Folterknechten ein besonderes Jahrgeld. Sie läßt zuschlagen und schminkt sich dabei das Antlitz; sie giebt ihren Freundinnen Audienz oder betrachtet die breite Goldstickerei ihres Gewandes, und dabei regnet es Schläge; sie überliest die langen Zeilen des Ausgebejournals: die Schläge fallen fort und fort, bis endlich die Schlagenden ermüden und ein donnerndes: Hinaus! erschallt." Dann schildert Juvenal die Leiden des unglücklichen Geschöpfes, das die schwere Aufgabe hatte, das Haar der Gebieterin nach der Mode zu frisiren, und mit bloßen Schultern und zerrauftem Haar vor ihr steht: „Warum ist diese Locke höher als die andere?" ruft die Dame unwillig, und sofort straft der Ochsenziemer das Verbrechen." Bezeichnend genug ist auch das Zwiegespräch zwischen Frau und Mann bei demselben Dichter: „Laß für den Sklaven ein Kreuz errichten!" — „Durch welches Verbrechen hat er die Todesstrafe verdient? Wer ist Zeuge davon? Wer hat ihn angezeigt? Merk' wohl!

Kein Zaudern über eines Menschen Tod ist zu lange!" — „O Thor! Also ist wol der Sklave ein Mensch? Er mag nichts gethan haben; gut! Aber ich will es; ich befehle es, und mein Wille ist Grund genug!" — Leider liegt in den letzten Worten mehr als ein Beweis für die tyrannische Willkür mancher Herren; sie enthalten zugleich die römische, vom Gesetze bestätigte Ansicht über das unbeschränkte Recht des Herrn gegen Leib und Leben des Leibeigenen. Während in Athen die eigenmächtige Tödtung der Sklaven verboten war, konnte in Rom der Herr seinen Sklaven strafen, martern und quälen; er konnte ihn nach Belieben tödten, ohne Rechenschaft zu geben. Dieses strenge Recht scheint nur in älterer Zeit weniger zur Ausübung gekommen zu sein, als in späterer, und wurde überhaupt in verschiedenen Familien verschieden geübt; es gab aber doch zu jeder Zeit grausamen Charakteren Gelegenheit, ihre böse Lust zu stillen. Noch zu Ciceros Zeit ließen Privatleute ihre Sklaven nicht nur unmenschlich foltern, sondern auch hinrichten. Der alte Kato ließ es sich z. B. nicht nehmen, einen eines größeren Verbrechens überwiesenen Sklaven im Beisein der Anderen vor seinen Augen am Leben strafen zu lassen, so wie er auch nach aufgehobener Festtafel eigenhändig diejenigen auspeitschte, welche in der Aufwartung etwas versehen oder die Speisen nicht wohl zubereitet hatten! Mehrere Schriftsteller erzählen von der Grausamkeit eines Vedius Pollio, der zu Augusts Zeit lebte. Als der Kaiser einst bei ihm speiste, zerbrach ein Sklave ein kostbares Krystallgefäß. Vedius befahl, denselben sofort den Muränen seines Fischteiches vorzuwerfen. Der Schuldige stürzte dem Kaiser zu Füßen und bat nur um eine andere Todesart. Augustus befreite ihn, ließ alles Krystallgeschirr des Hauses zerbrechen und befahl, den Fischteich zuzuschütten. Auch das Petronische Gesetz, das dem Herrn das Recht nahm, seinen Sklaven ohne Entscheidung der Obrigkeit zum Kampfe mit den wilden Thieren hinzugeben, scheint unter seiner Regirung erlassen worden zu sein. Schon die Flucht

zur Bildsäule des Kaisers, ja sogar das Emporhalten einer Münze mit dem kaiserlichen Bildniß gewährte den Sklaven vorläufige Rettung, und über zu grausame Behandlung, unkeusche Zumuthungen und zu spärliche Kost konnten jetzt die Sklaven ihre Klage bei dem Stadtpräfekten anbringen. Dagegen kam es auch vor, daß der Kaiser verbrecherische Subjekte nach zuvor angestellter Untersuchung ihren Herren zur Vollziehung der Todesstrafe auslieferte. Unter Klaudius trieben Viele ihre Härte gegen die Sklaven so weit, daß sie Kranke oder Gebrechliche ohne Weiteres aus dem Hause stießen oder auf der Tiberinsel, wo das Tempelhospital Aeskulaps stand, aussetzten. Der Kaiser verfügte deshalb, daß die Ausgesetzten, wenn sie gesund würden, nicht wieder in die Gewalt ihrer Herren zurückfallen, sondern frei sein sollten. Als Mörder sollte aber behandelt werden, wer seinen Sklaven lieber tödten als aussetzen würde. Hadrian fand es für nöthig, das Petronische Gesetz wieder in Erinnerung zu bringen, und stellte auch ein Strafexempel auf, indem er eine vornehme Frau, die ihre Mägde wegen geringer Vergehungen arg mißhandelt hatte, auf fünf Jahre in die Verbannung schickte. Antonius endlich verordnete abermals, daß gegen Jemanden, der seine Sklaven tödtete, nicht anders verfahren werden sollte, als gegen den Mörder eines fremden Sklaven, und befahl, daß die Sklaven, welche sich wegen schlechter Nahrung und unerträglicher Behandlung in ein Heiligthum flüchten würden, nicht mit Gewalt zurückgebracht, sondern, wenn sich ihre Klagen gegründet erwiesen, von den Herren verkauft werden sollten. Schon diese sich wiederholenden Einschärfungen erregen ein gerechtes Mißtrauen gegen den Schutz, welchen die kaiserlichen Bestimmungen überhaupt gewährt haben. Juvenals Schilderungen lassen kaum eine Beschränkung der herrschaftlichen Willkür ahnen, und Ammianus berichtet über die Römer des vierten Jahrhunderts nichts Besseres. Freilich muß man bei allem Abscheu vor dieser Herabwürdigung der menschlichen Natur bedenken, daß

die zahllosen und demoralisirten Sklavenschwärme nur durch die größte Strenge im Zaume gehalten werden konnten. „Unsere Vorfahren," spricht bei Tacitus ein Senator, „mißtrauten dem Charakter der Sklaven, auch wenn dieselben auf ihren Gütern oder in denselben Häusern geboren waren und sogleich die Zuneigung des Herrn erlangt hatten. Nachdem wir aber Nationen in unserem Gesinde besitzen, die verschiedene Gebräuche, ausländische Religionen oder gar keine haben, kann man dieses Chaos nur durch Furcht bändigen."

Es wäre widerlich, die verschiedenen Arten der Peitschen und anderer Marterwerkzeuge zu zergliedern, die außer den bereits berührten in Anwendung kamen. Da nach römischem Gesetze Jedermann einem fremden Sklaven ungestraft Faustschläge geben konnte, so nimmt es nicht Wunder, wenn in den Lustspielen die Sklaven über gewöhnliche Schläge ihren Scherz treiben und dieselben als etwas Alltägliches eben nicht sehr zu fürchten scheinen. Der Herr schärft darum oft die Prügelstrafe, indem er den Sklaven an den Händen aufhängen und die Füße mit Gewicht beschweren läßt. Die Brandmarkung war für Diebe und Flüchtlinge gewöhnlich und auch in Rom suchte man später die Stelle durch Schönpflästerchen zu verbergen. Ja, es gab zu Martials Zeit zwei Aerzte, welche die Brandmäler zu vertilgen verstanden. Um das Entlaufen zu verhindern, trugen auch viele Sklaven Halsbänder mit Inschriften, wie z. B. „Halte mich fest, wenn ich fliehe, und bringe mich zurück zu N. N." Durch Maueranschläge, durch Sklavenhäscher, die aus der Aufspürung und Ergreifung der Flüchtlinge ein eigenes Gewerbe machten, und durch das strengste Verbot der Sklavenhehlerei wurde der Herr unterstützt. Noch zu Plinius Zeit glaubte man endlich, daß eine von den Vestalischen Jungfrauen ausgesprochene Bannformel die entlaufenen Sklaven „festmachen" könne, vorausgesetzt freilich — daß sie die Stadt noch nicht verlassen hätten! Noch sei hier als eines eigenthümlichen Züchtigungsmittels der furca gedacht, eines gabelförmigen

Holzblockes, aus zwei Schenkeln bestehend, welche den Verbrechern auf die Schultern gelegt und an welchen die Arme fest gebunden wurden. In der älteren Zeit war dies mehr eine beschämende Strafe, später fügte man aber noch Schläge hinzu.

Bei so harter Behandlung bildeten die wenigen Tage der im Dezember gefeierten Saturnalien den einzigen Zeitpunkt im Jahre, wo die Sklaven sich als Menschen fühlen konnten. Alle ihre Arbeiten ruhten dann; sie trugen die Toga und den Hut, als Symbol der Freiheit. Sie saßen mit ihren Herren wie in alter, besserer Zeit zu Tische und ließen sich von ihnen bedienen: es herrschte, wie ein griechischer Schriftsteller sich bezeichnend genug ausdrückt, „ein Waffenstillstand im ewigen Kriege zwischen Gebietern und Sklaven.“ Auch die Redefreiheit, die ihnen dann zustand, wurde gegen harte Herren oft redlich benutzt. Sonst hatte es freilich bei dieser geringfügigen Rache nicht immer sein Bewenden. Ein Blick auf die römische Geschichte zeigt, daß es zuweilen nur eines geringen Anstoßes und eines energischen Charakters bedurfte, um Tausende der Unglücklichen zum Verzweiflungskampfe gegen ihre Unterdrücker aufzustacheln. Zweimal wurde das blühende Sizilien durch Sklavenaufstände heimgesucht, die durch ihre Furchtbarkeit an die Negerempörungen auf Domingo (1791) erinnern. Der syrische Sklave Eunus, der zuerst die Kerker der Ackersklaven sprengte und durch Gaukelei und Wahrsagerei seinen abergläubischen Genossen so imponirte, daß sie ihn zum König wählten, unterlag erst nach dreijährigem Widerstande und vielen Siegen im Jahre 131 v. Chr. den römischen Legionen. 20,000 Kreuzigungen sollten damals Schrecken und Gehorsam verbreiten. Aber kaum 30 Jahre später erregten die Vorspiegelungen, welche den Sklaven ein geldsüchtiger Statthalter machte, um sich die Herren zu reicherem Tribute zu verpflichten, einen zweiten schrecklichen Krieg, der erst nach fünfjährigem Kampfe in Blut erstickt werden konnte. Endlich brachen auch im Jahre 72 v. Chr. die italischen Sklaven ihre Ketten, nachdem 64 Fechtersklaven, aus einer Kaserne in

Kapua entwischt, die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatten. Der kühne Thraker Spartakus trat an ihre Spitze, schlug alle Heere der Römer, die sich ihm entgegen stellten; und faßte endlich, wie es scheint, die kühne Hoffnung, durch Eroberung und Zerstörung der Hauptstadt Rache zu nehmen an den Eroberern des Erdbodens. Die stolze Roma zitterte, als er vom Wege nach Gallien, wo er sich Anfangs niederlassen wollte, umkehrend mit 120,000 Sklaven ihre Mauern bedrohte, als Brand, Mord und Verwüstung die ganze Halbinsel verödete. Nur Mangel an Eintracht und Zucht führte die endliche Besiegung und Vernichtung der Aufrühret herbei. Spartakus selbst und seine besten Leute starben in der mörderischen Schlacht am Silarus den Tod freier Männer und ehrlicher Soldaten; die unglücklichen Gefangenen aber wurden unter ausgesuchten Martern getödtet und allein 6000 auf der appischen Straße zwischen Rom und Kapua gekreuzigt.

Zuweilen kam es aber auch vor, daß das Sklavengesinde des Hauses gewaltsam seiner Erbitterung gegen ungerechte Herren Luft machte, und dann hatten diese das Aeußerste zu fürchten. Ein schreckliches Beispiel solcher Rache erzählt der jüngere Plinius aus seiner Zeit. Largius Macedo, ein stolzer und gestrenger Herr (obwol sein Vater selbst Sklave gewesen war), befand sich eben auf seiner Villa im Bade, als die Sklaven über ihn herfielen und ihm durch Würgen, Stoßen und Schlagen die Besinnung raubten. Dann warfen sie ihn auf den heißen Estrich der Dampfbadstube, um zu versuchen, ob er wirklich todt wäre. Aber der Gemißhandelte erholte sich wieder und lebte noch so lange, um wenigstens, wie Plinius sagt, „den Trost der Rache" zu genießen. Das volle Maß dieser Rache war schon von alter Zeit her vom Gesetze bestimmt und bestand in der barbarischen Maßregel, daß alle Sklaven, welche sich zur Zeit des Mordes mit dem Herrn unter einem Dache befunden hatten, ohne Ausnahme getödtet wurden. Man nahm eben an, daß es Pflicht der anwesenden Sklaven

gewesen sei, den Mord zu verhindern, und wollte zugleich alle Sklaven durch die Furcht vor dem eigenen Schicksale veranlassen, Alles aufzubieten, um eine solche That zu vermeiden. So blieb denn die Ansicht Ulpians, daß kein Haus anders sicher sein könne, als wenn die Sklaven mit ihrem Kopfe für die Sicherheit des Herrn bürgten, bis in die spätesten Zeiten in Geltung. Auch Plinius fügt ängstlich seiner grausigen Erzählung zum Schlusse die Worte bei: „Du siehst, wie vielen Gefahren, Mißhandlungen, Verhöhnungen wir ausgesetzt sind. Und es kann sich Niemand deshalb für sicher dünken, weil er Milde und Nachsicht übt. Denn die Herren fallen nicht einem Urtheilsspruche, sondern dem Verbrechen zum Opfer." Augustus erneuerte die früheren gesetzlichen Bestimmungen, strafte aber beim Morde des abscheulichen Hostius Quadra die schuldigen Sklaven nicht. Unter Nero aber erlebte Rom eine unmenschliche Anwendung des kurz vorher auch auf die testamentarisch freigelassenen Diener ausgedehnten Gesetzes. Der Stadtpräfekt Pedanius Sekundus war von einem seiner Sklaven ermordet worden. Der Senat verurtheilte die 400 Sklaven desselben alle zum Tode, und als das Mitleid mit so vielen anerkannt Unschuldigen den drohenden Unwillen der Volksmasse erregte, ließ der Kaiser die zur Richtstätte führenden Straßen militärisch besetzen, und dem Esquilinischen Felde, wo die Gebeine der Verbrecher und Sklaven bleichten, entging keines der vielen Opfer.

Auf der anderen Seite fehlt es nicht an Beispielen der treuesten Anhänglichkeit und hochherzigsten Aufopferung von Seiten solcher Sklaven, die eine bessere Behandlung erfuhren. Seneka in seiner Schrift über die Wohlthaten und Valerius Maximus in seiner Anekdotensammlung haben viele Fälle dieser Art gesammelt, und auch aus Grabinschriften läßt sich erkennen, daß in manchen Familien Herren und Sklaven ein enges Pietätsverhältniß verknüpfte. Doch mögen immer die humanen Grundsätze eines Seneka und Plinius selten genug gewesen

sein. Der erste schreibt an Lucilius: „Mit Vergnügen habe ich vernommen, daß Du auf einem vertraulichen Fuße mit Deinen Sklaven stehst. So geziemt es sich für Deine Klugheit, Deine Bildung .... Ich lache über Alle, die es für eine Schande ansehen, mit ihren Sklaven zusammen zu speisen. Freilich werde ich nicht alle Sklaven zu Tische ziehen, sondern nur die würdigsten, aber nicht ihrer Verrichtung, sondern ihren Sitten nach. — Laß Dich lieber von Deinen Sklaven lieben und verehren, als fürchten" u. s. w. Auch Plinius sagt in einem Briefe: „Die Krankheiten meiner Leute, von denen einige der Tod in der Blüthe ihres Alters hingerafft, haben mich auf's Tiefste gerührt. Zwei Trostgründe habe ich, die zwar für einen so großen Schmerz zu schwach, aber doch Trostgründe sind. Der eine ist die Bereitwilligkeit, womit ich ihnen die Freiheit geschenkt; denn es dünket mich, daß ich diejenigen nicht zu bald verloren, die ich frei verloren habe. Der andere ist die Erlaubniß, die ich meinen Sklaven gebe, eine Art von Testament zu machen, das ich gesetzmäßig aufrecht erhalte. Sie verordnen und bitten mich um das, was ihnen gefällt, und ich vollziehe ihre Anordnungen wie Befehle. Sie vertheilen, schenken, hinterlassen, wenn es nur nicht außer dem Hause geschieht. Denn dem Sklaven ist das Haus gleichsam Vaterland und Heimath."

Wie in Attika gab es auch im römischen Staate öffentliche Sklaven. Dieser Sklavenstand entsprang einestheils aus Kriegsgefangenen, die der Staat seinem Dienste reservirte. So wurden im Jahre 210 v. Chr. nach der Eroberung Neukarthagos 2000 Handwerker zu Staatssklaven gemacht, und da zu derselben Zeit die Einwohner Kalabriens zu Hannibal gehalten hatten, so erklärte man sie ebenfalls später zu Sklaven des römischen Volkes, und sie mußten die Dienste der Büttel und Boten bei den Provinzialmagistraten verrichten. Andererseits kaufte sich auch der Staat zuweilen Sklaven oder es gingen Privatsklaven durch Erbschaft an den Staat über. August schenkte z. B. die von Agrippa geerbten Sklaven den Wasser-

leitungen des Staates. Die niederen Diener der Magistrate standen sich besser als die Sklaven der Privatleute; sie konnten sich Vermögen erwerben, erhielten ein Deputat zu ihrem Unterhalte, hatten freie Wohnung und konnten seit Hadrian über die Hälfte ihres Besitzes testamentarische Verfügung treffen. Viel übler war dagegen die Lage derjenigen Staatssklaven, die bei Bergwerken, Wegebauten, Steinbrüchen, Kloaken, Bädern, angestellt waren, Arbeiten, die der Kaiser Trajan in einem Briefe an Plinius „nicht weit von Strafe entfernte" nennt. — Da die Römer den engherzigen Glauben an natürliche Sklavenklassen und an deren Prädestination zur Sklaverei nicht theilten, so wurde auch durch die gesetzmäßige, feierliche Freilassung vor dem Richter, vor dem Censor oder durch Testament der Sklave sofort zum Range eines freien Bürgers erhoben, wenn auch erst seine Kinder in den vollen Genuß der Rechte eintraten. Der neue Freigelassene, der nun den Familien- und Vornamen seines Freilassers dem seinigen vorsetzte, ließ sich das Haupt scheeren und trug einen Hut oder eine weiße wollene Binde, um die Veränderung seines Standes kund zu thun. Wie in Hellas blieb er aber zur Ehrerbietung und zu mancherlei Verpflichtungen gegen seine frühere Herrschaft verbunden, und da in der Kaiserzeit dieses Pietätsverhältniß sich bedeutend lockerte und bittere Klagen über das Benehmen der Freigelassenen einliefen, so wurden verschiedene Verordnungen erlassen, in Folge deren Verbannung, körperliche Züchtigung und selbst Wiedereintritt in die Sklaverei als Strafen der Rücksichtslosigkeit eintraten. Die Freilassungen selbst wurden in der Kaiserzeit aus verschiedenen Ursachen immer zahlreicher. Oft erwarb sich der Sklave durch Schandthaten den Preis der Freiheit, oft wurde er auch zur Belohnung für seine Verschwiegenheit vom verbrecherischen Herrn freigelassen. Sogar die Habsucht kam zuweilen mit in's Spiel, indem der Freigelassene sich verpflichten mußte, seinen Antheil an den, armen Bürgern zufallenden Getreiderationen und anderen Spendungen seinem Herrn abzutreten. Die meisten Freilassun-

gen hatten aber ihren Grund in der Eitelkeit der Vornehmen, die nicht selten in ihrem Testamente allen Sklaven die Freiheit schenkten, um das Gepränge ihres Leichenzuges durch möglichst viele Zeugen ihrer Großmuth zu vermehren. So kam es, daß Augustus schon sich gezwungen sah, gegen diese Vermehrung der Bürger durch schlechte Subjekte aller Art einzuschreiten. Ein Gesetz bestimmte daher, daß alle Sklaven, die entehrende Strafen erlitten hätten, des Bürgerrechtes unfähig wären, ein anderes, daß nur ein gewisser Theil der Sklaven vom Testator freigelassen werden könnte, und überhaupt nie mehr als hundert. Der Kaiser erachtete diese Verfügung für so wichtig, daß er ihre Aufrechthaltung seinem Nachfolger dringend anempfahl.



XVIII.

Die Polizei.

Die moderne Polizei, als eine besondere Anstalt im Staats-organismus, entstammt wol dem Namen nach der hellenischen Sprache; aber ihre Existenz läßt sich in den griechischen Frei-staaten nicht nachweisen. Von der vorbauenden, abwehrenden, bevormundenden Geschäftigkeit, die der heutige Staat entwickelt, um jede Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, jede Gefährdung des Gemeinwohles im Keime zu ersticken, findet man in den alten Republiken keine Spur. Das Gesetz be-drohte den Uebertreter mit schwerer Verantwortlichkeit, und so lange der Einzelne, wie es die Innigkeit der staatlichen Ge-meinschaft forderte, seinen Eigenwillen dem Ganzen unterord-nete, ließ ihn die Staatsgewalt unbehindert und ohne Gängel-band seinen Weg gehen. Daher jener kühnere Schritt, jene unbeengtere Bewegung, jene mündigere Haltung, die wir an den Alten so bewundern. Freilich mußte im Ganzen die auf Uebertretung des Gesetzes folgende Strafe oft härter und drük-kender sein, als eine dem Vergehen zuvorkommende Maßregel und es läßt sich nicht verhehlen, daß z. B. im grellsten Kon-traste zur sonstigen Freiheit der Bürger die Polizeigewalt in Glaube und Sitte mit großer Härte und Ausdehnung geübt

wurde. Allein das Volk empfand nicht einmal das Uebermaß dieses Eingreifens von Seiten des Staates, weil es beides, Regierung und Regierte, zugleich war und sich also nicht selbst Unrecht zufügen zu können schien. Dazu kam, daß gewissermaßen die Gesammtheit der Bürger schon eine polizeiliche Aufsicht unter sich ausübte, insofern jeder Einzelne zur Anzeige gesetzwidriger Handlungen verpflichtet war.

Sonst vertheilten sich einzelne polizeiliche Functionen in Athen unter eine Menge verschiedener Beamten oder waren zum Theil mit anderen Aemtern verbunden. Zuerst sind hier die Astynomen zu erwähnen, zehn durch das Loos ernannte Beamte, denen die eigentliche Straßenpolizei oblag. Sie sorgten für die Reinheit der Straßen und hatten deshalb die Koprologen oder Kothkärrner zu ihrer Verfügung. Sie wachten aber auch über Ordnung und Anstand auf den öffentlichen Plätzen überhaupt und beaufsichtigten Flötenspielerinnen, Zithermädchen und Possenreißer. Mehr als einmal brauchte kein Bürger dieses lästige Amt zu übernehmen. Von Wichtigkeit war ferner die Aufsicht über die öffentlichen Brunnen und Wasserleitungen. Die Armuth Athens an süßem Wasser zwang schon Solon zu der Verordnung, daß Niemand aus einem öffentlichen Brunnen Wasser schöpfen sollte, der mehr als 400 Schritte weit von seinem Hause entfernt wäre und daß dem Brunnen des Nachbars nur 34 Quart täglich entnommen werden dürften. Von Themistokles erzählt Plutarch, daß derselbe als Brunneninspektor Viele, die widerrechtlich aus den öffentlichen Wasserleitungen das Wasser für sich ableiteten, bestraft und aus den Strafgeldern das eherne Bild eines wassertragenden Mädchens als Weihegeschenk aufgestellt habe.

In gleicher Anzahl, wie die Astynomen, verwalteten die Agoranomen die Polizeiaufsicht über den Markt, über Kauf und Verkauf, und schlichteten die dabei entstehenden Streitigkeiten. Sie kommen auch in den meisten anderen Städten Griechenlands vor und hatten es fast nur mit Fremden, Schutzgenossen

und der niedrigsten Klasse der Bürger zu thun, da der Kleinhandel und die Höferei verachtet waren. Von den Fremden erhoben diese Marktmeister eine Steuer, während die Bürger frei waren. Die Betrüglichkeit der Detailverkäufer war sprichwörtlich. Im Verdünnen des Weines, im Verfälschen der Waaren überhaupt und im Gebrauche falscher Gewichte und Maaße scheinen sie Meister gewesen zu sein. Bei der Ausdehnung des Verkehres gab es also für die Polizei hier viel zu thun. Bestimmte Theile des Marktes erheischten aber noch besondere Kontrole. So durfte der Verkauf der Fische nicht vor einer festgesetzten Zeit beginnen und es wurde mit einer Glocke zuvor ein Zeichen gegeben. Wir wissen dies aus einer drolligen Anekdote, die Strabon erzählt. Es ließ sich nämlich einst auf dem Markte ein Zitherspieler hören und eine Zeit lang schenkte ihm eine große Volksmenge die ungetheilteste Aufmerksamkeit; sobald aber die Glocke des Fischmarktes ertönte, verließen ihn Alle und strömten dem Verkaufsorte zu. Nur ein Harthöriger blieb zurück und zu diesem trat der Virtuos und sagte: „Mein Freund, ich weiß Dir vielen Dank für die Ehre, welche Du mir erzeigst; denn die Anderen sind beim ersten Klang der Glocke fortgegangen.“ — „Was sagst Du?“ erwiderte Jener, „die Glocke hat schon geläutet? — Behüte Dich Gott!“ stand auf und eilte hinweg. Mit den Astynomen zusammen wachten die Agoranomen darüber, daß die öffentlichen Gebäude nicht verletzt wurden und der Markt in gutem Zustande blieb, weshalb beiden Behörden ein später Redner vorwirft, es entstünden ganze Sümpfe in der Stadt Athen. Die Agoranomen waren mit einer Peitsche bewaffnet, die sie natürlich nur gegen Sklaven und Fremde in Anwendung brachten; gegen Bürger verhängten sie bei leichteren Vergehen Geldstrafen, bei schwereren traten sie zu einem Gerichtshof zusammen, dessen Amtsgebäude wahrscheinlich am Markte lag.

Auch die Maaße und Gewichte wurden von besonderen

Beamten regulirt und vielleicht schon geaicht, deren es unter dem Namen Metronomen fünf in der Stadt und fünf im Piräus gab. Dann bestand ferner für den Getreidehandel, der für das kornarme Land von besonderer Wichtigkeit war, eine getrennte Aufsichtsbehörde. Zehn Sitophylakes (Getreidewächter) ließen bei sich alles eingeführte Getreide deklariren, steuerten dem Kornwucher und sahen auf Befolgung der Mehl- und Brottaxen, so wie darauf, daß Niemand mehr als 50 Scheffel Getreide zu eigenem Vorrath ankaufte, was bei Todesstrafe verboten war. Uebrigens fehlte es schon damals nicht an Börsenkniffen zur Täuschung und Uebervortheilung des Publikums, um ein Steigen der Preise zu bewirken. „So gern sehen sie Euere Kalamitäten", sagt der Redner Lysias von den Spekulanten zum Volke, „daß sie dieselben theils früher als Andere zu erfahren trachten, theils selbst erdichten. Da sollen die Schiffe im Pontus Schiffbruch gelitten haben oder von den Spartanern gekapert worden sein oder die Handelsplätze unter Blokade liegen oder die Handelsverträge nächstens gekündigt werden." Für Beobachtung und Handhabung der Handelsgesetze, vorzüglich auch in Beziehung auf den Getreidehandel, sorgten außerdem noch speziell zehn besondere Handelskuratoren mit eigenen Kanzleischreibern und Amtsdienern, welche ihr Bureau im Piräus hatten.

Die Polizeigewalt über die Sitten war bekanntlich am ausgedehntesten in Sparta, wo die allmächtigen Ephoren über die gesammte öffentliche Zucht wachten. So wurde, um hier nur einige auffallende Fälle hervorzuheben, ein gewisser Naukleides, der durch Unterlassung der körperlichen Uebungen und durch verbotenes Wohlleben eine in Sparta anstößige Wohlbeleibtheit erzielt hatte, mit Ausweisung bedroht, wenn er nicht seine Körperfülle auf ein anständiges Maaß zurückführen würde. Der König Archidamos bekam einen Verweis, weil er eine kleine und häßliche Frau genommen hatte, die nach der Ephoren Meinung nur die Mutter von Königlein werden könnte. Der



Musiker Terpander aus Lesbos wurde bestraft, da er auf seine Leier eine Saite mehr als gewöhnlich gespannt hatte und dadurch von der alten und strengen Einfachheit der Musik abgewichen war. Die Frauen durften weder Gold noch gestickte Kleider tragen, noch langes Haar. Ja sogar von Lebensmitteln war es nicht unbedingt erlaubt zu kaufen, was und wie viel Jeder wollte, und nicht einmal den Bart abzuscheeren oder wachsen zu lassen, soll Lykurg der Willkür überlassen haben. Fremde, die auf irgend eine Weise übeln Einfluß auf Gebräuche und Sitten zu haben schienen, wurden sofort ausgewiesen.

In Athen stand die Sitten= und Luxuspolizei unter dem Areopag. Dieser auf dem Areshügel tagende, uralte Rath wirkte bis zu Perikles herab als Censor der Sitten, des öffentlichen und häuslichen Lebens, als Wächter der Gesetze, als Schirmer der durch das Alter geheiligten Institute und Kulte. Wer seine Aeltern nicht ernährte, oder das väterliche Erbtheil durch lüderlichen Lebenswandel vergeudete, erlitt den bürgerlichen Tod und verlor das Stimmrecht und die Befähigung zu allen Staatsämtern. Der Areopag durfte auch nach den Existenzmitteln derjenigen fragen, welche kein Vermögen besaßen und ohne einen Erwerbszweig zu betreiben, müßig gingen, und es scheint in früheren Zeiten eine regelmäßige Angabe der verschiedenen Gewerbe jährlich stattgefunden zu haben. Wer dreimal in dieser Beziehung als Herumtreiber bestraft worden war, verlor ebenfalls die bürgerlichen Rechte. Insbesondere erstreckte sich die polizeiliche Aufsicht der Areopagiten auf die Sitten der Frauen. Das athenienfische schöne Geschlecht war ja überhaupt nicht um seine Stellung zu beneiden. Im Gegensatze zu der kecken Dreistigkeit der Spartanerinnen und zu dem gesunderen und natürlicheren Auftreten der homerischen Griechinnen lebte die „im Schatten erzogene“ Athenerin in beinahe klösterlicher Abgeschlossenheit und bürgerlicher Unselbständigkeit, und blöde und ohne Bildung konnte sie mit der heiteren, geistig gewandteren Hetäre nicht konkurriren. Wenn sie einmal ihre im Hin=

terhause oder oberen Stocke liegenden Zimmer verließ und die Straße betrat, so durfte dies nicht ohne Begleitung eines Dieners oder einer Zofe geschehen, ja seit der Diadochenzeit bewachten besondere Polizeibeamte, die Gynäkonomen, ihre Schritte und konnten sie, sobald sie sich in Kleidung oder Benehmen etwas Ungebührliches zu Schulden kommen ließen, um 1000 Drachmen (250 Thlr.) strafen. Nur religiöse Handlungen und Feste lockerten zuweilen die strengen Schranken der Sitte. Dieselben Beamten hatten auch die Verpflichtung, bei Hochzeiten und Opferschmäusen zu erscheinen und darauf zu achten, daß nicht über dreißig Gäste zugegen waren, weshalb auch die gemietheten Köche sich jedesmal bei ihnen zu melden hatten.

Die ethische Thätigkeit des Areopags betraf aber auch ferner die Religion, den Kultus. Daher konnten Alle, die fremde Gottheiten verehrten oder ihren Dienst einzuführen strebten, wegen Gottlosigkeit vor sein Forum gezogen werden. Aspasia, die berühmte Freundin des Perikles, wurde der Religionsverletzung angeklagt; der große Redner vergoß bei ihrer Vertheidigung mehr Thränen, als wenn es sich um sein eigenes Leben und Vermögen handelte und rettete dadurch seine Klientin, wie später der Redner Hypereides durch ein noch drastischeres Mittel die schöne Phryne. Anaxagoras, dessen Namen einen bedeutenden Fortschritt in der Philosophie bezeichnet, des Atheismus angeklagt, weil er die Sonne für eine feurige Masse erklärt hatte und zuerst die Idee eines von der Materie gesonderten Weltgeistes lehrte, konnte ebenfalls nur durch Verwendung des Perikles vom Tode gerettet werden und wurde um fünf Talente und mit Verbannung bestraft. Der Freigeist Diogoras erregte durch schonungslose Angriffe auf die Volksreligion den Unwillen der Athener in so hohem Grade, daß er aus Athen fliehen mußte und daß man auf seinen Kopf sogar einen Preis von einem Talent Silber setzte, einen Preis von zwei Talenten aber, wenn ihn Jemand lebendig einlieferte.

Ein ähnliches Schicksal traf den Sophisten Protagoras, weil er in einer Schrift behauptet hatte, er wisse nicht, ob die Götter seien oder nicht und wie sie beschaffen seien. Seine Schriften wurden, wie die des Diagoras, konfiszirt und auf dem Markte verbrannt; er selbst fand auf der Flucht seinen Tod in den Wellen. Auch Aristoteles wurde wegen einiger Lehrmeinungen der Irreligiosität beschuldigt, aber besonders deshalb, weil er einem Freunde einen Hymnus gewidmet hatte, und dadurch göttliche Ehre erwiesen zu haben schien, und ging in freiwilliges Exil. Am bekanntesten ist das Verfahren gegen Sokrates, dessen Anklage sich darauf stützte, daß er neue Gottheiten einführte und von der Staatsreligion abgefallen wäre. Uebrigens kam es auch oft vor, daß der Areopag blos warnte und Verweise ertheilte. Bei Erwägung dieser polizeilichen Beschränkungen der Glaubensfreiheit fällt nun freilich die Thatsache sehr ins Gewicht, daß die Alten die Entgegenstellung der beiden Faktoren Staat und Kirche gar nicht kannten; sie würde ihnen als ein Frevel an der Würde des Staates vorgekommen sein. Der Kultus und die religiösen Institutionen waren innig mit dem Staatsorganismus verwachsen, nur ein Glied des Ganzen; und nach der Ueberzeugung jener Zeit bildete nicht die alleinige Kirche, sondern der Staat selbst und das Leben im Staate den Menschen zur Menschlichkeit, Sittlichkeit. Der Gehorsam, den der Staat auf diesem Gebiete forderte, war also durch die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen geboten. Dann verlangte aber der Staat auch nur Anerkennung der Götter und Kultusgebräuche, ohne ein Dogma, eine öffentliche Religionslehre vorzuschreiben. Freilich spricht gegen die Handhabung der sittenrichterlichen Disziplin überhaupt die Erfahrung, daß wol der äußere Schein der Sittlichkeit dadurch länger gewahrt, nie aber eine wahrhaft sittliche Gesinnung erzeugt werden kann. Auch in Athen bewahrheitete sich dies. Denn nachdem es den Bemühungen des Perikles gelungen war, durch Aufhebung des Areopages die Athener einer konservativ-

aristokratischen Schranke zu entledigen, und nun das souveräne Volk eine noch schärfere Polizei über sich selbst durch unbeschränkte Ausübung des Anklagerechtes zu üben begann, zeigte es sich, daß die allgemeine Entsittlichung schon zu weit vorgeschritten war, als daß diese auf die sittliche Tüchtigkeit und politische Tugend des Einzelnen basirte Einrichtung auf die Dauer einen gedeihlichen Zustand hätte begründen können. Es bildete sich im Gegentheil ein System der Angeberei und Inquisition aus und das ränkesüchtige, giftige Gezücht der Sykophanten (eigentlich: „Feigenangeber," wahrscheinlich in Zusammenhang mit einem alten Ausfuhrverbot) wucherte empor, von dem Demosthenes treffend sagt: „Ein solcher Mensch schleicht über den Markt wie eine Schlange oder ein Skorpion, der seinen Stachel in die Höhe gehoben hat und ihn bewegend umher schaut, wo er Jemandem Unheil bereiten oder Lästerungen über Einen ausschütten könne, oder wie er Jemandem Furcht einjagen und dadurch sich Geld erpressen möge. Als unversöhnlicher Menschenfeind bleibt er fern von den Verbindungen der Freundschaft und Liebe; aber wie die Maler die Umgebung der Gottlosen in der Unterwelt abbilden, so sind auch in seinem Gefolge Verleumdung, Neid, Zwietracht, Hader und Fluch." Da die Hälfte von dem, was die Verurtheilten als Buße verloren, dem Angeber zufiel, so ward dies ein Sporn zu rastloser Thätigkeit. Bedeutende und vermögende Leute sahen sich genöthigt, den Sykophanten zu schmeicheln und reichliche Geldopfer zu bringen, oder wie Kriton, der Feind des Sokrates, einen gegen die Anderen in Sold zu nehmen, „als einen Wächter für sich, wie er für seine Heerden Hunde halte gegen die Wölfe." „So lange ich reich war", sagt Charmides bei Xenophon, „lebte ich stets in Furcht vor Einbruch und Sykophanten: seitdem ich arm bin, schlafe ich ganz ruhig." Der reiche Feldherr Nikias löste sich von seinen Verfolgern durch ungefähr hundert Thaler und wurde deshalb viel verspottet. Auf dieselbe Weise schützte sich der Redner Lykurg: er ent-

schuldigte es damit, daß er sagte, für einen Staatsmann sei es ehrenvoller zu geben als zu nehmen. Zwar bestand ein Gesetz, nach dem jeder Ankläger, welcher nicht den fünften Theil der Richterstimmen erhielt, in eine Geldstrafe von 250 Thlr. verfiel; allein die Sykophantie wußte sich durch allerhand Ausflüchte zu decken, und so wurde der Wunsch, den der Redner Andokides aussprach und Tausende mit ihm theilten, das Vaterland von diesem Uebel befreit zu sehen, nie erfüllt. Noch Aristoteles schrieb scherzend aus Euböa an den makedonischen Reichsverweser Antipater, er möchte nicht in jener Stadt bleiben, wo, wie im Garten des Phäakenkönigs Alkinoos, „Feige bei Feige" stände.

Eine förmlich eingerichtete heimliche Polizei hat es wol nirgend in den griechischen Staaten gegeben. Auch das Briefgeheimniß blieb vom Staate unangetastet, wenn auch nicht immer von Seiten der habgierigen Zollbeamten. Dagegen hat die jüngere Tyrannis, das Resultat der sittlichen und politischen Entartung des Hellenenthumes, dieses unsaubere Mittel nicht verschmäht. So schickten die sizilischen Könige, besonders Hieron, der Erste, Horcher zu den Gastmählern. Die beste Polizei aber übte gewiß der von Aelian erwähnte Tyrann Tryzos, welcher, um geheime Umtriebe zu verhüten, seinen Unterthanen das Sprechen verbot und, als sie sich nun durch Geberden zu verständigen suchten, auch dieses untersagte. Man gehorchte, aber als einst auf dem Markte der allgemeine Schmerz sich in Thränen auflöste und der Tyrann auch diesem zu wehren suchte, brach ein Aufstand los und er wurde ermordet. — In Athen duldete man dagegen sogar geheime politische Gesellschaften, die in Rom stets verboten waren. Sie bildeten sich zur Zeit der unumschränkten Demokratie unter dem unverdächtigen Namen von „Kameradschaften" (Hetärien), standen unter Leitung von Oberhäuptern und banden ihre Mitglieder durch den Eid. Diese meist oligarchischen und reaktionären Klubs nahmen bald eine dem Bestehenden feindselige, hochverrätherische Tendenz an und

trugen durch die Gewissenlosigkeit ihres Egoismus viel zum Untergange des Staates bei.

Die erwähnten Behörden wurden in der Ausübung ihrer polizeilichen Funktionen durch eine aus 1000 Bogenschützen bestehende Stadtwache unterstützt. Diese waren öffentliche Sklaven, hießen Scythen, ohne es der Mehrzahl nach zu sein, und kampirten unter Zelten mitten auf dem Markte, später auf dem Areopag. Dennoch scheint es mit der nächtlichen Sicherheit der Straßen nicht zum besten bestellt gewesen zu sein. Die häufigen Trinkgelage und das Herumziehen lustiger, vom Weine aufgeregter Gesellschaften von einem Hause zum anderen, mögen schon genug Tumult verursacht haben. Aus den Rednern sieht man aber, daß auch Schlägereien um Hetären und schöne Knaben, gewaltsames Einbrechen in die Häuser gar nicht zu den Seltenheiten gehörten. Auch vor räuberischen Einbrüchen mittelst Durchbohrens der Wände und besonders vor einer Art von Gaunern, die des Nachts darauf ausgingen, den Leuten die Kleider vom Leibe zu reißen, scheint man viel Furcht gehabt zu haben.

Bei den Römern findet sich in der republikanischen Zeit ebenfalls kein unserer Polizei ähnliches Institut. Theils gehörte sie, wie bei den Griechen, in den Geschäftskreis verschiedener Beamten, theils wurde sie unter den Formen des Civil- und Kriminalprozesses geübt, theils fiel sie dem Familiengerichte und dem Hausvater anheim, der vermöge des ihm zustehenden, weit ausgedehnten Zucht- und Strafrechtes in manchen Fällen den auf der That ertappten Schuldigen sogar zu tödten befugt war. Die Hauptgeschäfte unserer Polizei verwalteten in Rom die Aedilen und Censoren, in den Provinzen die Statthalter und Munizipalädilen. Die Aedilen entsprechen in ihren Funktionen am meisten den griechischen Astynomen; nur daß man sich die Befugnisse der Agoranomen und Sitophylaken und die Verpflichtung zur Anstellung der öffentlichen Spiele hinzuzudenken hat. Es wurden jährlich vier, seit Cäsar aber sechs Aedilen

gewählt. Das ehrwürdige, hochangesehene Amt der Censur dagegen findet in Hellas keine Analogie; denn die beiden Censoren vereinigten mit der obersten Finanzverwaltung und der Einweisung der Bürger in die Klassen nach dem Vermögen das oberste Sittenrichteramt des Areopags. Und zwar war ihr Strafrecht ein sehr allgemeines, ganz ihrer subjektiven, sittlichen Willkür überlassenes. Niemand war davon ausgenommen; die vornehmsten und berühmtesten Männer des Staates, die amtirenden Magistrate selbst, waren ihm ebenso unterworfen, wie der geringste Bürger. Alle Handlungen, die gegen die Sitte der Vorfahren, gegen die allgemeine Sittlichkeit verstießen, namentlich solche, die kein ausdrückliches Gesetz der Verantwortung unterwarf oder bei denen der Ankläger fehlte, wurden vor ihren Richterstuhl gezogen. Dabei folgten sie ohne eigene Verantwortlichkeit lediglich ihrer inneren Ueberzeugung, nachdem sie beim Antritte ihres achtzehnmonatlichen Amtes geschworen hatten, sich weder durch Haß noch durch Gunst in ihren Urtheilen, die theils auf Rüge, theils auf bürgerliche Degradation lauteten, bestimmen zu lassen. Diese große Gewalt wurde gegen das Ende der Republik sehr geschmälert und endlich nebst der tribunicischen und prokonsularischen der kaiserlichen Machtvollkommenheit einverleibt. Ueberhaupt änderte sich unter Augustus die Polizeiverwaltung durch mannigfache Reformen und näherte sich schon bedeutend ihrem neueren Begriffe. Nach Eintheilung der Hauptstadt in 14 Regionen mußten die Aedilen ihre Befugniß mit den Prätoren und Volkstribunen theilen und sanken überhaupt zu Unterbeamten des neuernannten Stadtpräfekten herab, der als oberster Polizeichef nicht nur für Ruhe und Ordnung im Allgemeinen Sorge zu tragen hatte, sondern auch die einzelnen Zweige der Polizei in sich vereinigte.

Für die einzelnen Formen der römischen Polizei ist zu bemerken, daß gemäß der Hinneigung des Volkes zur Ausbildung des abstrakten Rechtes hier die Beamten größtentheils nach gesetzlichen Instruktionen handelten, die sie zum Theil selbst beim

Anfang ihres Amtes publizirten und die zugleich die Strafbestimmungen enthielten. Vor das Kriminalgericht gehörten alle Handlungen, welche die Sicherheit und Ruhe störten, wie das Tragen und Anhäufen von Waffen in böslicher Absicht, Zusammenrottungen und nächtliche Versammlungen. Auch Zünfte, Genossenschaften aller Art und besonders politische Reunions standen unter Aufsicht der Konsuln, Quästoren und Aedilen. Auch gegen die Zauberei, insofern sie den Staat oder die Religion gefährdete oder den Bürger an Leib und Vermögen schädigte, trat die römische Polizei strenger auf als die griechische. Während der Areopag einst eine Frau, die einen Mann durch einen Liebestrank vergiftet hatte, freisprach, weil sie nicht die Absicht der Tödtung gehabt, wurden unter manchen Kaisern die Zaubermeister und deren Kunden hingerichtet. Der Glaube an die Möglichkeit, die Saaten zu behexen und fremdes Getreide auf den eigenen Acker herüber zu zaubern, führte zu einem Verbote in den Zwölftafelgesetzen und noch im Jahre 157 v. Chr. zu einem interessanten Prozesse. Die Aedilen klagten einen gewissen Furius Kresinus der ökonomischen Zauberei an, der als guter Landwirth auf einem kleinen Grundstücke immer mehr Früchte gebaut hatte, als die neidischen Nachbarn. Um sich zu retten, schaffte er alle seine Ackerwerkzeuge, ein Paar wohlgenährte Ochsen und seine stämmige Tochter auf den Markt, zeigte sie dem Volke mit den Worten: „Dies sind meine Zaubermittel; Schweiß und Arbeit, die ich außerdem aufgewendet, kann ich Euch freilich nicht vorführen!" und wurde freigesprochen. Obgleich ferner der Römer viel toleranter gegen fremde Kulte war, als der Grieche, und selbst nach und nach das ganze griechische Göttersystem adoptirte, weil es in seiner religiösen Anschauungsweise lag, in Fällen, wo der Schutz der eigenen Götter nicht auszureichen schien, zu fremden seine Zuflucht zu nehmen und selbst gewissermaßen Verträge mit Gottheiten der Feinde zu schließen, so schritten doch zuweilen die Aedilen gegen solche ein, welche die Reinheit des einheimischen Kultus durch fremden

Aberglauben trübten. Das gefährlichste Beispiel der Art war die aus Etrurien eingeschlichene orphisch=bacchische Winkelregion, die im Jahre 186 v. Chr. mit unerbittlicher Strenge unterdrückt wurde. Auch an ihr zeigte sich, wie verführerisch und epidemisch die Unsittlichkeit wirkt, wenn sie unter der Maske der Heiligkeit erscheint, und mit vollem Rechte sah der Staat durch die bereits auf 7000 Köpfe angewachsenen Eingeweihten seinen gesammten Sitten= und Rechtszustand gefährdet. Handelten hier die Aedilen im Auftrage der Konsuln und des Senates, so war ihnen die spezielle Sittenpolizei in gewissen Dingen selbständig überlassen. Demzufolge führten sie die polizeiliche Aufsicht über Kuppler und Buhlerinnen und überwachten in moralischer und gesundheitspolizeilicher Hinsicht die öffentlichen Bäder. Besondere Kontrole erforderten auch die Popinen, Häuser, unseren Garküchen oder Restaurationen vergleichbar, in denen warme Speisen und Getränke verabreicht wurden. Da der ganze Stand der Gastwirthe tief verachtet war und man überhaupt eine Gemüthlichkeit des Wirthshauslebens nicht kannte, hielten sich nur Sklaven, Matrosen und Gladiatoren an solchen Orten auf, oder vornehme Wüstlinge, von denen ein gewisser Syriskus zu Martials Zeit eine halbe Million Thaler dort durchzubringen verstand. Besonders in der Kaiserzeit, wo die Frequenz der Popinen sehr zunahm, erschienen wiederholte Verbote gegen den Verkauf von gekochten Fleischspeisen, warmen Getränken und Backwerk, und noch im vierten Jahrhunderte suchte der Polizeipräfekt Ampelius den Abgrund der damaligen Schwelgerei zu schließen, indem er z. B. gebot, es sollte vor zehn Uhr Morgens keine Weinstube geöffnet werden, ebenso vor einer bestimmten Stunde keine Garküche und es sollte sich früher Niemand kauend auf der Straße blicken lassen! Außerdem waren diese Popinen wahre Spielhöllen, und da das Hazardspiel mit Ausnahme der Saturnalien in Rom stets verboten war (vergl. den Artikel „Gesellige Spiele“), so waren die Aedilen auch in dieser Beziehung ein Schrecken solcher Ver=

stecke. Daß ferner der Vertrieb von Giften und schädlichen Medikamenten, das Bestatten der Leichen innerhalb der Stadt und überhaupt jeder dem leiblichen Wohle des Mitbürgers zugefügte Schaden Polizeistrafen unterlag, sei nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Mehr Interesse gewähren die vergeblichen Anstrengungen, die von Seiten der Gesetzgebung gemacht wurden, um dem Luxus Einhalt zu thun. Noch 275 v. Chr. wurde ein angesehener Mann aus dem Senate gestoßen, weil sein Silbergeschirr zehn Pfund wog. Im Jahre 125 zogen die Censoren einen Augur zur Rechenschaft, weil derselbe etwas über 300 Thlr. Miethe für seine Wohnung bezahlte. Von der strengen Censur des Vaters der beiden Gracchen (169 v. Chr.) erzählt Plutarch, daß, wenn er von einem Gastmahle heimkehrend durch die Straßen ging, die Leute die Lichter auslöschten, um nicht in den Verdacht der Unmäßigkeit im Weintrinken zu kommen! Was vorzugsweise die Tafelgenüsse betrifft, so stammte schon aus uralter Zeit das Verbot schuppenloser Fische, wodurch man die theueren Seefische fern halten wollte. Ein anderes Gesetz (161 v. Chr.) erlaubte für gewöhnlich nur drei Gäste, beschränkte die Kosten der Mahlzeit auf ungefähr 2 Thlr. für die Festtage, 20 Sgr. für je zehn Tage in jedem Monate und auf 6 Sgr. für die übrigen und gebot, nie mehr als für 15 Sgr. Einkäufe an Lebensmitteln auf dem Markte zu machen! Der Genuß gemästeter Hennen und Haselmäuse, Schweineeuter, Wildschweinsköpfe und gewisse Weine und Salben waren besonders verpönt. Auch der Diktator Sulla suchte durch Erneuerung der alten Polizeivorschriften und durch neue Bestimmungen den breiten Strom der Verschwendung zu hemmen. Er gestattete unter Anderem für Werkeltage nur drei Pfund geräuchertes Fleisch und ein Pfund Salzfische und veröffentlichte eine unendliche Liste von Fischen, Saucen und Fleischgerichten mit den Taxen, so daß Makrobius mit Recht behauptet, er habe dadurch die Leckerhaftigkeit eher angereizt als vermindert. Ueberdies gab er den Aermeren durch

Herabsetzung der Preise nur Gelegenheit, sich die feineren Leckerbissen auch verschaffen zu können. Am vernünftigsten verfuhr später Tiberius in einer Zeit noch kolossalerer Ueppigkeit. Er verbot zwar Speisegeräthe aus gediegenem Golde und seidene Gewänder als Männertracht; als aber die Aedilen in ihn drangen, vermöge seiner censorischen Gewalt mit noch größerer Schärfe einzugreifen, wies er diese Zumuthung zurück. Am meisten wirkte wol später zur Minderung des Uebels das gute Beispiel der Kaiser, besonders Vespasians, und die Verarmung der Familien ersten Ranges.

Die höhere und niedere Marktpolizei hatten die Aedilen, wie erwähnt, gleichfalls. Sie sorgten für die nöthige Zufuhr von Getreide, bekämpften den Kornwucher und suchten auf jede Weise wohlfeile Preise herzustellen, bis von Augustus diese wichtige Sorge einem besonderen Präfekten übertragen wurde. Schlechte Lebensmittel nahmen sie weg, falsche Maaße und Gewichte zerbrachen sie. Auch in allen merkantilischen Beziehungen übten sie nicht blos polizeiliche Fürsorge, sondern besaßen auch für diesen Zweig ihre eigene Jurisdiktion und bildeten eine Art von Handelsgericht.

Was die Straßenpolizei betrifft, so gehörte die Anlegung und Pflasterung der Straßen in den Ressort der Censoren, aber die Instandhaltung und Reparirung lag den Aedilen nebst deren Unterbeamten, den Quartalaufsehern und Straßenfegern ob. Das Unterlassen der Reinhaltung seines Distriktes bekam dem nachmaligen Kaiser Vespasian, als Aedilen, sehr schlecht. Der Kaiser Kaligula ließ ihm durch Soldaten den Busen mit Straßenkoth füllen! Jeder Hauseigenthümer mußte die bei seinem Hause vorüberführende Straße unterhalten, und wenn er säumig war, gab der Aedil den Bau auf seine Kosten in Akkord und pfändete dann den Schuldigen aus. Alle Anlagen, wie Buden und Vorbauten, welche die Straßen verengten, waren die Aedilen ermächtigt, wegreißen zu lassen, so wie sie auch Geräthschaften und dergl., welche den Verkehr hinderten, zer=

schlagen ließen. Auch das Fahren und Reiten war innerhalb der Stadt verboten. Nur wenige bevorzugte Personen, wie die Vestalinnen, einige Priester und die oberen Magistrate bei solennen Aufzügen machten davon eine Ausnahme. Für Lastwagen existirten Polizeistunden, indem sie von Sonnenaufgang bis vier Uhr Nachmittags nicht fahren durften. Daher die Klage Juvenals: „Das Vorbeifahren der Wagen in der engen Krümmung der Gassen und das Durcheinanderschreien des haltenden Trains wird selbst den Meerkälbern den Schlaf rauben!“ Erst Hadrian verbot den schweren Lastwagen vollständig die Stadt. Die Erleuchtung seines Weges blieb in der Nacht jedem Einzelnen überlassen; denn obgleich Illuminationen bei festlichen Gelegenheiten nicht ungewöhnlich waren (man scheint aber in Rom dabei die Lichter und Fackeln vor die Thüren gestellt zu haben), so ist vor dem vierten Jahrhundert von regelmäßiger Straßenbeleuchtung keine Spur zu finden. Zum nächtlichen Schutze der Stadt gegen Feuersbrünste, Einbrüche und räuberische Anfälle wurde von August ein militärisches Korps von 7000 Mann gebildet, das seinen eigenen Präfekten hatte und in sieben Kasernen vertheilt lag. Diese Schaarwächter patrouillirten in der Stadt und hatten das Recht, bei drohender Gefahr rücksichtslos in die Häuser einzubrechen. Unter ihren Geräthschaften werden bereits genannt: Spritzen, Feuereimer, Aexte, Stangen mit Widerhaken, Leitern und Lappen zum Ersticken der Flamme, die mit Essig getränkt wurden. Diese Anstalten waren aber auch sehr nöthig in einer Stadt, die durch ihre Bauart dem Feuer so ungemeinen Vorschub leistete. Denn es bestand wol ein altes Gesetz, nach welchem jedes Haus einen freien Raum von zwei Fuß um sich herum haben sollte; aber während der letzten Zeit der Republik kümmerte man sich nicht um diese Bestimmung und baute die Häuser in engen, krummen Straßen massenweise an einander. Die Paläste der Vornehmen hatten eine große horizontale Ausdehnung, aber sonst keine bedeutende Höhe. Dagegen wohnte die bei weitem grö-

ßere Anzahl der Einwohner in besonderen, zum Zwecke der Vermiethung erbauten Häusern (insulae), deren Zahl sich zu den Herrenhäusern wie dreißig zu eins verhielt. Sie wurden aus leichtem Material mit vielen Stockwerken bis zu einer abenteuerlichen Höhe aufgethürmt. Zu den einzelnen Etagen stieg man auf getrennten Treppen von der Straße oder vom Hofe empor und bei den hohen Miethpreisen in der Stadt war es keine Seltenheit, daß Unbemittelte vier Treppen hoch wohnten. Der Schulmeister Orbilius logirte in seinen alten Tagen unter dem Dache, Martial drei Treppen hoch; Tertullian vergleicht die verschiedenen Himmel der Gnostiker mit dem wegen seiner Höhe sprichwörtlich gewordenen Miethhause eines gewissen Felikles. Auch diesem Uebelstande, der durch die freilich jeder Assekuranzanstalt entbehrende Spekulation reicher Leute gewachsen war, suchte August durch passende polizeiliche Vorkehrungen zu wehren. Besonders erwähnt wird nur, daß er das Maximum der Höhe für Gebäude an der Straße auf 70 Fuß feststellte. Nach dem großen Neronischen Brande wurden die Straßen erweitert, vorn an den Häusern Säulenhallen angelegt, von deren flachen Dächern aus man die oberen Etagen erlangen konnte, und die Gebäude wenigstens von unten auf aus Quadern erbaut. Allein die Straßen konnten der Ortsverhältnisse wegen doch weder sehr verlängert noch erweitert werden und der frühere Uebelstand, daß man von den Häusern aus Tabernen, Werkstätten und Läden jeder Art in die Straße hineinbaute, nahm auch nach dem Umbau der Stadt so sehr überhand, daß sich der Kaiser Domitian bewogen fand, eine gründliche Reinigung der Straßen vorzunehmen. Martial sagt darüber: „Die ganze Stadt hatte der täppische Krämer in Beschlag genommen und keine Schwelle befand sich innerhalb ihrer Grenze. Du hast, o Germanikus, die schmalen Gassen wachsen lassen und was nur erst ein Steig war, ist eine Straße geworden. Kein Pfeiler ist mehr mit angeketteten Weinflaschen umgürtet, noch wird der Prätor gezwungen,

mitten im Kothe zu gehen. Nicht mehr wird im dichten Menschenschwarm das gefährliche Scheermesser gezückt, oder versperrt die rußige Garküche den ganzen Weg. Der Barbier, der Schenkwirth, der Koch, der Metzger halten sich in ihren Grenzen. Jetzt ist es wieder Rom; vor Kurzem noch war es eine große Taberne." Aber auch die leichtsinnige Bauart der oberen Stockwerke griff nach dem Brande wieder um sich. Wenn Strabon von der Zeit des Augustus schreibt, daß in Rom unausgesetzt Häuser zusammenstürzten und daß der peripatetische Weltweise Athenäos von dem nächtlichen Einsturze seines Hauses erschlagen worden sei, so liest man noch bei Juvenal die Klage: „Wir bewohnen eine Stadt, deren Häuser fast in jedem Bezirke mit schmächtigen Balken gestützt sind; denn so begegnet dem Einsturz der Verwalter und hat er den Spalt des alten Risses wieder geflickt, so läßt er uns ruhig schlafen beim drohenden Falle." Auch die Sicherheit der Straßen während der Nacht war trotz der zahlreichen Schaarwache nicht vollkommen. In früherer Zeit zog man noch, wie der ältere Plinius schreibt, in den Fenstern nach der Straße zu Gemüse und Blumen; später aber „zwang der von einer unzähligen Menge getriebene, schreckliche Straßenraub, alle Aussicht zu verbauen," und Juvenal sagt: „Nicht fehlen wird es an Leuten, Dich zu plündern, wenn die Häuser sich geschlossen haben und jeder Riegel der eingeketteten Buden verstummt ist. Wol treiben auch hastige Banditen mit dem Dolche ihr Handwerk, so oft der pomptinische Sumpf und der gallinarische Wald von bewaffneter Macht umstellt ist. Dann laufen sie Alle hierher, wie gehegte Thiere zu ihren Fütterungsplätzen." Und war man zu arm, um die Augen der Diebe auf sich zu ziehen, so lief man stets Gefahr, des Nachts in Konflikt mit zahlreichen Nachtschwärmern und Raufbolden zu gerathen. Juvenal schildert das Vorspiel eines solchen Streites, „wenn es Streit ist, wo der Andere zuschlägt, während ich nur Prügel bekomme. Er bleibt stehen und ruft mir Halt zu. Gehorchen muß ich,

dennn was soll man machen, wenn ein rasender und dabei noch stärkerer Mensch uns zwingt? Woher kommst Du? schreit er; mit wessen Essig, mit wessen Saubohnen hast Du Dir den Wanst gefüllt? Welcher Schuster hat mit Dir Schnittlauch und gekochtes Schöpsmaul dinirt? Antwortest Du mir nicht? Entweder sag's, oder Du bekommst einen Fußtritt! Gieb auch an, wo Du wohnst; in welcher Judenschule treffe ich Dich? — Ob Du dann zu reden versuchst oder stumm zurücktrittst, ist einerlei: in jedem Falle bekommst Du Schläge." Zur stehenden Sitte unter der vornehmen Jugend wurde diese nächtliche Rauferei unter Nero, der selbst das größte Vergnügen daran fand, harmlose Straßenwandler zu schlagen, zu verwunden, in die Kloaken zu stürzen, der Kleider zu berauben, die Frauen zu insultiren, Verkaufsgegenstände aus den Buden zu rauben, bis er endlich selbst einmal von einem Senator unbarmherzig durchgewalkt wurde! Die Nachahmer, welche diese Bubenstreiche fanden, waren so zahlreich, daß man, wie Tacitus bemerkt, endlich die Nacht wie unter Belagerungszustand hinbringen mußte. Am meisten zeichnete sich damals durch frechen Muthwillen der nachherige Kaiser Otho aus, der hauptsächlich darin eine Meisterschaft besaß, die Gemißhandelten auf einem ausgespannten Mantel hoch empor zu schnellen oder zu „prellen".

Hinsichtlich der Gesundheitspolizei hatte man in Rom von Seiten der Regirung durch öffentliche Bäder, zahlreiche Wasserleitungen, Bassins und riesige Abzugskanäle, Latrinen und später besonders durch Anstellung öffentlicher Aerzte viel gethan. Die Staubwolken und Küchendämpfe, über deren Lästigkeit Horaz und Seneka klagen, sind unausbleibliche Zugaben großer Städte, die heute über dem stinkenden und rußenden Steinkohlenrauch beinahe vergessen werden können. Aber die Luft Roms selbst war ungesund durch die bösen Ausdünstungen der südlich davon gelegenen Sümpfe und die oft vorkommenden Ueberschwemmungen der Tiber. Gewisse Stadttheile, besonders der Vatikan, galten für Lieblingssitze der Fieber.

Vorzüglich Ende August, „wann," wie Horaz sagt, „die erste Feige und die Glut den Leichenbesorger mit schwarzen Trabanten umgiebt, wann Vater und Mutter für die Kinder zittern," dann entfloh, wer es nur ausführen konnte, der Stadt und suchte höher und gesunder liegende Gegenden auf.

Die athenische Sykophantie wiederholte sich bekanntlich zu Rom in schauerlicher Weise. Schon die mit Einführung der stehenden Kriminalgerichte verbundene Belohnung der Angeber vom Staate hatte, besonders seit den Zeiten der Julischen Ehegesetze, eine heillose Rotte von Anklägern ins Leben gerufen, die mit habgieriger Spürkraft und frecher Unverschämtheit ihr schmachvolles Gewerbe trieben. Gleich bei Beginn der Kaiserzeit wurde aber diese Giftpflanze dem sozialen Leben noch verderblicher, indem der gesetzliche Auftrag der Delatoren erweitert wurde und die Gesetze über Hochverrath und Majestätsbeleidigung hohen Blutlohn in Aussicht stellten. Es kam fortan nur auf die tyrannischere oder mildere Gesinnung der einzelnen Kaiser an, ob nach dem biegsamen Gesetze gelind oder grausam verfahren und der Eifer der Angeber gedämpft oder ermuthigt wurde. Unter Regenten, wie Tiberius, fand jeder Ankläger Glauben und jeder Verstoß wurde als Todesverbrechen gefaßt, mochte er selbst seinen Ursprung dem Scherze oder der Trunkenheit verdanken. Kein Geschlecht, kein Stand scheute sich, mit dem schmuzigen Gewerbe sich zu befassen, und selbst Senatoren übten es öffentlich oder geheim. Und dennoch begnügte sich das Mißtrauen und der Argwohn des Despotismus nicht mit der freiwilligen Zuträgerei dieser Sykophanten; es existirte bereits von Augustus an eine förmlich organisirte geheime Polizei. Unter den Rathschlägen, welche Dio Kassius von Mäcenas dem Fürsten ertheilen läßt, welche aber fast alle von wirklichen Einrichtungen abstrahirt sind, findet man auch Folgendes: „Wenn es aber nothwendig wird, daß Du aus diesen oder jenen Gründen Leute hältst, die mit Augen und Ohren Alles überwachen, was Deiner Herrschaft zu Gute kommt, damit

Dir nichts entgehe, was Deine Wachsamkeit und Abhilfe erfordert, so darfst Du ihren Berichten doch nicht unbedingten Glauben schenken, sondern mußt Alles genau untersuchen lassen.“ Später verwendete man die Feldjäger (speculatores) und Fouriere (frumentarii) der Armee zur Spionage und überhaupt ganz nach Art unserer Gensdarmen. Einer der mißtrauischsten Kaiser war in dieser Beziehung der überhaupt leicht reizbare Hadrian, unter dem die geheime Polizei den Gipfelpunkt ihrer Blüthe erreicht zu haben scheint und gerade die Häuser der dem Hofe am nächsten Stehenden am genauesten überwacht wurden. Schämte sich doch der Kaiser nicht, zuweilen seinen Freunden Proben von seiner Allwissenheit abzulegen! Auch Karakalla ließ sich nach Dio Kassius Alles, auch das Geringfügigste, berichten und verordnete, daß die Gensdarmen nur von ihm selbst zur Verantwortung gezogen werden könnten. Die Folge davon war natürlich, daß selbst die Senatoren ihrer Tyrannei unterworfen waren. Wie es die Agenten anfingen, um sich in das Vertrauen der Leute einzuschleichen, lehrt eine Stelle bei dem am Ende des ersten Jahrhunderts lebenden Philosophen Epiktet: „Ein Soldat in bürgerlicher Kleidung setzt sich neben Dich und fängt an, vom Kaiser übel zu reden; Du, als wenn Du dadurch ein Pfand für seine Zuverlässigkeit erhalten hast, daß er zuerst Beleidigungen ausgestoßen, sagst auch, was Du denkst; die Folge aber ist, daß Du in Ketten und ins Gefängniß geworfen wirst.“ Das Polizeiwesen scheint unter Konstantius eine Verbesserung erfahren zu haben. Allein in späterer Zeit, wo die Curiosi und Agentes in rebus an die Stelle der „Fouriere“ traten, mehren sich wieder die Klagen über die Polizeispione, die durch Androhung von Berichterstattung überall in den Provinzen Geld erpreßten.

Daß unter solchen Verhältnissen, „wo,“ wie Tacitus äußert, „der Verkehr durch Reden und Hören genommen war und wo man selbst das Gedächtniß verloren hätte, wenn das Vergessen ebenso in unserer Gewalt läge, wie das Schweigen,“ auch eine

scharfe Büchercensur von der Polizeigewalt geübt wurde, ist nicht befremdlich. Schon Cäsar hattte die Schriftsteller der Opposition theils einer wirklichen Censur unterworfen, theils nach Besiegung des Pompejus von der Amnestie ausgeschlossen. Ein Freund Ciceros, Aulus Cäcina, schildert in einem Briefe aus dem Exile recht treffend die Einschüchterung und Verlegenheit eines Literaten der damaligen Zeit in folgendem Selbstgespräch: „Dieses Wort wird er billigen, dieses ist verdächtig! — Ich lobe ferner Jemanden: ich werde doch damit nicht anstoßen? — Wenn ich aber anstoße? Wie? Wenn er diesen Mann gar nicht gelobt haben will? — Er verfolgt die Feder des Bewaffneten; wie wird es dem Besiegten und noch nicht Begnadigten ergehen?" Auch Augustus ließ sich durch die Feinde des Republikaners T. Labienus bewegen, dessen Darstellung der Bürgerkriege verbrennen zu lassen, worauf dieser aus Verdruß seinem Leben ein Ende machte. Dasselbe Schicksal traf vielleicht mit größerem Rechte die Schmähschriften des Kassius Severus. Schon unter Tiberius schwand aber „das Glück, denken zu können, was man will, und sagen zu dürfen, was man denkt", den Römern vollständig. Der Geschichtsschreiber Kremutius Kordus hatte des Brutus Genossen Kassius „den letzten Römer" genannt. Seine Schriften wurden vernichtet; er selbst kam der Hinrichtung durch den Hungertod zuvor. Gegen den eiteln Gelegenheitsdichter Lutorius Priskus, der den Tod des Drusus besang, bevor er noch erfolgt war, schritt der Senat, ohne den Kaiser zu fragen, mit der Todesstrafe ein. Ueberhaupt war Tiberius auch bei Dichtern gegen die leiseste Anspielung im höchsten Grade empfindlich und Mamerkus Skaurus büßte ein paar Verse seines Trauerspieles „Atreus" mit dem Leben. Kaligula hatte wol bei seinem Regirungsantritte aus Streben nach Popularität gestattet, die unterdrückten freisinnigen Werke des Labienus, Kremutius Kordus, Kassius Severus zu verbreiten und zu lesen, später aber beabsichtigte er sogar, Homers Gesänge zu vertilgen und ließ den unglücklichen Dichter einer

Volkspoſſe wegen eines einzigen zweideutigen Verſes mitten im Amphitheater verbrennen! Unter Nero „machte," um mit dem jüngeren Plinius zu reden, „die Knechtſchaft jede liberale wiſſenſchaftliche Beſtrebung lebensgefährlich," und noch ſchlimmeren, geiſtigen Despotismus übte Domitian, der die Vertreter der Wiſſenſchaft planmäßig verfolgte und den Triumviri capitales, welchen das Verbrennen der verbotenen Bücher oblag, viel zu thun gab. Selbſt unter dem milden Trajan wurde Juvenal wegen einer Anſpielung auf den einflußreichen Pantomimen Pylades in eine entfernte Provinz kommandirt.

Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt.

